Moltke

DD
M73B2H

DVB

Sammlung Dieterich

Band 5

Nach einer aquarellierten Zeichnung
von Adolph Menzel,
datiert 27. V. 1865. Berlin, Nationalgalerie.

MOLTKE

Leben und Werk in Selbstzeugnissen

BRIEFE · SCHRIFTEN · REDEN

—

Ausgewählt und herausgegeben von

Max Horst

Bibliothek

Mit 7 Abbildungen

—

In der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung

zu Leipzig

M738LH

63784
1-10-38

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Inhalt

Einleitung. Von Max Horst VII

Die Briefe

Vom Sekondeleutnant bis zum Hauptmann (1822–1835) 1

Das Kommando in der Türkei (1835–1839) 36

Der militärische Aufstieg (1840–1857) 87

Chef des Generalstabes der Armee 1858–1888. Die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 245

Die Friedensjahre (1871–1891) 334

Die Schriften

Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung 352

Die westliche Grenzfrage 380

Das Land und Volk der Kurden 406

Einleitung zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 414

Über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I. 416

Die Reden

Deutschland als Frieden gebietende Macht. Reichstagssitzung vom 15. Juni 1868 429

Die Reden

Befreiung der Militärpersonen von der Kommunalsteuer. Reichstagssitzung vom 28. Mai 1869 430

Über Arreststrafen. Reichstagssitzung vom 7. Juni 1872 437

Zum Sozialistengesetz. Reichstagssitzung vom 24. Mai 1878 440

Erste Lesung des Reichsmilitärgesetzes. Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 444

Bewaffneter Friede. Reichstagssitzung vom 1. März 1880 455

Das Heer – der Grundpfeiler des Friedens. Zum Militärpensionsgesetz. Reichstagssitzung vom 10. März 1886 459

Zur Friedensstärke des deutschen Heeres. Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890 460

Zeittafel 465

Sachregister 469

Einleitung

Die großen stillen Menschen! Umherblickend auf die geräuschvolle Fadheit der Welt, mit Worten von geringem Sinn, Taten von geringem Wert, wendet sich der Gedanke zum großen Reich des Schweigens! Carlyle

Zu diesen stillen, in ihrer Selbstbescheidung großen Menschen, denen Carlyle seine besondere Verehrung und Liebe zugewandt hat, muß jener Mann gerechnet werden, der durch seine Siege Mitschöpfer des Zweiten Reiches wurde, Helmuth von Moltke, der als sechsundsechzigjähriger, fast unbekannter preußischer General plötzlich zur weltgeschichtlichen Größe aufstieg.

Während der Schlacht bei Königgrätz noch konnte der General v. Manstein, als er einen von Moltke unterzeichneten Befehl erhielt, unwillig seine Umgebung fragen: „Wer ist denn der General Moltke?" Im Dänischen Kriege – zwei Jahre vorher – war Moltke trotz seiner Stellung als Chef des Generalstabes noch kein Einfluß auf die Führung der Armee eingeräumt worden; die offiziellen Stellen hielten es nicht einmal für notwendig, ihn über die Geschehnisse des Kriegsschauplatzes auf dem laufenden zu halten. Erst als die Feldzugsleitung des Marschalls Wrangel und seines Stabschefs Vogel von Falckenstein in Schwierigkeiten kam, wurde Moltke im Februar 1864 vorübergehend in das Hauptquartier nach Flensburg kommandiert. Zum Chef des Stabes beim Oberkommando jedoch ernannte ihn der König erst nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen. Aber auch in dieser Stellung war er nicht der maßgebende Ratgeber und

Vertrauensmann des Königs, sondern der Kriegsminister leitete die Operationen, und dem Chef des Generalstabes war es „erlaubt", bisweilen Vorträgen beim König als Zuhörer anzuwohnen. Das Kriegsministerium ersuchte ihn durch einen seiner Abteilungsdirigenten, ihm sein Gutachten über die weitere Kriegsführung vorzulegen. Als der Kriegsminister Roon bei den zwischen dem Hauptquartier und dem Ministerium in Berlin auftauchenden Meinungsverschiedenheiten den König schließlich fragte, ob Moltke davon unterrichtet werden dürfe, schrieb der König dem an Stelle des abgesetzten Wrangel mit der Führung betrauten Prinz Friedrich Karl: „Weder ich noch Roon denken daran, Hofkriegsrat spielen zu wollen." Den Chef des Generalstabes übergeht er völlig. Dieser gab dann trotz aller Schwierigkeiten schon bald nach seinem Eingreifen dem Dänischen Krieg die entscheidende Wendung und zwang wenige Wochen nach dem Übergang von Alsen und dem Vorstoß nach Jütland die völlig überraschten Dänen zum Frieden. Trotz dieser strategischen Leistung Moltkes, die sein König durch Verleihung des Kronordens erster Klasse mit Schwertern und mit einem persönlichen Handschreiben anerkannte, worin er ihm bestätigt, „seine Talente zur Kriegführung auf eine so eklatante Art dokumentiert zu haben", heißt es am 25. März 1866 in einem Schreiben des Chefs des Militärkabinetts an Roon, er sei „vielleicht damit einverstanden, daß es sich empfehlen möchte, den Generalleutnant von Moltke schon jetzt öfter zu den Besprechungen bei Sr. Majestät heranzuziehen, wenn es sich um Dinge handelt, die in das Ressort des Generalstabschefs gehören". Immer noch war die Kompetenzfrage zwischen Kriegsministerium und Generalstab nicht geklärt, so daß die Mobilmachung sowohl wie der Aufmarsch der Heeres-

säulen im Frühsommer 1866 nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gingen. Gegen Moltkes Stimme waren die preußischen Truppen aus Oberschlesien zurückgezogen und ohne sein Wissen das VIII. Armeekorps am Rhein festgehalten worden. Es gelang Moltke, diese Maßnahme, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach verhängnisvoll für seinen böhmischen Kriegsplan ausgewirkt hätte, im letzten Augenblick rückgängig zu machen. Am 2. Juni 1866 endlich erging die Verfügung, daß des Königs Befehle für die Armee durch den Chef des Generalstabes den Truppenführern zugeleitet würden, während bisher der Generalstabschef die Befehle zwar im Entwurf fertigstellte, das Kriegsministerium sie aber den betreffenden Frontstellen übermittelte. Damit hatte Moltke eine der bedeutendsten Reformen, wenn auch zunächst nur angebahnt, doch schließlich kraft seiner Leistungen durchgesetzt, indem er die Beziehungen zwischen oberster Führung und oberster Beratung eindeutig festlegte. Die schon erwähnten Schwierigkeiten seitens der oppositionellen Unterführer zeigen, wie schwer sich diese neue Stellung des Generalstabschefs bei der Armee durchsetzen konnte. In seiner 1861 verfaßten Schrift über den italienischen Feldzug von 1859 hatte Moltke die wesentlichen Funktionen eines Generalstabschefs mit der Forderung umrissen, daß dem Kommandierenden im Felde nur von einem einzigen Verantwortlichen *eine* Ansicht vorgetragen werden dürfe. „Man umgebe aber den Feldherrn mit einer Anzahl von einander unabhängigen Männern – je mehr, je vornehmer, je gescheiter, um so schlimmer –, er hörte bald den Rat des einen, bald des andern; er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewissen Punkte, eine noch zweckmäßigere in einer andern Richtung aus, erkenne dann die durchaus berechtigten Einwürfe eines

dritten an und die Abhilfevorschläge eines vierten, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohlmotivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren würde." Daß dieser allein verantwortliche oberste Berater des Kriegsherrn der Chef des Großen Generalstabes sein müsse, hatte bis dahin außerhalb der militärischen Vorstellungswelt gestanden. Welche Bedeutung hatte denn der Große Generalstab zu der Zeit, als der Prinzregent Wilhelm den General Moltke – im Jahre 1857 – an seine Spitze stellte? Der Große Generalstab unterstand als selbständige Behörde unmittelbar dem König, sein Chef hatte das Recht des Immediatvortrages. Bei Antritt seiner Stellung hatte Moltke – seit einem Jahr Generalmajor – 64 Offiziere unter seinem Kommando, welche sich in der Hauptsache mit der Landesaufnahme, kriegsgeschichtlichen Forschungen und theoretischen Studien der fremden Armeen und Kriegsschauplätze befaßten. Die Institution des Generalstabes hatte damals mehr den Charakter einer Akademie und Hochschule der Kriegswissenschaften. Zum „Hirn der Armee" ist er erst durch Moltkes große Erzieherarbeit während drei Jahrzehnten geworden.

Dank seiner großen Gestaltungs- und Urteilskraft, seiner hohen Begabung und der unerschütterlichen Charakterstärke hat er in schöpferischer Arbeit dieses Institut aus engen Verhältnissen zum maßgebenden und entscheidenden Amt innerhalb der preußisch-deutschen Armee gemacht. Als Moltke seine neue Stellung antrat und damit seinen bedeutungsvollsten Lebensabschnitt begann, besaß der Generalstab keinerlei Einfluß auf die Gestaltung der Heeresorganisation und die Ausbildung der Truppen. Der Chef des Generalstabes wurde nicht in die Kommission der Generale berufen, die auf Initiative des

Prinzregenten Wilhelm sich mit der Reorganisation der Armee befassen sollten. Moltke stellte auch in dieser für die preußische Armee lebenswichtigen Frage sein Amt nicht in den Vordergrund, sondern wartete still und weise seinen Zeitpunkt ab. Obgleich er lebhaft die Reorganisation befürwortete, trat er doch ohne Verärgerung hinter der starken Persönlichkeit des Kriegsministers Roon zurück. Er begnügte sich vorläufig damit, selbständigen Einfluß auf die ihm untergebenen Generalstabsoffiziere auszuüben und sie durch sein Beispiel und sein überragendes Wissen auf ihren Führerberuf vorzubereiten. Kriegsgeschichtliche Studien, taktische und topographische Aufgaben und vor allem die regelmäßigen Generalstabsreisen waren ihm bei seiner Lehr- und Erziehungsarbeit die so segensreich sich auswirkenden Hilfsmittel. In den acht Jahren von seiner Ernennung zum Chef des Generalstabes an bis zum Ausbruch des Deutsch-Österreichischen Krieges von 1866 sind fast sämtliche Generalstabsoffiziere durch seine Schule gegangen und so in den Moltkeschen Anschauungen über Strategie durchgebildet.

In einer großen Zahl von Denkschriften bearbeitete Moltke in den Jahren bis zum Ausbruch des Dänischen Krieges die möglichen Kriegslagen, wobei er unter Berücksichtigung der wechselnden politischen Verhältnisse und der europäischen Mächtegruppierungen seine Pläne zielklar und weitschauend darlegte. Welch großen Wert Moltke auf kriegsgeschichtliche Studien legte, denen er persönlich mit großer Neigung nachging, zeigt die stattliche Reihe der kriegsgeschichtlichen Werke, die unter seiner Leitung bis zum Ausbruch des Krieges mit Österreich im Großen Generalstab bearbeitet wurden. Neben dem „Feldzug 1809 in Bayern", der „Schlacht von Sol-

ferino", der „Geschichte des Krieges gegen Dänemark" hat Moltke vor allem durch die Bearbeitung des „Italienischen Feldzuges 1859" seine Ansichten über Armeeführung den Fachkreisen bekanntgegeben.

Die taktische Ausbildung der Generalstabsoffiziere ließ er sich besonders angelegen sein, indem er vornehmlich während des Winters nach der Karte zu lösende Aufgaben durch die Abteilungschefs stellte. Höhepunkte dieser Ausbildung waren die von Moltke persönlich gestellten Aufgaben, an deren Bearbeitung alle Offiziere des Großen Generalstabes sich beteiligen mußten. So zog sich Moltke eine große Schar von tüchtigen Offizieren mit eigenem Urteil und von selbständigem Denken heran, die, von seinem Geist durchdrungen, in seinen Auffassungen Führer und Erzieher des deutschen Offizierkorps geworden sind. Es ist das überragende Verdienst Moltkes, diese Schule für die Führergehilfen geschaffen zu haben, die ihre Überlegenheit nicht nur während des Deutsch-Französischen Krieges in den Unterführern Goeben, Manteuffel, von der Tann, Alvensleben bewiesen hat. Über ein Menschenalter – von 1857 bis zu seinem Ausscheiden aus dem Amt im Jahre 1888 – arbeitete Moltke unermüdlich an der Weiterbildung und -führung der Schule des deutschen Generalstabes, die er als ein lebendiges Vermächtnis den nach ihm Kommenden hinterließ. Wie sehr der Generalstab das ihm anvertraute Gut seines eigentlichen Schöpfers zu treuen Händen bewahrte, hat der Weltkrieg bewiesen, den das vom Großen Generalstab geführte deutsche Heer nach einem Feindeswort „die Stirn wund von Lorbeer" bestanden hat. Und kein größeres Ruhmeszeugnis konnten die Feindbundmächte dem geschichtlichen Werk Moltkes ausstellen, als in dem Artikel 160 des Versailler Schand-

diktats ausgesprochen ist: „Der deutsche Große Generalstab und alle ähnlichen Behörden werden aufgelöst und dürfen in keiner Form wiederhergestellt werden..."
Moltke hat keine Lehre seiner Strategie niedergeschrieben. Er erklärte die Strategie als „ein System der Aushilfen. Sie ist mehr als Wissenschaft, sie ist die Übertragung des Wissens auf das praktische Leben, die Fortbildung des ursprünglich leitenden Gedankens entsprechend den stets sich ändernden Verhältnissen, ist die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen." Diese Moltkesche Lehre hat der bedeutendste unter seinen Nachfolgern, General von Schlieffen, ausgelegt als einen „Protest gegen diejenigen, die in einer Theorie, einer Methode, in inneren und äußeren Linien, in Umfassung oder Durchbruch und so weiter das alleinige Heil sehen. Es ist die Behauptung, daß für jeden Fall das Zweckmäßigste gesucht werden muß, und es ist die Herstellung voller Freiheit für den Feldherrn, das zu tun, wodurch er den Sieg gewinnen zu können glaubt."
In diesem Zusammenhang muß die Bestimmung des Begriffes Operationsplan genannt werden, die Moltke gegeben hat: „Feststellung der ersten Bewegungen einer Armee bis zum Zusammenstoß mit dem Feind." Seine Operationspläne waren in ihrem Aufriß der allgemeinen politischen und militärischen Lage, den daraus folgenden Vorschlägen und Zielen unübertroffene Meisterwerke. „Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stets im Auge behalten, aber die Wege, auf denen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen." „Die Kraft des deutschen Heeres liegt in der Initiative, Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf der Feldzüge kaum wiedergutzumachen." Diese Aussprüche Moltkes

zeigen, daß er bei seinem strategischen Handeln sich von keiner vorgefaßten Meinung beeinflussen ließ. „Erst wägen, dann wagen", so schlug der große Vernichtungsstratege in acht Tagen die österreichische Armee aus dem Felde, so vernichtete er in wenigen Wochen die Armee des Kaisers Napoleon III. Durch diese einfachen Sätze, die die Klarheit und Logik des Moltkeschen Denkens unverhüllt zeigen, wird das Charakteristikum offenbar, durch das sich Moltke von andern Feldherrn der Weltgeschichte unterscheidet. Moltke hat seine Kriege in methodischer Weise geführt, er ist im Vergleich zu den Gustav Adolf, Prinz Eugen, Friedrich der Große oder Napoleon am meisten Theoretiker, der die Kriegskunst systematisch betreibt. Im Gegensatz zu den großen Feldherrn der Weltgeschichte, die zugleich Könige oder Staatsmänner waren, war Moltke ausschließlich Militär und Stratege. „Indem er aus dem Reichtum einer großen, menschlich nach allen Seiten fortgebildeten Anlage als praktische Tätigkeit den einen ausschließlichen Beruf des Soldaten hervorgehen ließ und erst in hohen Lebensjahren zur vollen Ausübung kam, gelangte er dazu, den Kreis dieser Berufstätigkeit auch gedanklich vollständig zu beherrschen und Theorie und Praxis in absoluten Einklang zu bringen." (Delbrück)

Der Volksmund hat ihn schon früh den Schlachtendenker genannt, womit die Teilwahrheit ausgesprochen wird, daß der Feldmarschall eine durchgebildete Verstandesnatur, ein „mathematischer Kopf" gewesen sei, der in sicherer Berechnung alle Möglichkeiten recht beurteilt habe. Diese Auffassung trifft nur einen Teil von dem Wesen des Moltkeschen Feldherrntums. Um das „Schlachtendenken" fruchtbar werden zu lassen, müssen Entschlußkraft, Kühnheit, Beharrlichkeit, Verantwortungsfreude: Charaktereigenschaf-

ten also, der Elan der großen Seele hinzukommen. Das Stigma der Moltkeschen Feldherrngröße liegt darin, daß die Entschlossenheit seines Willens, der sein Urteil trieb, getragen wurde durch die Sicherheit und das Wissen um die absolute Richtigkeit seines Urteils. Bei ihm standen Theorie und Doktrin mit der Wirklichkeit der Dinge völlig im Einklang. Moltke ist der Schüler von Clausewitz nicht in dem Sinne der persönlichen Beziehung, sondern er hat sich dessen Lehren am reinsten zu eigen gemacht. Von Clausewitz, der nach einem Wort Delbrücks „als Jünger und Freund Scharnhorsts und Gneisenaus die geistige Verbindung der beiden großen Kriegsepochen des neueren Preußens darstellt", wußte er, daß das irrationale Element der Strategie nur durch Willenskraft und Gemütsstärke überwunden werde. Bestechen uns andere Feldherrn durch die Stärke der Leidenschaft, des Temperaments, so liegt Moltkes Kraft in der durch nichts zu erschütternden Ruhe, die letztlich eine ihm von Natur verliehene und durch den Intellekt weitergebildete Charaktereigenschaft ist.

Verdy du Vernois, der im Deutsch-Französischen Krieg Abteilungschef im Großen Generalstab war, hat das Bild des Feldherrn während jener entscheidungsschweren Wochen also festgehalten: „Moltke lebt nur mit seinem Stabe zusammen und ist stets gleich gütig gegen jeden einzelnen von uns. Niemand hat je ein unfreundliches Wort während des ganzen Feldzugs zu hören bekommen. Mit uns ist er auch munter in seiner einfachen Heiterkeit und vollständigen Anspruchslosigkeit. Wir fühlen uns alle dabei wohl und verehren ihn so, daß wir ihn auf Händen tragen möchten. Aber auch außerhalb unseres kleinen Kreises gibt es nur eine Stimme der Anerkennung für ihn; ein jeder sagt: er sei ein wahrhaft klassischer Charakter."

Dabei sind Moltke gerade während des Siebzigerkrieges Widerstände innerer und äußerer Art, Mißhelligkeiten, Neid, Widersetzlichkeiten seitens einzelner Truppenführer und sogar widerspenstige Eigenmächtigkeiten, wie die des Generals von Steinmetz, nicht erspart geblieben. Zu diesen menschlichen Unzulänglichkeiten seiner Mitarbeiter traten Rücksichten, die er auf seinen König nehmen mußte und die ihn in der Durchführung seiner Pläne behinderten. Fehler der Unterführer und die Eingriffe dritter mußten durch sofortiges Anpassen bereinigt und nach Kräften wiedergutgemacht werden. In den schicksalsschweren, blutigen Schlachten des August 1870 zeigte sich das Versagen der Kavallerieaufklärung fast verhängnisvoll. In seiner eigenen Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges hat er sich selbst später wegen der Schlacht bei Gravelotte getadelt, um seinen König zu schonen. Der Feldherr, der in vier Wochen die Armee Napoleons III. schlug und dadurch dessen Kaisertum stürzte, der in sechs Monaten zwanzig Festungen eroberte, vier Feindheere besiegte, hat es erfahren müssen und später in seiner Darstellung des Krieges ausgesprochen, daß es eine Täuschung sei, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. „Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu tun vermag." Moltke wollte ursprünglich an der Saar den Franzosen eine große Umfassungsschlacht liefern, mußte aber seinen Plan ändern, wobei er jedoch sein Ziel, die

französische Heeresmacht von Paris abzuziehen und die Heeresgruppen einzeln zu schlagen, nicht aufgab. Größere Schwierigkeiten entstanden Moltke noch vor Paris durch die Spannungen zwischen ihm, Bismarck und Roon, die sich so weit zuspitzten, daß Moltke sogar sein Abschiedsgesuch entwarf. Wegen der Beschießung der französischen Hauptstadt waren Feldherr und Kanzler auseinandergekommen; Bismarck, der aus politischen Gründen für eine größtmögliche Beschleunigung des Krieges sich einsetzte, forderte die Beschießung, während Moltke mehr für die Aushungerung war, zumal für eine erfolgreiche Beschießung der Geschütz- und Munitionspark der Artillerie nicht ausreichte. Zum offenen Ausbruch des Zwiespaltes zwischen Bismarck und Moltke kam es eine Woche nach der Kaiserproklamation zu Versailles, als Trochu beim Chef des Generalstabes über die angeblich absichtliche Beschießung von Krankenhäusern Beschwerde führte. Als Moltke von sich aus diese Beschwerde abwies, ohne Bismarck zu unterrichten, beklagte sich dieser direkt beim Kaiser über den Eingriff eines Generals in seine amtlichen Befugnisse. Wilhelm I. stellte sich in einem scharfen Schreiben auf die Seite des Bundeskanzlers und erwartete von Moltke, daß er die geeigneten Anordnungen treffen werde, „um die bisher häufig vorgekommenen Klagen über mangelhafte Informationen betreffs der militärischen Situationen in Zukunft zu vermeiden". In Moltkes Arbeitszimmer im Gebäude des ehemaligen Großen Generalstabes, dem jetzigen Sitz des Reichsinnenministeriums, liegt der handschriftliche Entwurf seiner Beschwerde über Bismarck vom 25. 1. 1871, die er nicht abgesandt hat: „Ich habe das Verhältnis bisher dahin aufgefaßt, daß der Chef des Generalstabes (besonders im Felde) und der Bundeskanzler zwei gleich-

berechtigte und voneinander unabhängige Behörden unter dem direkten Befehl Euer Majestät sind, welche sich gegenseitig in Kenntnis zu halten haben. Von meiner Seite ist das geschehen, von der anderen nicht. In dieser großen und schweren Zeit habe ich Euer Majestät niemals mit Beschwerden behelligt und darf mit gutem Gewissen versichern, daß ich stets bemüht gewesen bin, ein freundliches und dienstförderliches Vernehmen mit dem Herrn Bundeskanzler aufrechtzuerhalten. Ich glaube aber Euer Majestät Gerechtigkeit anrufen zu dürfen, mich gegen die wiederholten und völlig unbegründeten Anklagen des Grafen Bismarck in Schutz nehmen zu wollen." Auf die Forderung seines Königs, den Bundeskanzler zukünftig fortlaufend über die militärischen Situationen zu unterrichten, legte Moltke den Standpunkt des unabhängigen Feldherrn dahin fest, daß „eine regelmäßige Mitteilung hierüber wohl nur in dem Falle gerechtfertigt sein würde, wenn Euere Kaiserliche Majestät geneigt sein sollten, Sich hierin des Rates des Grafen Bismarck zu bedienen. Da es indessen eine feststehende Meinung ist, daß kriegerische Operationen einer einheitlichen Leitung bedürfen, so bin ich sehr gerne bereit, den bezüglichen Vortrag und auch die Verantwortung dem Bundeskanzler allein zu überlassen ..." Damit war der tiefe Gegensatz zwischen Kriegführung und Politik, zwischen Soldatentum und Staatsführung in ihren beiden geschichtlichen Exponenten unversöhnlich ausgesprochen. Moltke trat mit dieser seiner Forderung nach völliger Unabhängigkeit des Feldherrn in seinen Handlungen in Gegensatz zu Clausewitz, welcher lehrte, daß die Politik während der ganzen Dauer der Kriegführung nicht schweige, sondern alle kriegerischen Handlungen beeinflusse und durchsetze. Moltke hat es nicht zum Äußersten,

zum Bruch kommen lassen. Auf der Höhe seines Feldherrnruhmes bezwang er sich, stellte seine Person der Sache gegenüber zurück und hielt seinem König die Treue, in dessen Person, wie er es nach Jahren ausgesprochen hat, „die politischen und militärischen Forderungen ihren Ausgleich fanden". In der Stunde, die von ihm an Entscheidungen das Höchste forderte, was von Menschen verlangt werden kann, erinnerte sich seine adelige Seele, daß sie gesucht, wem sie dienen könne, und blieb Diener bis ans Ende.

Helmuth Karl Bernhard Freiherr von Moltke entstammte einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlecht, das urkundlich schon 1246 einen Matheus von Moltke als Ritter nachweisen kann. Mehrere Linien verzweigen sich nach Schweden und Dänemark, wo ihre Mitglieder zu einflußreichen Staats- und Kirchenämtern aufstiegen. Das Gut Stridfeld bei Tessin in Mecklenburg ist das Stammhaus des Geschlechtes, das durch sechzehn Generationen im ununterbrochenen Besitz der Familie blieb, bis es 1781 verkauft wurde. Helmuths Großvater Friedrich Siegfried war als Page wegen eines Streites mit dem Hofmeister aus württembergischen Diensten geflohen und hatte sich nach Wien in kaiserlich österreichische Dienste unter den Befehl eines Feldmarschalls von Moltke begeben. Als Hauptmann nahm er, großjährig geworden, seinen Abschied und heiratete eine Hugenottin, Sophie Charlotte d'Olivet, so daß Helmuth von Moltke von seiner Großmutter väterlicherseits französisches Blut hat. Helmuths Vater, Friedrich von Moltke, das neunte von dreizehn Kindern, war, wie seine sieben Brüder, in preußische Dienste getreten und hatte als junger Leutnant die Tochter Henriette des Geheimen Finanzrates Paschen

aus Lübeck geheiratet. Auf Drängen seines Schwiegervaters hatte er seinen Abschied genommen und war zu seinem persönlichen Unglück Landwirt geworden. In der Bewirtschaftung seiner Güter besaß er keine glückliche Hand. Mißernten, der Zusammenbruch von 1806, die Plünderung Lübecks durch die Franzosen hatten seine Finanzen und das Vermögen seiner Frau ruiniert. So trat er, durch den Ankauf eines im dänischen Herzogtum Holstein gelegenen Gutes dänischer Untertan geworden, in dänische Militärdienste, worin er es vom Major der Landwehr bis zum Generalleutnant brachte. Sein Sohn Helmuth scheint von dem unsteten Wesen und der Lebensuntüchtigkeit seines Vaters kaum Entscheidendes für seinen Lebensweg überkommen zu haben, dagegen müssen nach den Schilderungen, die wir über seine Mutter besitzen, viele Wesenszüge von dieser feinen, gebildeten, klugen Frau auf ihn übergegangen sein. Da schon seit 1809 seine Eltern getrennt lebten und sich später nur selten wiedersahen, lag die Erziehung der acht Kinder in der Hauptsache der Mutter ob. Tapfer hat sie, die in ihrer Jugend in sicherer Wohlhabenheit aufgewachsen war, den Kummer und das Leid ihrer zerrütteten Ehe getragen und ihren Kindern eine gemütstiefe und auf geistige Dinge gerichtete Erziehung gegeben. Aus den engen und dürftigen Verhältnissen seines Vaterhauses kam der junge Helmuth mit elf Jahren (geb. 26. Oktober 1800 zu Parchim) auf eine Freistelle an der Landkadettenakademie zu Kopenhagen, wo er sieben freudlose Jahre in überaus strenger Zucht und Schule zubringen mußte. Er selbst hat sich später bitter über diese harte Jugend geäußert: „Es war eine wahrhaft spartanische Erziehung, die den Kadetten durch strenge, ja ich glaube, viel zu strenge Behandlung zuteil wurde. Der Ton war sehr hart, von Liebe und

Teilnahme merkte man keine Spur; eine sorgsame Erziehung in moralischer Richtung gewährte diese Institution nicht. Ein oft zutage tretendes Mißtrauen wirkte außerordentlich schädlich, wenn auch die Absichten, die es hervorriefen, vielleicht gut sein mochten. Die Zöglinge, die, ohne Schaden zu nehmen, diese Schule durchmachten, sind in einer harten, aber auch abhärtenden Schule gewesen. Eins aber muß betont werden, daß tüchtige und in jeder Richtung militärisch denkende Soldaten aus dieser spartanischen Schule hervorgingen. Das Ansprechendste war für uns das Kameradschaftsgefühl und die unverbrüchliche Treue, die sich vom ersten bis zum letzten die Kadetten gegenseitig bewahrten. Keine Härte konnte irgendeinen dazu bringen, diese Treue zu brechen." Ein Kamerad aus dieser Kopenhagener Kadettenzeit schildert ihn uns als einen jungen Menschen mit vollem, blondem Haar und gutmütigen blauen Augen, von stillem, aber freundlich entgegenkommendem Wesen und treuherzigen, offenen Antlitzes, über „dessen ernste Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug verhaltener Wehmut flog. Sein eiserner Fleiß und energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten sie mit sicherer Hand zu erreichen. Bei seinen Kameraden stand er in einem gewissen Respekte; er wußte dies auch, niemals aber machte er von seinem Übergewicht und Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig und mitteilsam im Verkehr, ernst, zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, beseelten ihn vorzugsweise ein unermüdlicher Pflichteifer und eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit".

Zu Anfang 1818 wurde Helmuth, nachdem er ein Jahr Page am Hofe des dänischen Königs gewesen war, Sekondeleutnant. Sein ausgezeichnetes Offiziersexamen

schloß mit den weniger guten Noten in – Taktik und Kriegskunst ab! Nachdem er zwei Jahre als Leutnant beim oldenburgischen Infanterieregiment in Rendsburg gestanden hatte, kam er 1821 anläßlich einer Urlaubsreise mit seinem Vater nach Berlin zu dem Entschluß, in preußische Dienste überzugehen. So wurde Moltke, wie sein mecklenburgischer Landsmann Blücher, wie die Gneisenau und Scharnhorst, Wahlpreuße. Über die Beweggründe seines Übertritts hat sich Moltke selbst nie ausgesprochen. Wir dürfen annehmen, daß es der Ruhm und die Größe der preußischen Armee gewesen sind, die ihn wie die genannten großen Vorbilder in das preußische Heer zogen. Nach bestandenem preußischen Offiziersexamen wurde er am 12. März 1822 als jüngster Sekondeleutnant dem 8. Infanterieregiment in Frankfurt a. d. O. zugeteilt, von wo er nach kaum eineinhalb Jahren zum dreijährigen Kurs auf die Kriegsakademie nach Berlin berufen wurde. Was Moltke nach seinen eigenen Worten sich aus den dänischen Kadettenjahren in die preußische Dienstzeit mit hinübergenommen hatte, ein hartes, strenges Soldatentum und, als das besondere Ergebnis der militärischen Ausbildung und Erziehung, Kameradschaft und Treue, bildeten das Fundament, auf dem er in Entsagung und Entbehrung, mit nie rastendem Pflichteifer und härtestem Fleiß sein Leben gestaltete. Seine von häuslichen Sorgen und elterlichem Zwiespalt überschattete Kindheit, die Nöte seiner auf sich allein gestellten Mutter und die lieblose Umwelt im Kadettenkorps hatten ihn frühzeitig gelehrt, selber sein Leben und sein Schicksal in die Hand zu nehmen. Nicht durch Erbe noch durch Glück oder Gewalt ist Moltke zu seiner weltgeschichtlichen Leistung gekommen, sondern durch Ausbildung dessen, was in ihm lag. Während der Kriegsakademiezeit

hat er sich buchstäblich durchhungern müssen, um für seine persönliche wissenschaftliche Fortbildung sowie für das Studium fremder Sprachen die nötigen Mittel aufbringen zu können. Ohne Unterstützung von Hause, kann er nur durch fleißige schriftstellerische Arbeit, Übersetzungen und Aufsätze für die Tagespresse seinen ständigen Geldverlegenheiten abhelfen. Sein schwächlicher Gesundheitszustand zwang ihn zum äußersten Maßhalten, lehrte ihn frühzeitig den Verzicht auf manche Genüsse und bildete bei ihm jene Anspruchslosigkeit, die er sich bis in sein hohes Alter bewahrte. „Keine gute Akquisition!" hatte Prinz Wilhelm von Preußen, sein späterer König und Kaiser, geurteilt, als er den überschlanken und hageren Leutnant – „so dünn wie ein Bleistift" – bei der Parade sah. Aber in diesem jungen, dem Idealtyp eines Offiziers äußerlich nicht entsprechenden Moltke waren ein großer Wille und eine zielbewußte Beharrlichkeit, die ihn allen Widerständen und Entbehrungen zum Trotz in stetiger Entfaltung seinem Aufstieg entgegentrugen. Ein Studiengenosse auf der Kriegsakademie hat über ihn später, als er der große Feldherr geworden, geäußert: „Er sah damals ganz so aus wie später und war ungefähr derselbe. Nie habe ich einen Mann wieder getroffen, der zeitlebens sich so wenig geändert hat wie Moltke!" Das ist das Seltsame an diesem einzigartigen Manne, daß man von einer inneren Entwicklung im Sinne einer Auseinandersetzung, von Kampf und Widerspruch innerhalb der einzelnen Lebensepochen bei ihm nicht sprechen kann. Hans Delbrück hat schon anläßlich des hundertsten Geburtstages des Feldherrn darauf aufmerksam gemacht, daß Moltke eine solche innere Entwicklung nicht gehabt habe und deshalb wie sein Vorgänger Scharnhorst zu den am schwersten zu charakterisierenden Persönlichkeiten der Welt-

geschichte gehöre. Gerade die einfache Klarheit seiner Persönlichkeit mache es schwer, „die Größe, die aus dunklen, geheimnisvollen Zusammenhängen und außerordentlichen Erscheinungen von selbst hervorleuchtet, darzustellen. Der Gegenstand der Biographie ist der Mensch in seinem inneren Widerspruch und daher seiner Entwicklung, seinem unausgesetzten Werden. Natürlich erkennt man darin erst das Reifer-, dann das Alterwerden, aber keine inneren Kämpfe, keinen Sturm und Drang, keine differenzierten Epochen der Weltanschauung oder der Lebensführung. Auf allen Gebieten der gleiche und gleichmäßige, klare, mächtige, aber still dahinflutende Strom." Diese von Anfang an vorhandene Geschlossenheit seines Wesens hat keine Spur der Leiden und Entbehrungen aufgenommen, sein inneres Gleichgewicht hat nie gewankt. Auch daß er so lange auf ein persönliches Familienglück verzichtete – er heiratete erst mit 42 Jahren –, ließ ihn in seiner Zurückhaltung wohl noch herber und verschlossener werden, aber sein Gemütsleben nicht verkümmern. Über die Alltäglichkeiten des gewöhnlichen Dienstbetriebes erhob er sich durch wissenschaftliche Fortbildung; weite und häufige Reisen erschlossen ihm die Welt des Auslandes, deren Eindrücke er in seinen Reisebriefen und -schilderungen mit künstlerischer Meisterschaft niederlegte. Er kannte das Geheimnis, immer vorbereitet zu sein, sich immer seiner selbst würdig zu bewähren. Abhold den großen gesellschaftlichen Festen und Veranstaltungen, gewann er Zeit für seine einsame Gedankenarbeit und hörte nicht auf, sich vor allem in der Geschichte zu bilden. In die Geschichtswissenschaft war er schon in jungen Jahren durch das Werk des englischen Historikers Gibbon „Decline and Fall of the Roman Empire" eingedrungen. An Niebuhr lernte er seinen kritischen

Sinn schärfen, in Rom studierte er eifrigst die Rankesche Papstgeschichte. Unter seinen Lieblingsschriftstellern nannte er Macaulay, Carlyle und Treitschke. Dennoch war er kein eng der Welt seiner Studien verhafteter, einseitiger Gelehrter, sondern immer blieben sein wissenschaftliches Arbeiten und Studium auf die militärische Praxis abgestellt, die ihm die notwendige fruchtbare Wirklichkeitsnähe bewahrte. Darüber hinaus besaß er die hohe Gabe des Abwartenkönnens, welche die Geschehnisse und Entscheidungen heranreifen ließ. Man kann – in der Geschichte fast ohne Beispiel – über sechs Jahrzehnte seines Lebens als Vorbereitung auf seine geschichtliche Sendung ansehen, welche sich dann in knapp fünf Jahren von 1866 bis 1870/71 erfüllte.

Nach einjähriger Lehrtätigkeit an der Fähnrichschule seiner 5. Division zu Frankfurt a. d. O. erhielt er mit 28 Jahren ein dreijähriges Kommando zur topographischen Abteilung des Großen Generalstabes, das im Mai 1830 für einige Wochen durch ein aktives Kommando beim Landwehrersatz in der alten Garnisonstadt unterbrochen wurde. Dies sollte sein letztes aktives Kommando überhaupt bleiben. Moltke ist dann, ohne je eine Kompanie, ein Bataillon oder Regiment geführt zu haben, innerhalb des Generalstabes emporgestiegen. Nach seiner Ernennung zum Hauptmann im Großen Generalstab im März 1835 erbat er einen halbjährigen Urlaub, den er in der Hauptsache in Konstantinopel verbringen wollte, um dann über Athen, Alexandrien und Italien heimzureisen. Auslandskenntnisse besaß er bis dahin nur von seinem Jugendaufenthalt in Dänemark her, wohin ihn in den dreißiger Jahren wieder eine Dienstreise geführt hatte, als deren Ergebnis eine Arbeit über die dänische Land- und Seemacht von seinem König besonders lobend anerkannt wurde.

Aus dieser halbjährigen Urlaubsreise in die Türkei wurde gegen Moltkes Erwarten und ohne seinen Wunsch ein über vierjähriges Kommando, in dessen Verlauf er den Balkan, Kleinasien und das Zweistromland von Euphrat und Tigris bis zu den Grenzen Irans kennenlernte. Der türkische Kriegsminister, der den kenntnisreichen preußischen Offizier mit den verschiedensten militärischen Aufgaben und Gutachten betraute, erbat ihn schließlich auf amtlichem Wege als Instrukteur für die türkischen Truppen. Den Höhepunkt der Mission Moltkes bildete nach fast zweieinhalbjährigem Aufenthalt in Konstantinopel seine Abkommandierung nach Kleinasien zur Taurus-Armee als Ratgeber des dortigen Oberbefehlshabers Hafiß Pascha. Als solcher hat er an dem Feldzug gegen die Kurden und endlich an der Schlacht von Nisib teilgenommen, die sein türkischer Oberbefehlshaber entgegen dem Rat Moltkes annahm und verlor. Moltke hat seine Erfahrungen in seinem ersten Feldzug, seine Eindrücke, Erlebnisse und Entbehrungen in seinen „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839" erzählt, die sein ehemaliger Lehrer an der Kriegsschule, der Berliner Geographieprofessor Karl Ritter, 1841 zum ersten Male herausgab.

Der Orientaufenthalt Moltkes war ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben. Wie nur wenige seiner Alterskameraden hatte er praktische Kriegskenntnisse und -erfahrungen in verantwortungsreicher Stellung als Ratgeber eines Armeeführers sammeln und als Mensch, Offizier und Schriftsteller Charakter, Anlagen und Fähigkeiten ausbilden und entfalten können. Sein König verlieh ihm nach seiner Rückkehr aus türkischen Diensten den Pour le mérite, nachdem schon der Sultan durch Ordensstern und Ehrensäbel ihm Anerkennung und Dank bezeigt hatte.

In die ersten Dienstjahre in der Heimat – beim Generalstab des IV. Armeekorps – fällt Moltkes Vermählung mit Marie Burt, der Stieftochter seiner Lieblingsschwester Auguste, die den verwitweten Engländer John Heyliger Burt, den Besitzer von Colton House bei Lichfield in der Grafschaft Stafford und einer westindischen Plantage, geheiratet hatte. Moltke war 26 Jahre älter als die Braut! Die fünfzehnjährige Marie wird als schönes, dunkelblondes Mädchen von heiterer, empfindsamer Gemütsart, als übermütiger Wildfang und vorzügliche Reiterin geschildert, die nach Ansicht ihrer Verwandten sich nicht recht zur Gattin des welterfahrenen, gelehrten preußischen Majors eignen mochte. Aber ihre sechsundzwanzigjährige, überaus harmonische und glückliche Ehe, der zu beider großem Schmerz Kindersegen versagt blieb, hat Moltkes ungewöhnliche Wahl als die richtige bestätigt. Seine Briefe an Braut und Frau sind ein kostbares Vermächtnis und Besitztum unseres Volkes, in denen sich der Adel seiner Persönlichkeit, die Tiefe seiner Weltanschauung und der Reichtum seines Gemütes am schönsten offenbaren.

Im Herbst 1845 erhielt Moltke überraschend ein Kommando nach Rom als persönlicher Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, eines Bruders Friedrich Wilhelms III. Da ihn der Dienst bei dem Prinzen, der als Sonderling einsam in seinem Palais hauste und seit Jahren sein Bett nicht mehr verlassen hatte, kaum in Anspruch nahm, verwandte er seine Freizeit, um eine Karte von Rom und Umgebung im Maßstab 1:25000 herzustellen. Dem Zauber der Ewigen Stadt und der Sonne des Südens vermochte er sich genießend hinzugeben und ihre Eindrücke in den farbensatten Schilderungen seiner „Wanderungen um Rom" festzuhalten.

„Wohl ist es ein wonniges Gefühl, in der Morgenfrische durch die noch schlummernde Stadt zu fahren, hinaus aus den engen Gartenmauern in die freie, breite Ebene, dort mit geschonten Kräften das Tagewerk zu beginnen. Du wählst einen erhabenen Standpunkt, um Dich zu orientieren, und während die Nadel einspielt, schweift Dein Blick über das prachtvolle Panorama ringsumher. Tiefe Stille herrscht durch die einsame Gegend, und selbst der Schall der Glocken dringt von den 360 Kirchen auf den sieben Hügeln nicht mehr bis an Dein Ohr. Kein Haus, kein Mensch ist sichtbar, nur schön gefärbte Eidechsen schauen von dem alten Mauerwerk mit klugen Augen auf Dein Beginnen und stürzen dann eilig davon. Jetzt schwebt die strahlende Scheibe der Sonne über das Sabiner-Gebirge hinauf, und ein sanftes Rauschen durchschauert die breiten Gipfel der Pinien. In den klarsten Umrissen erkennst Du die drei oder vier Meilen entfernten Gegenstände, die Villen am Saum der waldigen Höhen von Frascati und die blendenden Segel auf dem tiefblauen Meer." Die römische Karte wurde durch Alexander von Humboldt später dem König Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt, der ihre Vervielfältigung in schönem Kupferstich durch seine finanzielle Unterstützung 1852 ermöglichte. Der plötzliche Tod des Prinzen Heinrich machte Moltkes römischem Aufenthalt ein vorzeitiges Ende. Er wurde in den Generalstab des VIII. Armeekorps nach Koblenz versetzt, wo er die schicksalsschweren Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 erlebte. Aus jenen unruhigen Tagen haben wir sein klares Urteil über die innerpolitischen Vorgänge. „Es handelt sich nicht mehr um Monarchie oder Republik, sondern um Gesetz oder Anarchie. Nicht von außen kommen unsere Feinde, wir haben sie im Innern – die Proletarier sind der Zauber-

beſen, den der Liberalismus heraufbeſchworen und den er nicht mehr bannen kann. Das Wahre an der großen Bewegung Deutſchlands iſt der unbeſiegbare Drang nach Vereinigung, und wenn die Kabinette den einzig möglichen, ihnen jetzt gebotenen Weg zu dieſem Ziel, mag man ihn das Aufgehen in Preußen nennen oder anders, nicht einſchlagen, ſo kann allerdings in einer ſpäteren Periode ein neuer Ausbruch erfolgen." In dieſer neuen Stellung hatte Moltke vor allem den Mobilmachungsplan gegen Frankreich für das VIII. Korps auszuarbeiten. Mitte Mai des Jahres 1848 wurde Moltke für drei Monate als Abteilungsvorſteher in den Großen Generalſtab nach Berlin verſetzt und am 22. Auguſt desſelben Jahres zum Chef des Generalſtabes des IV. Armeekorps in Magdeburg ernannt. In dieſer bedeutenden und verantwortungsreichen Stellung als Korpschef, die er ſieben Jahre bekleidete, nahm er lebhaften perſönlichen Anteil an den ſtürmiſchen politiſchen Ereigniſſen jener fünfziger Jahre. Beſonders ſchwer traf ihn Preußens diplomatiſche Niederlage von Olmütz: die Mobilmachung des preußiſchen Heeres war eine leere Demonſtration geblieben, der König war nicht entſchloſſen, zu ſchlagen. „Die unwürdige Rolle, die man uns ſpielen läßt, kann nicht lange dauern. Die ſchlechteſte Regierung kann das Volk nicht zugrunde richten, Preußen wird doch noch an die Spitze von Deutſchland kommen." Aber der Korpschef in ihm ſtellt nüchtern und ſachlich die Mängel und Unzulänglichkeiten feſt, die ſich bei dem Ingangſetzen der Mobilmachungsmaſchinerie gezeigt hatten. „Die letzte Zeit war eine gute Probe für die Brauchbarkeit der Chefs. Die Mobilmachung erfolgte faſt überall unter ſehr ſchwierigen Umſtänden. Wir hatten vom ganzen Armeekorps nicht einen Mann Linientruppen, weder Infanterie, noch

Kavallerie, im Korpsbezirk, keinen Intendanten, keinen Generalarzt und keinen Generalstabsoffizier. Die ganze Mobilmachungsinstruktion war illusorisch und mußte durch lauter Spezialbestimmungen ersetzt werden. Wenn wir für die 40 Millionen nur etwas gelernt hätten!"

Im Herbst 1855 wurde Moltke zum ersten persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des späteren Kaiser Friedrich III., ernannt, dem er vor allem militärische Vorträge zu halten hatte. In diesem neuen Wirkungskreis lernte er das höfische Parkett und die regierenden Fürstenhäuser Europas auf vielfachen Reisen mit seinem Prinzen kennen. Moltkes immer gleichbleibende weltmännische Höflichkeit, die Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" rühmend hervorhebt, wird in diesen Jahren ihren letzten Schliff erhalten haben. Seine Briefe aus London, Petersburg und Paris zeigen uns den Mann von Welt, den aufmerksamen Beobachter, der mit kritischem Blick und wirklichkeitsnahe die gesellschaftliche Struktur, das Volk, das Staatsleben sowie die militärischen Verhältnisse des jeweiligen Gastlandes studiert. Die Kaiserin Eugenie schreibt über Moltke, den sie als Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm in Paris kennenlernte: „Ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer; immer gespannt und spannend, überrascht er durch die treffendsten Bemerkungen.. Es ist eine imponierende Rasse, diese Deutschen; Louis sagt: die Rasse der Zukunft."

Das Jahr 1857 brachte für Moltke die Entscheidung. Am 7. Oktober war der Chef des Generalstabes, General von Reyher, gestorben, und am 23. Oktober wurde Prinz Wilhelm zum Stellvertreter des schwerkranken Königs Friedrich Wilhelm IV. bestimmt. Als eine seiner ersten Amtshandlungen als Prinzregent erließ er am

29. Oktober die Verfügung, durch die Moltke mit der Führung der Geschäfte des Generalstabes der Armee beauftragt wurde, der ein Jahr später die endgültige Ernennung folgte. Er stand kurz vor seinem 60. Lebensjahr, da sich ihm die Möglichkeit zu freierem Wirken und Entfalten seines strategischen Genies bot, und er war fast ein Greis, da er als Siebzigjähriger durch seine Feldherrntaten Mitschöpfer des Zweiten Reiches wurde. „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere Heere zu führen, so mag gleich nachher die alte Carcasse der Teufel holen", hatte er in Bismarcks und Roons Gegenwart nach der Redaktion der Emser Depesche ausgerufen. Diesen fast jugendlich zu nennenden Elan zeigte auch seine Kriegführung, in der Zielsetzung sowohl wie in der Entschlußfreudigkeit und der Beharrlichkeit des Willens, Eigenschaften, die in ihrer kühnen Genialität an Napoleon erinnern. Wie Bonaparte führte er die Vernichtungsstrategie durch mit dem Ziele, durch die Entscheidungsschlacht die feindlichen Heere zu zertrümmern. Moltkes geschichtliche Leistung ist, und dadurch hob sie sich von der Feldherrnleistung Napoleons ab, daß er alle im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts frei gewordenen und entwickelten Kräfte der Technik und Wissenschaft in Bewaffnung, Nachrichten- und Verkehrswesen den Zwecken der Kriegführung in vollendeter Weise dienstbar zu machen verstand. Man hat Moltke mit Recht den ersten großen Eisenbahnstrategen seiner Zeit genannt. Schon 1843 hatte er in einem Aufsatz „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?" deren militärische und wirtschaftliche Notwendigkeiten klar erkannt und aufgezeigt. Nicht nur aus finanziellen Gründen war er nach seiner Rückkehr aus Kleinasien in die Direktion der Berlin-Hamburger Eisenbahn

mit 10000 Talern Aktienbesitz eingetreten, er hatte schon damals die strategische Bedeutung des neuen Verkehrsmittels gesehen und hat es dann später in seine Aufmarschpläne einbezogen. Seinem unermüdlichen Eintreten für den Ausbau eines leistungsfähigen Eisenbahnnetzes, das er für wichtiger hielt als die Anlage von Festungen, ist es zu danken, daß das preußisch-deutsche Heer 1870 in Mobilmachung und Aufmarsch dem französischen gegenüber einen großen Vorsprung hatte. Und im Spiegelsaal zu Versailles erlebte der General, der nach 1864 und 1866 hatte den Abschied nehmen wollen, die geschichtliche Krönung seiner Siege, und mit ihm war Zeuge der großen Stunde ein junger Leutnant mit der Adjutantenschärpe des 3. Garderegiments zu Fuß, Paul von Beneckendorff und Hindenburg!

Als ruhmreicher Feldherr kehrte Moltke aus dem Siebziger Kriege heim: der Marschallstab, die Grafenkrone und die höchsten Ordensauszeichnungen wurden ihm zuteil. Auch jetzt gönnte der Einundsiebzigjährige sich keine Muße. Die zwanzig Friedensjahre, die ihm noch gegeben waren, sind angefüllt von unermüdlicher Arbeit am Ausbau des Generalstabes. Auf seinen Vorschlag war die Allgemeine Kriegsschule zur Kriegsakademie umgestaltet und eine ihm direkt unterstellte Eisenbahntruppe für die Bearbeitung militärischer Transportfragen neu aufgestellt worden. Das große Generalstabswerk über den Deutsch-Französischen Krieg stand unter Moltkes Leitung und persönlicher Mitarbeit. Zahlreiche neue Mobilmachungspläne und Aufmarschentwürfe entstanden im Laufe der Jahre für alle nur denkbaren Kriegsfälle in dem stillen Arbeitszimmer am Königsplatz zu Berlin. Der Besucher dieses Erinnerungszimmers steht ergriffen vor der letzten handschriftlichen Ausarbeitung des Neun-

zigjährigen, der auch nach seinem Abschied vom Amt sich unablässig mit den Gedanken des Zweifrontenkrieges auseinandersetzt und in jenem Entwurf vom 30. März 1890 die „Konzentration gegen Rußland" behandelt. Der greise Kaiser hatte seinen um drei Jahre jüngeren Feldmarschall nicht aus dem Amt gehen lassen. Auf das Moltkesche Abschiedsgesuch im Jahre 1881 gab er die beide ehrende Antwort: „Ihre Verdienste um die Armee sind viel zu groß, um jemals, solange Sie leben, an Ihr Scheiden denken zu können. Ihr Rat und Ihre Unterstützung sind Mir viel zu wertvoll, um Mich in das Entbehren derselben finden zu können, solange uns Gottes Wille beisammen läßt. Ich kann daher weder jetzt noch überhaupt jemals auf eine Gewährung des Abschiedes für Sie eingehen." Zu seiner Entlastung aber wurde ihm auf seinen Wunsch ein Generalquartiermeister beigegeben, bis er dem letzten preußischen König im August 1888 sein Abschiedsgesuch einreichte, das der junge Kaiser bewilligte, indem er gleichzeitig Moltke zum Präses der Landesverteidigungskommission ernannte. Von nun an nahm Moltke seinen dauernden Aufenthalt auf seinem Landgut Creisau in Schlesien, das er 1867 von der ihm nach dem österreichischen Kriege gewährten Nationaldotation erworben und aus einer zweiten Dotation nach dem Deutsch-Französischen Kriege erweitert hatte. Hier hat er sein philosophisches Testament in den „Trostreichen Gedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben" niedergelegt, in denen der Tatmensch Moltke in nachdenklicher Betrachtung der Welt und des Lebens den Inhalt seines eigenen Daseins prüfte. Nur zur Teilnahme an den Sitzungen des Reichstages, dessen Mitglied Moltke seit 1867 ohne Unterbrechung war, begab er sich regelmäßig nach Berlin. Noch wenige Wochen vor seinem

Tode hat er ohne Manuskript eine zwanzig Minuten lange, humordurchsetzte Rede über die Einheitszeit gehalten. Sein neunzigster Geburtstag war als Nationalfesttag vom ganzen Volke gefeiert worden. Am Abend des 24. April 1891 ist Moltke verschieden, nachdem er noch am Vormittag einer Sitzung des Herrenhauses beigewohnt und von dort zu Fuß in seine Berliner Wohnung zurückgekehrt war. An der Seite seiner Gattin, die ihm 1868 im Tode vorangegangen war, wurde Moltke in der Familiengruft zu Creisau beigesetzt.

Max Horst

Die Briefe

Vom Sekondeleutnant bis zum Hauptmann
1822–1835

An die Mutter

Frankfurt a. O., den 5. Juni 1823

Liebe Mutter! Da Ludwig jetzt die Reise antritt, die er so sehnlich gewünscht und an die ich mich so gern erinnere, so gebe ich ihm diese Zeilen an Dich mit. Ich stelle mir lebhaft die Freude vor, welche Ludwigs Anwesenheit in Preetz verursachen wird, und ihm wird es nicht weniger dort gefallen. Dein kleiner, freundlicher Garten muß Dir jetzt eine Menge Erdbeeren und Erbsen liefern, hier ist die Zeit bald vorbei, ohne daß ich viel davon bekommen hätte.

Wenn ich nur noch fertig werde, so schicke ich Dir einliegend eine kleine Zeichnung von einer Mühle ohnweit Frankfurt, zu der ich zuweilen spaziere, ich erbitte mir aber dafür die noch unvollendete Ansicht von Preetz, welche ich dort zurückgelassen habe. Auch würdest Du mir einen großen Gefallen tun, wenn Du mir von Lene, Guste, Bips und Dir eine kleine Locke schicktest, ich habe eine Kapsel, in der ich sie tragen werde. Ich freue mich, bei Ludwigs Rückkehr von ihm recht viel über Euch erfahren zu können.

Ob ich im Herbst auf die Kriegsschule[1] komme, ist noch immer nicht entschieden, es kommt darauf an, ob meine Arbeiten unter 68 zu den 50 besten gezählt werden.

[1] „Allgemeine Kriegsschule" zu Berlin, von Scharnhorst 1810 gegründet. Die militärische Leitung hatte damals der Oberst von Clausewitz.

Wir exerzieren täglich wenigstens einmal. Abends gehe ich mit ein paar Kameraden baden. Die besten Schwimmer schwimmen dann durch die Oder, welche jetzt durch den vielen Regen außerordentlich angeschwollen ist und die angrenzenden Wiesen überschwemmt hat. Dann gehen wir in die Kirschberge und essen Kirschen oder saure Milch, oftmals beides. Hast Du schon Kirschen in Deinem Garten?

Den 24. d. M. kommen die zwei anderen Bataillone des Regiments hier zusammen, dann geht das Exerzieren erst recht an, den 12. August stoßen noch drei Bataillone und zwei Kavallerieregimenter nebst Artillerie zu uns und Jäger. Dann müssen wir eine Meile marschieren, um zu unserem Exerzierplatz zu kommen. Endlich am 2. September geht's nach Berlin, wo über 30000 Mann zusammentreffen.

Nochmals herzlichen Gruß an die Schwestern und Vips. Entschuldige, daß dieser Brief so eilig geschrieben ist, und denke oft an Deinen

Helmuth

Ober-Salzbrunn, 15. August 1825

Liebe Mutter! Obschon mein letzter Brief an Dich noch nicht lange fort ist, so will ich mir doch das Vergnügen nicht länger versagen, den nächsten schon wieder anzufangen. Deinen lieben Brief vom 23. Juli habe ich vorgestern durch Ludwig erhalten. Wie freue ich mich jedesmal, einen Blick in Eure stille Häuslichkeit zu tun, wie ganz entgegengesetzt ist mein Verhältnis. Gewiß, Du hast recht, daß die innere Ruhe, welche Du, Gott sei dafür gedankt, jetzt so verdientermaßen genießest, das einzige wahre Glück ist, wonach man ringen soll. Und wie oft habe ich mich schon danach mit wundem Herzen ge-

sehnt, wenn vereitelte Wünsche, Kränkungen und Feindschaft allen Lebensmut mir niederdrücken. Aber in meinen Jahren ist dies Krankheit. Erst nach überstandenem Sturm kann die Ruhe beglücken, und erst dann ist sie erlaubt. – Ich schöpfe hier frische Lebenskraft. Mir hat das Schicksal noch so wenig Anlaß zur Klage gegeben, daß Klagen von mir unverzeihlich sein würden, wenn nicht körperliche Disposition mich besonders empfänglich für traurige Eindrücke machte. – Ich darf aber, nach dem bisherigen Erfolge zu rechnen, hoffen, daß mir der Brunnen sehr gute Dienste leisten wird. Und so will ich mich denn mit neuem Mute auf die dornige Rennbahn wagen, auf der ich entfernt von Euch allen und einsam das Glück zu erjagen strebe. Möchte ich es für Euch alle gewinnen!

Hier ist ein Mädchen, das recht verdient, Deine Schwiegertochter zu sein. Es ist eine Gräfin Reichenbach. Sie ist bildschön und erzogen – Du würdest sie auf Händen tragen. Aber leider ist sie unvermögend.

Genau der Gegensatz sind einige polnische, sehr reiche und sehr vornehme Bekanntschaften. Ich weiß nicht, ob Du früher Gelegenheit gehabt hast, mit Polen umzugehen. Nichts kann angenehmer sein. Man ist gleich eingeführt, gleich bekannt und gleich vertraut. Die Leute überschütten einen mit Güte und Artigkeit, die man bei Deutschen Aufdringlichkeit nennen würde. Aber so sind sie alle, dabei äußerst feingebildet, unterhaltend und lustig, aber eine polnische Schwiegertochter möchte ich Dir doch nicht verschaffen.

Ich bin dringend nach Polen eingeladen von einer Starostin Obroczewska. Diese Dame hat ihren eigenen Koch mit, man ißt bei ihr von Silber und sehr gut, und sie spricht vortrefflich Französisch, hat hübsche Töchter und ist

die lustigste alte Frau, die ich je gesehen. Aber meine Finanzen, durch die Dresdner Reise und vor allem durch Bezahlung der Rechnungen in Berlin nur zu sehr erschöpft, nötigen mich zur größten Sparsamkeit. Ein Glück, daß ich bei meinem Freunde v. Frobel eine Zuflucht finde (in Glatz), wo ich einige Zeit umsonst leben werde. Ich fürchte, daß ich höchstens diesen Monat noch die Kosten des Brunnens aushalten werde, denn ich muß doch auch auf die Rückreise bedacht sein...

Frankfurt, den 25. März 1828

Liebe Mutter! Nur die Besorgnis, daß unsere Briefe sich kreuzen würden, hat mich solange abgehalten zu schreiben, um so lieber ist es mir, dies jetzt tun zu können und Dir zu sagen, daß es mit meiner Gesundheit vollkommen wohl geht und daß ich hoffe, zum Sommer ein paar Wochen in Swinemünde zu baden und dadurch allen Rückfällen vorzubeugen.

Die Nachrichten über Vater, welche Du mir mitteilst, betrüben mich sehr, indes kommen sie mir nicht unerwartet. Noch vor sechs Wochen habe ich ihm geschrieben und sehr von der Idee abgeraten, aus dem Militär auszuscheiden, aus dem einzigen Wirkungskreise seiner Tätigkeit und als seine einzige Hoffnung, da er doch wirklich so nahe daran war, Regimentschef zu werden. Ich habe ihm auch meine Remuneration von sechzig bis achtzig Talern angeboten, wenn es ihm an einer Summe zur ersten Equipierung fehlen sollte. Allein die Idee war in ihm zu fest geworden, er fühlte sich zu unglücklich in seiner militärischen Lage, als daß er bedacht hätte, daß jede andere ohne alle Tätigkeit und bei noch geringerer Einnahme ihm noch weniger Glück verspricht. Der Schritt ist indes getan, und wir wollen hoffen, daß er ihn nicht bereuen

möge, wenigstens nicht blicken lassen, daß wir ihn tadeln. Etwas wird gewiß der König für ihn tun.

Wenn Vater[1] nur wenigstens könnte eine Bauernhufe pachten und bewirtschaften. Das schlimmste ist nur, daß das Unglück nicht sowohl in Vaters Verhältnissen, sondern in ihm selbst liegt.

Wir müssen die nächsten Begebnisse abwarten.

Herzlich freue ich mich, Dir von mir selbst die gute Nachricht mitteilen zu können, daß ich schon vor mehreren Wochen vom Chef des Generalstabes in Verfolg meiner mündlichen Unterredung und der bei der Obermilitärstudiendirektion eingezogenen Erkundigungen das unbedingte Versprechen erhalten habe, zum Mai oder Juli 1829 zu den Arbeiten[2] des Generalstabes einberufen zu werden, was unter jetziger Beschränkung des Generalstabes sehr viel Glück ist und mich der Reihe nach erst in sechs bis sieben Jahren getroffen haben würde. Ich habe dann rund neun Monate des Jahres 20 bis 25 Taler monatliche Zulage und bedarf dann also keiner Unterstützung mehr. Zu der Zeit werden sich Deine Umstände dann auch gebessert haben, und es kommt nur darauf an, bis dahin, besonders für mich, die Ohren steif zu halten.

Vorläufig werde ich in meinem Verhältnis zur Divisionsschule, und wahrscheinlich bis zur Einberufung zum Büro, bleiben. Da ich jetzt das Feldmessen und Zeichnen mit übernommen habe, so fehlt es mir nicht an Arbeit, ich habe wöchentlich vierzehn Stunden und acht Inspektionsstunden außer der polizeilichen Aufsicht über 31 junge Leute, welche aber mit mir zufrieden sind, und die

[1] Sein Vater Friedrich von Moltke hatte Anfang 1828 als Generalmajor seinen Abschied genommen. – [2] Moltke wurde Anfang Mai zum „Topographischen Büro" des Großen Generalstabes kommandiert, dessen damaliger Chef von Müffling war. 1831 wurde das „Topographische Büro" in seiner bisherigen Form aufgelöst.

ich in gehörigem Respekt und guter Ordnung halte. Dem sehr vorteilhaften Bericht der Division habe ich aber meine bevorstehende Einberufung zu danken.

Während der letzten Monate habe ich ein Kompendium für meine Schüler über die militärischen Aufnahmen ausgearbeitet, welches dieser Tage gedruckt werden wird. Auch wird sich die Remuneration diesmal für mich wohl auf hundert Taler belaufen, von denen ich aber freilich im voraus zehren muß, da ich keine Privatstunden mehr gebe und sogar die Tischgelder verloren habe, weil ich nicht mehr beim Bataillon bin, welches nach Küstrin verlegt ist.

Meine Stellung hier ist im ganzen sehr angenehm und bringt für mich viele Vorteile mit sich; dahin zähle ich zum Beispiel den unentgeltlichen und sehr guten Reitunterricht, den ich seit fünf Monaten genieße. Jetzt hört er bald auf, wir reiten heute eine große Quadrille in allen Schulgängen...

Möchten doch Ludwig und Adolf sich entschließen, ihre Karriere nicht in Dänemark zu machen. Mit Neid sehe ich hier so viele junge Leute meines Alters Räte und Assessoren mit 600 bis 1000 Taler Gehalt werden. – Mich kann es nie reuen, die Annehmlichkeiten der Heimat aufgegeben und mir dadurch Aussicht auf Fortkommen verschafft zu haben, wie wenig auch bis jetzt erlangt ist...

Wenn ich nicht genötigt bin, meine Remuneration größtenteils vorweg zu verzehren, so freue ich mich unendlich, eine Gebirgsreise nach dem lieben Schlesien oder Sachsen zu machen; wenn ich zum Büro komme, so ist das vorbei, und dieser Sommer ist vielleicht der letzte, wo ich frei bin. Auf kürzere Zeit im Winter werde ich schon einmal abkommen, und da die Moneten hoffentlich bald besser werden, so werde ich Euch einmal zu Weihnachten überrumpeln, ehe Ihr es Euch versieht.

Nun adieu, liebe Mutter, tausend Grüße an die lieben Geschwister alle. Lebe wohl und denke zuweilen an

Deinen Helmuth

Frankfurt a. O., den 9. Mai 1828

Liebe Mutter! .. Was aber meine Person anbelangt, so sitzt sie hier an diesem selben Schreibtische in einem wunderlichen Chaos von Karten, Briefen, Instrumenten, Meßtischen, Rechnungen usw., auch liegt da ein langer Geldbeutel, aber kein Beutel Geld, von schöner Taille. Die Sache ist diese. Ganz unerwartet bin ich schon in diesem Jahre zum topographischen Büro einberufen, und zwar schon den 1. Juni muß ich in Ramslau in Oberschlesien sein. Du kannst Dir denken, daß ich sehr freudig überrascht gewesen bin. Allein nun stürmt auch eine solche Menge von Geschäften über mich zusammen, daß ich kaum weiß, wie ich fertig werden soll.

Den 26. Mai. Da ich übermorgen nach Schlesien abreise, so beeile ich mich, diesen Brief abzusenden, welcher wegen eines dazwischenfallenden Kommandos 14 Tage lang liegengeblieben ist. Ich habe nämlich mit meiner Divisionsschule 4½ Quadratmeilen am rechten Oderufer zunächst Frankfurt für den Generalleutnant aufnehmen müssen. Wiewohl dies sehr viel Arbeit gemacht hat, so war es zugleich recht angenehm und eine gute Vorübung. Wir sind täglich 10–11 Stunden auf dem Felde beschäftigt gewesen, abends kamen wir alle zusammen vor meinem Quartier, welches in der Regel sehr gut war, denn ich konnte es in allen Ortschaften aussuchen, wo ich wollte. Dann wurde gesungen, eine Gitarre war mitgenommen, gegessen und getrunken, was zu haben war, und gestern abend beim schönsten Mondschein fuhren wir auf der Oder nach Hause.

Sobald ich am Ort meiner Aufnahmen angekommen sein werde, so schreibe ich Dir wieder. Nur sehr ungern trenne ich mich von meinen Divisionsschülern, welche auch eben nicht erfreut über die Änderung sind. Nun adieu, liebe Mutter, ich wünsche, daß Ihr alle so gesund und zufrieden sein möget, wie ich bin. Herzlichen Gruß an die lieben Geschwister, behalte in gutem Andenken Deinen

Helmuth

Berlin, den 15. November 1828

Liebe Mutter! Die Beantwortung Deines lieben Briefes vom 24. vorigen Monats verzögerte sich, weil ich Dir von meiner neuen Stellung etwas sagen wollte, und, hier angekommen, hat der rasche Wechsel von Beschäftigung, Einrichtung und Zerstreuung mich erst jetzt dazu kommen lassen, Dir zu sagen, daß ich wohl und munter den 1. November in Berlin eingetroffen bin und mich für die nächsten vier Monate eingerichtet habe. Mit wieviel Teilnahme las ich in der Ferne alles, was in den stillen Klostermauern oder vielmehr dem damals geräuschvollen Kloster sich zugetragen. Mein Aufenthalt in Briese verlängerte sich zu zehn Wochen, und ich wäre am Ende zehn Jahre dageblieben, wenn mir nicht eingefallen, daß ich meine Zeichnungen abgeben müsse. Du weißt es, wie ich, früh schon aus dem elterlichen Hause entfernt und Deiner Sorgfalt entrissen, mich bald gewöhnen mußte, überall ein Fremder zu sein, überall erst das zu erwerben, was anderen an Liebe, Freundschaft und Achtung durch verwandtschaftliche Bande oder freundschaftliche Beziehungen entgegengetragen wird. Seitdem nun ist mir, vielleicht die guten Stemanns ausgenommen, nie so gütig begegnet, nirgends ist mir so wohl und so einheimisch geworden als bei Kospoths. Ach, es ist eine schöne Sache

für so einen armen Teufel, der sich zwischen Geldmangel, Vorgesetzten, Dienstpflicht, Gehorsam und wie die Übel alle heißen, die je der Büchse Pandorens entflohen, herumdrängen muß, so in eine Lage zu kommen, wo alle die kleinlichen Verdrießlichkeiten des Lebens, die zusammen das Unglück des Lebens ausmachen können, aufhören, wo alles schön, gefällig, reich und edel ist und das Vergnügen Zweck sein darf, weil selbst die Arbeit ein Vergnügen ist, wo die Kunst nicht die spärliche Würze des Lebens, wo sie das Leben selbst ist, und wo man selbst gefallend sich gefällt. So war Briese ein warmer Sonnenblick an einem finstern Herbsttage. Wirklich kam ich mir vor wie am Hofe von Ferrara, und wenn mir nicht alles Tassonische gefehlt, so wäre ich mir auch vorgekommen wie der gefeierte Tasso...

Wie sehr vermisse ich den freundlichen Umgang mit so gebildeten Menschen jetzt. Wenn ich um 2 Uhr nach Hause komme, denn solange arbeite ich von 8 Uhr an im Büro des Generalstabes, so finde ich zunächst einen wesentlichen Unterschied zwischen dem jetzigen und dem damaligen Diner. Offenbar hat der Briefer Koch seinen Zweig der Chemie viel gründlicher studiert und bedient sich der besseren Stoffe. Der schöne Ungarwein fehlt ganz. Indes das geht alles noch an. Wenn es aber 6 Uhr schlägt, dann ist es mir immer noch, als sollte ich meine Bücher und Papiere zum Henker werfen und hinabgehen in das rote Damastzimmer, mich gemütlich in den vortrefflichen Fauteuil strecken, in welchen ich paßte wie der Dotter ins Ei, wie die Schnecke in ihr Haus. Dies unvergleichliche Möbel war so sehr mein Eigentum, daß die Gräfin selbst gewiß davon aufstand, sobald ich kam. Während nun der junge Graf sich auf dem Flügel in Fugen, Chorälen und kontrapunktischen Wendungen ergeht, harre ich geduldig

der Ankunft der Damen mit ihren Stickereien und des Grafen mit einem Buche, aus welchem vorgelesen wird, während ich zeichne oder mitunter gar am Rahmen Stich an Stich reihe, was die junge Gräfin ebenso fleißig wieder auftrennt. Aber ich habe gut harren. Nicht einmal der alte Cadeau ist da, das gute Vieh, der vor Alter alle Sinne verloren (den Geruch etwa ausgenommen, denn riechen tat er zuweilen tüchtig). – Da die Kospoths verwandt sind mit allem, was vornehm und angesehen in Schlesien ist, so fehlte es nicht an häufigen kleinen Reisen und Jagden. Die Zeit verfloß höchst angenehm und bildend, und der Abschied war peinlich und nicht ohne viele Tränen. Kaum hier angekommen, fand ich schon ein Kistchen mit Ananas vor, ohne Anschreiben, aber mit einer Feile, die ich in Briefe vergessen hatte.

Auch für meine Finanzen oder vielmehr für die meiner Gläubiger ist der Aufenthalt sehr ersprießlich gewesen. Diese hatten mir während des letzten klammen Jahres, wo ich lediglich aufs Gehalt angewiesen, eine so große Teilnahme gezeigt, daß ich mich erkenntlich zeigen mußte; der größte Teil ist bezahlt, und ich hoffe, sie im Laufe des kommenden Jahres ganz loszuwerden. Ich habe deshalb die Rückreise über Dresden aufgegeben. Recht viel hübsche Gemälde habe ich Gelegenheit gehabt zu kopieren, das mehrste blieb zwar dort. Ich habe eine heilige Familie von Rubens mitgenommen; es ist das Größte, was ich bis jetzt ausgeführt habe, und enthält vier lebensgroße Köpfe von der größten Schönheit (eine Taube mit Kopf nicht mit eingerechnet). Es macht mir viel Freude, daß ich die Gräfin selbst sehr ähnlich traf; sie haben es eingerahmt und aufgehängt. Von meinem Aufenthalt hier weiß ich noch nicht viel zu sagen. Ich bin wie einer, der sich auf ein unbequemes Sofa legt und seine Stellung

noch alle Augenblicke ändert. Bis jetzt habe ich das Theater viel besucht, öfter, als es künftig geschehen darf, aber es ist mir eine große Anlockung. Auch die Kunstgemäldeausstellung in den Sälen der Akademie besuche ich oft. Dorthin schicken alle Künstler der entferntesten Orte des Königreichs ihre besten Arbeiten, um sie sehen, beurteilen und kaufen zu lassen. Neben den vielen schönen gemalten Bildern erblickt man dann auch eine Menge lebendiger, und wer Bekannte hat, ist sicher, sie dort zu finden... Adieu, liebe Mutter, schreibe doch auch, wie es mit Fritzens Aussicht auf ein Avancement steht, der hat doch auch das mehrste Unglück von allen. Lebe recht wohl, liebe Mutter, und behalte recht lieb Deinen Dich herzlich liebenden

Helmuth

Berlin, den 25. Dezember 1828
Adresse: Große Friedrichstr. Nr. 66c

Liebe Mutter! Daß ich mich noch am Leben befinde, wirst Du mit juristischer Gewißheit aus dem angebogenen Attest entnehmen, in welchem Du wohl so gut bist, die offengelassenen Stellen selbst auszufüllen. Außer dieser Nachricht aber bin ich verbunden, Dir zu sagen, daß ich völlig gesund und sehr zufrieden bin. Einen Grund hierzu suche ich darin, daß ich gar sehr beschäftigt bin, so daß ich zuweilen, wenn ich des Morgens um 8 Uhr fortgehe, gleich den Hausschlüssel einstecken muß. Bis um 2 Uhr dauern nämlich unsere Geschäfte auf dem Büro, wo wir zeichnen, reduzieren oder von den Stabsoffizieren des Generalstabs Aufgaben erhalten, auch wohl nebenher die Zeitungen lesen und frühstücken gehen. Diese Session ist zwar etwas lang, aber nicht ohne Interesse. Man erzählt seine Schicksale während der Aufnahme, kommentiert die Zeitung, rezensiert das Theater oder zieht gegen-

einander zu Felde. Da viele recht sehr helle Köpfe sich unter meinen neuen Kameraden befinden, alle aber den Grad feiner Bildung haben, welcher den geselligen Verkehr allein angenehm macht, so ist das Gespräch oft ebenso vielseitig als belebt. Auch sind wir von oben her nicht im mindesten geniert. Diejenigen, welche ihre Verwandten nicht hier haben, sind zu einem Mittagstisch zusammengetreten, wo wir für ein billiges gut essen. Hier sind wir immer sehr lustig, manchmal wird denn auch ein Gläschen Wein getrunken, und so wird es 4 Uhr. Nun kommen die Privatstunden. Gratis höre ich einen cours de littérature française, auf dem Büro ein Kollegium über neuere Geschichte und eins über Goethe auf der Universität. Das Auditorium besteht fast zu einem Drittel aus Militärs, ja in einem englischen Kollegium sind wir unserer mehr als Studenten. Außer diesen kosten mich meine Stunden nun noch 13 Taler 16 Silbergroschen monatlich, nämlich Russisch, Reiten und Tanzen. Letzteres ist nur um des Masureks willen, den ich können muß, wenn ich nächsten Sommer nach Polen komme; das Reiten aber ist zu meinem großen Vergnügen in einer neuen, sehr großen Bahn bei heller Gasbeleuchtung. Der Unterricht ist vortrefflich, und, abgesehen von der zuträglichen Bewegung, bilde ich mir ein, gute Fortschritte zu machen. Mit der Zeit werde ich doch wohl endlich einmal beritten werden, und da wird mir diese fortgesetzte Übung gut zustatten kommen. Das Russische darf ich als sehr wichtig ansehen. Rußland ist jetzt das merkwürdigste Land für Preußen, und seine Sprache nur höchst wenigen bekannt, ich treibe es mit großem Eifer. In den Konduitenlisten ist ausdrücklich eine Rubrik für die Sprachen, welche ein Offizier versteht; bei mir ist es die fünfte. So wird es denn 6 bis 7 Uhr, und wenn man vielleicht

ins Theater geht, so ist der Tag zu Ende. Diese Art zu leben ist nun freilich nur möglich durch die gute Zulage, welche ich genieße und die nebst der diesjährigen Remuneration mich instand gesetzt hat, über 150 Taler an Rechnungen abzuzahlen, welche sich im Drange der Zeiten angehäuft hatten...

An den Bruder Ludwig[1]

.. Weit erfreulicher ist mir die Gesellschaft Deiner Gedanken, und ich weiß es Dir Dank, lieber Lui, daß Du mir so ohne Rückhalt geschrieben, wie Du mir gesprochen, ohne auf die Verschiedenheit des Alters oder der Richtung zu achten, welche Erziehung und Verhältnisse unserem Charakter gegeben haben müssen. Doch das letztere betrifft nur Dich. Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft schmerzlich. Dieser Mangel an Halt in sich selbst, dies beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung anderer, selbst die Präponderanz der Vernunft über Neigung verursachen mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei anderen gerade aus dem Gegenteil einzutreten pflegt. – Man hat sich ja beeilt, jeden hervorstechenden Charakterzug zu verwischen, jede Eigentümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein beizeiten abzukappen – so entstand denn die unglücklichste Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche.

Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigesellt, so empfindlich, so alles Unedle verschmähend, ja so stolz, daß es das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluten trieb, wo es dann mehr dem Eigensinn

[1] Der Brief ist undatiert, stammt wahrscheinlich von Anfang März 1829.

der Wogen als seinem Kompaß folgte – es ist der tollkühne Reiter, der ein mattes Pferd zum verwegenen Sprung anspornt und dann zerschmettert daliegt in seiner Ohnmacht, es ist das Feuer des Luftballons, das ihn einen Augenblick hoch emporträgt, um ihn dann noch tiefer sinken zu lassen.

Wenn hierin noch ein Kompliment liegt, so sollte es wahrhaftig keins sein. Wie beneide ich fast alle anderen Menschen um ihre Fehler manchmal, um ihre Derbheit, Unbekümmertheit und Geradheit, und das führt mich wieder auf Dich.

Daß Du neben Deinen Studien, die Du gewiß ernstlich betreibst, Dich in Gesellschaften gut amüsierst, finde ich sehr gut. Gegen Chesterfield[1], von dem ich einiges kenne, wendest Du selbst schon ein, daß er vorzüglich da brauchbar ist, wo man ihn nicht braucht. Die flattery ist meiner Erfahrung nach immer gut aufgenommen, wo sie von Herzen kommt; tut sie das nicht, so muß sie geistreich sein. Die Dummen und die Verliebten nehmen schon mit dem guten Willen vorlieb, die Koketten aber verlangen die Ausführung. Das schlimmste Spiel hat man mit den passierten Schönheiten, doch stürzt man sich auch nicht leicht in die Verlegenheit. Die flattery mag aber auch mit Veranlassung sein, weshalb so simple Menschen oft Glück in der Gesellschaft machen...

Den 28. Ich stehe im Begriff, nach Frankfurt abzureisen, mein Koffer mit fast allen meinen Sachen ist schon fort, und so bin ich in meiner Stube nicht recht mehr zu Hause. Ich eile daher auch schon mit den Gedanken voraus, und dann ist es schlecht, Briefe zu schreiben. Nach Frankfurt gehe ich sehr gern zurück, teils weil ich dort bekannt bin,

[1] Chesterfield (1694–1773). Das bekannteste Werk dieses englischen Schriftstellers sind die „Letters to his son".

teils weil das Frühjahr in den endlosen Obstfeldern sehr angenehm, teils auch wohl, weil es einmal wieder eine Veränderung ist. Ende Mai geht es dann wieder zum Vermessen entweder nach Posen oder Schwedisch-Pommern. Ich reise mit Extrapost mit Studnitz zusammen bis Frankfurt; man kann aber kaum durchkommen, und die Schnellpost von Breslau hat fünfmal auf der letzten Tour umgeworfen. Es liegt noch mannshoher Schnee, und ich bitte nur, daß die Oder wartet, bis ich in Frankfurt bin, bevor sie die Brücke fortschiebt. Nun adieu, lieber Ludwig, möchten wir statt der Briefe nun doch recht bald einmal wieder uns unterhalten können...

An die Mutter

Rusko bei Jaroszyn, den 14. September 1829

Liebe Mutter! .. Was mich betrifft, so ist meine Lage so gut wie ich sie nur wünschen kann. In pekuniärer Hinsicht spare ich genug, um hoffen zu dürfen, übers Jahr, wo dies Kommando endet, ohne alle Schulden zu sein. Dies ist schon immer ein großer Vorteil, und der Himmel mag dann weiter helfen. In Hinsicht der angenehmen Lage hat das wunderliche Glück gewollt, daß mich von 32 Losen gerade das treffen mußte, welches mich hier nach Rusko[1] führt, zu der Familie O., welche ich in Salzbrunn kennenlernte, die ich hierselbst vor vier Jahren (gerade morgen vor vier Jahren) besuchte und die für mich immer eine so besondere Vorliebe gehabt haben, daß sie mich wie Kind im Hause halten. Dies ist das dritte Haus, in welchem ich so glücklich bin, so recht freundlich aufgenommen zu werden, und wenn es möglich wäre,

[1] Zu Beginn des Sommers 1829 war Moltke zu Landesaufnahmen nach Posen kommandiert worden.

das elterliche zu ersetzen, so würde es diese Familie, wie früher Kospoths und Stemanns, können. Bei Kospoths bin ich diesen Sommer den 10. August zum Geburtstag des Grafen gewesen. Ich konnte nur wenig Tage bleiben und machte 30 Meilen dahin; man hat mir dieses sehr hoch aufgenommen. Hätte ich nicht schon ein so gutes Quartier, so würde ich meine Aufnahmen dort auszeichnen und den Herbst da zubringen.

Seitdem ich am 24. Juli das prachtvolle Herkow verließ, wo ich von der alten Staroſtin so gastfrei aufgenommen, hause ich hier in Rusko, wo ich bis Ende Oktober bleiben werde.

Wenn dort der uralte Palast der Sapieha und der Piasten, über unabsehbare schwarze Wälder schauend, seine großen, gewölbten Hallen öffnete und eine Reihe Gemälde der Kastellane und Palatine Polens gleichsam verwundert auf den Fremden blickten, der es wagte, in jene Ebenen zu dringen, welche sie beherrschten, und wo jetzt durch eine unglaubliche Umkehr[1] der Dinge ein Kurfürst von Brandenburg Befehle erteilt, dessen Kaiser ihre Reiterscharen in seiner eigenen Hauptstadt befreien mußten[2] – wo jetzt weder ihr Name, noch ihre Religion, noch ihre Sprache, Gesetze und Gebräuche mehr gelten sollen – wenn dort, wo von aller Macht nur der Schimmer und von aller Größe nur das Andenken geblieben, das Auge auf diesen großen Trümmern weilt, so ist es hier, zur Prosa der Gegenwart herabsteigend, ein niedriges Häuschen mit einem Schindeldach, umgeben von Wirtschaftsgebäuden, Hütten und Garten und rings von einem Eichenwald eingefaßt, der ihm hat weichen müssen, wel-

[1] Polen besaß früher die Lehensoberhoheit über den Kurfürsten von Brandenburg als Herzog von Preußen; der Große Kurfürst befreite sich davon. – [2] Teilnahme des Polenkönigs Johann Sobieskis an der Befreiung Wiens von den Türken (1683).

ches meinen Aufenthalt bildet. Aber fast möchte man sagen, daß es hier wie mit den Häusern der Griechen in Konstantinopel geht, welche, von außen mit Brettern beschlagen, im Innern den asiatischen Luxus bergen. Hier sind gute und schlechte Gemälde, Antiken, wertvolle Kandelaber in kleinen Zimmern angehäuft. Marmortische, die einst große Hallen zierten, stehen in den engen Fenstern zusammengedrängt, und große Trumeaus hängen an schlecht gemalten Wänden. In dieser Umgebung haust mein Wirt, welcher in der polnischen Revolution seine Rolle unter Kosciuszko spielte und der mit dem eingewurzelten Haß gegen die neue Regierung die größte Güte gegen mich, ihren Diener, vereint. Übrigens ist er zu verständig, um zu denen zu gehören, die auf die Regierung schimpfen, wenn ihm ein Rad bricht, oder es dem König beizumessen, daß wir soviel Regen haben. Da ihn aber aller Verkehr mit den königlichen Beamten verwundet, die schlechten Konjunkturen, die hohen Abgaben, die neuen Formen ärgern, so ist es die Frau, welche mit einer unbegrenzten Tätigkeit, Geschmeidigkeit und Klugheit die sehr verwickelten Angelegenheiten eines Vermögens von wohl einer halben Million polnischer Gulden leitet. Eine neunjährige Tochter und eine Nichte, welche sehr reich, aber leider sehr häßlich ist, vollenden den Hausstand einer Familie, in welche ich als ein sehr heterogener Bestandteil dennoch völlig verschmolzen bin. Wirklich kann ich Dir die Eigentümlichkeit dieser Leute nicht besser schildern, als wenn ich Dir sage, daß sie oder vielmehr die aus ihnen hervorgehende Art zu sein fast genau das Gegenteil von meiner ist. Allein man muß zur Beurteilung dieser Leute einen eigenen, ich möchte sagen nationalen Maßstab anlegen, sonst wird man sie immer sehr falsch beurteilen, und wenn sie uns leichtsinnig

und prahlerisch erscheinen, so können wir ihnen nicht anders als höchst pedantisch und selbst etwas heuchlerisch vorkommen. Besonders mit der Beurteilung der jungen Damen mag man sich hier in acht nehmen. Bestochen durch die Freundlichkeit derselben, durch das Hinwegsetzen über so manche Formen, welches uns Fremde erstaunt, wird ein Geck glauben, überall sein leichtes Glück zu machen, und doch möchte das hier weit schwerer sein als bei uns, wo eine größere Tiefe des Gemüts mit der Strenge der Sitten leicht in Konflikt gerät...

Ich zeichne meine Aufnahmen und beiläufig auch einige Porträts, mache Baupläne, die mein Bedienter, ein geschickter Maurermeister, ausführt, und zu denen meine Wirtin das Material gibt. Dieses macht mir besonderes Vergnügen, und meinen Wirtsleuten geschieht ein großer Gefallen, denn alle Handwerker und Künstler sind hier äußerst selten und teuer. Schon prangt die Fassade eines Kellers im Garten aus gesprengten Feldsteinen nach einem zierlichen Plan aufgeführt, und dieser Tage wird an einem großen Fischteich ein Badehaus aus demselben Material nach einer Zeichnung entstehen, welche ich eben vollende.

Die Jagd, die sehr ergiebige Fischerei, vielfache Besuche in der Nachbarschaft und aus der Nachbarschaft füllen die Zeit aus. Vielen Geschmack habe ich hier an der Landwirtschaft gewonnen, und es fehlt mir nur an einem Gut, um es mit Vergnügen zu bewirtschaften...

Wierzaka bei Posen, den 18. Juni 1830

Liebe Mutter! .. Im Monat Mai war ich kommandiert, den Landwehrersatz für das 8. Landwehrbataillon in Frankfurt auszuexerzieren. Hier werden Elegants mit Regenschirmen und Strohhüten und Bauernbengel in

blaue Jacken gesteckt und binnen vier Wochen so zugestutzt, daß sie aussehen wie Soldaten, ja sich wirklich bei der Revue wenig von solchen unterscheiden. Die Wut dieses Exerzierparoxismus ist so groß, daß der entlassene Wehrmann sich dreimal 24 Stunden auf seiner Ofenbank in die möglichst krumme Stellung legt, um nur einigermaßen die auf die Rektifikationsfolter gespannten Glieder in die alten Fugen und Scharniere zu bringen. Was mich betrifft, so wußte ich vier Wochen lang nicht, daß das Leben noch in etwas anderem besteht, als Einkleiden, Exerzieren, Brotempfang, Gewehrputzen, Nachexerzieren, Visitieren und Kommandieren. Endlich am 10. Juni trat ich mit dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht samt einer Belobigung wieder ein und reiste unmittelbar nach Posen. Sehr ermüdet, wie ich war, brauchte ich zwei Nächte, die ich besser hätte verwenden wollen, als einen Teil des Sandes zu durchziehen, welchen Mutter Natur so freigebig über „les terres vastes et sablonneuses du marquis de Brandebourg“[1] ausgestreut hat, wie Voltaire in seinem Grimm unser Land nennt...

Berlin, Weihnachtsabend 1830, 7 Uhr

Liebe Mutter! Was könnte ich wohl Besseres tun, als heute und eben jetzt mich in Gedanken bei Dir einzufinden, wo in diesem Augenblick gewiß ein so munteres Treiben ist...

Zunächst muß ich Dir nur sagen, daß ich schon zwei Monate wieder in Berlin bin. Freilich hätte ich Dir dieses auch vor zwei Monaten schon sagen können und billig sagen müssen, aber in Betracht meiner sonst gewiß pünktlichen Korrespondenz und in Betracht, wie Ihr mir nun vier Monate nicht geschrieben, hoffe ich schon auf Deine

[1] „Die weiten, sandigen Länder des Marquis von Brandenburg.“

Nachsicht. Ein Grund war wirklich der, daß ich immer dachte, Dir eine entscheidende Neuigkeit über Krieg und Frieden mitteilen zu können, denn diese Neuigkeit ist von der allerunmittelbarsten Wichtigkeit für mich, weil ich mir für den Fall eines Krieges wohl schmeicheln darf, sogleich in den Generalstab kommandiert zu werden. Ich will Dir in dieser Sache nicht meine Meinung, sondern die der höheren Offiziere des Generalstabes sagen. Sie ist, daß wir Friede behalten trotz aller Seufzer der Sekondeleutnants, wenn das französische Gouvernement Stabilität genug hat, um dem Andrang einer doppelten Partei zu widerstehen, welche, Royalisten wie Republikaner, den Krieg wollen, um in Frankreich emporzukommen. Ob diese den Bürgerkrieg aber nicht von dem Repertoire ihrer Bühne streichen, den alten Schwätzer Lafayette, premier radoteur de France, beiseite schieben und den Laffitte auf Flaschen ziehen, das, glaube ich, dürfte noch keineswegs entschieden, die Revolution von 1830 wohl noch nicht für beendet anzusehen sein. – Mit einer Weisheit, die man einem insurgierten Volke nicht zutrauen sollte, enthält sich Polen aller Angriffe auf Posen, in der Tat das Vernünftigste, was es bisher getan. In dieser Provinz stehen etwa 30000 Mann jetzt, es können aber 150000 Mann binnen drei Wochen da sein, ohne von der Rheinprovinz ein Bataillon fortzuziehen. Kein Staat in Europa (vielleicht außer Österreich) disponiert in diesem Augenblick über schlachtfertige Armeen wie Preußen. Preußen ist, ohne allen Dünkel oder Übertreibung, die einzige Macht, welche bei einer Armee, die mit dem ganzen Material bis ins geringste Detail versehen ist, der Stimmung ihrer Untertanen so gewiß ist, daß sie einen Offensivkrieg führen könnte; und wenn unleugbar unser König in diesem Augenblick das Schicksal

Europens in seiner Hand hält, so steht er nur so erhabener da, als er, der Vater der Kaiserin von Rußland und der Bruder der Königin von Holland, jede Intervention verweigert hat. In Belgien bricht die Reaktion schon aus. Es ist dies recht eigentlich eine Umwälzung in negativer Richtung. Das Prinzip, welches in Frankreich die Regierung umstürzte, saß in Belgien auf dem Thron, und Klerus und Adel, gegen die dort rebelliert wurde, sind es, die hier gegen Freiheit und Konstitution ankämpfen.

Bei einer Umwälzung, an der Haß und Leidenschaft unstreitig einen größeren Anteil als Vernunft und Notwendigkeit haben, ist es mir immer rätselhaft gewesen, was zwei Völker, wie Belgier und Holländer, die eines Ursprungs und eines Landes sind und die ein schreckliches Schicksal so lange miteinander geteilt haben, dann so gegeneinander erbittert haben kann, daß ein fünfzehnjähriger Friede ihre Verschmelzung nicht vermochte. Ich habe die Erklärung in der Geschichte beider Länder gesucht, indem ich sie unter diesem Gesichtspunkte insbesondere prüfte, und was ich als wahr zu erkennen glaubte, habe ich in einer kleinen Broschüre aufgesetzt, die ich herauszugeben gedenke. Diese Arbeit hat meine Zeit sehr in Anspruch genommen, denn da ich vormittags bis 2 Uhr im Büro beschäftigt bin und um 4 Uhr erst vom Essen komme, abends auch viel aus bin, so blieb mir fast nur die Nacht, und manchmal wohl, wenn Ihr schon, wie ich hoffe, gut geschlafen habt, plagte ich mich mit den edelmögenden Herren Generalstaaten herum, denn in einem ihrer schweinsledernen Quartanten, aus denen ich vorzüglich meine Gelehrsamkeit schöpfe, steht nicht nur, was die wackeren Niederländer durch drei Jahrhunderte getan, sondern sogar, was sie gesprochen haben, und das ist nicht wenig. Wirklich ist der Mühe nicht wenig bei der

Arbeit gewesen, und ich habe über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav durchgelesen. Um einen allgemeinen Satz aufzustellen, mußte ich oft ganze Bände durchblättern, und am Ende nimmt der Leser einen Satz über den Satz und liest ihn nicht. Schlimmstenfalls bleibt mir eine ziemlich gute Kenntnis des Landes und seiner Geschichte, in welches leicht die Begebenheiten ein preußisches Heer führen können...

Berlin, den 11. Januar 1831

Liebe Mutter! Meinen Kaffee werde ich nach Deinem Rezept machen, auch komme ich der großlöcherigen Maschine mit einem Stück Löschpapier zu Hilfe, was ihn schon sehr verbessert hat. Freilich bin ich wieder ganz in meinem alten Geleise. Meine größte Erholung ist das französische Theater, wo ich abonniert bin und das Billett für den halben Preis habe. Auch habe ich einen sehr guten Mittagstisch, dafür gebe ich aber sonst auch wenig aus, frühstücke nie und esse auch oft des Abends nichts, weil die sehr guten Speisen vom Mittag noch vorhalten. Equipiert bin ich nun endlich einmal vollständig, und mit ablaufendem Jahr hoffe ich die letzten Rechnungen zu zahlen.
Behalte auch in der Entfernung lieb Deinen

Helmuth

Berlin, den 13. Februar 1831

Liebe Mutter! .. Mir geht es gut. In Absicht auf meine Lebensweise bin ich in mehreren Familienzirkeln eingeführt, wo ich mich sehr wohl befinde; das Theater besuche ich oftmals und benutze überhaupt die letzte Zeit meines Aufenthalts in Berlin, um es zu genießen. Meine Broschüre ist gedruckt und unter dem Titel „Holland und

Belgien in ihrer gegenseitigen Beziehung", verlegt durch Mittler 1831 – von morgen ab im Buchhandel zu haben, falls sie jemand von Euch interessieren sollte. Vom Chef des Generalstabes haben wir diesen Monat neue schriftliche Arbeiten bekommen, auf deren Lösung vielleicht manches ankommt.

In 14 Tagen gehe ich zum Regiment nach Magdeburg, es sei denn, daß unser Aufenthalt hier dies Jahr außergewöhnlich verlängert wird und über den 1. März hinaus gesetzt würde.

Die Aussichten auf den Krieg gewinnen immer mehr Wahrscheinlichkeit. Die belgische Frage kompliziert sich dergestalt, daß wohl nur ein rechtschaffener europäischer Krieg wird am Ende den gordischen Knoten zerhauen können. Dies dürfte um so mehr der Fall sein, als heutzutage es nicht mehr allein die Kabinette sind, welche über Krieg und Frieden entscheiden und die Angelegenheiten der Völker leiten, sondern es an vielen Orten die Völker sind, welche die Kabinette leiten, und so ein Element in die Politik hineingebracht ist, welches freilich außer aller Berechnung liegt. – Ein erwählter Bürgerkönig kann es ehrlich genug mit dem europäischen Frieden meinen und dennoch nicht vermögen, ein sich ihm antragendes Volk von der Hand zu weisen – eine Scheinkomödie, die, wie die gestrigen Nachrichten verlauten, eben aufgeführt wird. Und wirklich, wenn man billig sein will, wird Louis Philipp sich nicht lieber mit seiner Nation gegen Europa schlagen als mit Europa gegen seine Nation? Doch wie die Sachen auch kommen mögen – Preußen steht gerüstet da. Es war schon gerüstet, wie noch kein Staat in Europa es war, und wenn es nicht zuschlug, wenn es Preußen war, welches, so sehr auf den Krieg angewiesen, den Frieden in Europa erhielt, so kann es,

selbst angegriffen, wohl auf die Billigung aller, wenigstens von Deutschland, rechnen, und diese öffentliche Stimmung gilt heutzutage ein Heer.

Hier ist ein neues Leben in die Menschen gefahren, die Cafés sind überfüllt mit Neugierigen und kaum daß man die Zeitungen erhaschen kann – besonders die französischen. Politik wird in allen Salons, in den Theatern wie in den Bierstuben verhandelt. Die Offiziere, welche das Geld dazu haben, schaffen sich ihre Packsättel und Feldequipierung an, um den Krieg zu erwarten, und wir anderen erwarten den Krieg, um uns equipieren zu können. Regierungsräte und Gerichtsassessoren suchen ihre Landwehruniformen hervor – nur die Handelsherren machen bedenkliche Gesichter.

Ein ungeheurer Applaus brach vorgestern in der Vorstellung der Jungfrau von Orleans aus bei der Stelle: „Das Volk muß sich für seinen König opfern."

Den 16. Immer noch auf Briefe hoffend, habe ich diese Zeilen noch ein paar Tage liegenlassen. Dieses allseitige Stillschweigen beunruhigt mich sehr, bitte, schreibt doch endlich einmal und vergiß nicht ganz Deinen Helmuth

Berlin, den 5. März 1831

Liebe Mutter! Recht erfreulich waren mir nach so langer Ungewißheit Eure Briefe vom 13. Februar, die bald nach Absendung meines letzten Schreibens eintrafen und die ich mit großem Interesse gelesen. Gottlob, daß alles wohl und munter bei Dir ist...

Mein Aufenthalt in Berlin hat sich unerwartet verlängert. Ich bin per Kabinettsorder und auf Antrag des Chefs des Generalstabes mit noch einem Offizier noch zum topographischen Büro kommandiert, obgleich das Kommando der Regel nach für mich beendet ist, auch alle

übrigen Offiziere schon nach Ost und West in ihre Garnisonen gereist sind. Ich habe den direkten Vorteil davon, noch fernerhin 20 Taler Zulage zu beziehen, auch dürfen wir es wohl als eine Auszeichnung ansehen. – Übrigens bin ich bereits amtlich gefragt, ob ich für den Fall eines Krieges gesonnen bin, im Generalstabe Dienste zu tun. Du siehst, wie sehr ich in dieser politischen Angelegenheit selbst interessiert bin. – Ich spare aus allen Kräften eine kleine Summe zur Anschaffung eines Pferdes, aber wo ich deren drei aufbringen soll, mag der Himmel wissen; eins werde ich mir wohl vielleicht zusammenschreiben. – Mein „Holland und Belgien" findet leidlich Absatz. Dein Buchhändler darf es nur bei Mittler in Berlin verschreiben, es kostet 6 gute Groschen...

An den Bruder Ludwig

Berlin, den 7. März 1831

Lieber Ludwig! .. Was mich betrifft, so spare ich den Ertrag meiner kleinen Schriftstellerei, um mir für den Fall des Krieges ein Pferd anzuschaffen. Da ich deren, wenn ich etwa zum Generalstab kommandiert werden sollte, fünf mitnehmen muß, so überlasse ich dem Himmel die Sorge, zu erraten, wo sie herkommen werden. Selbst für den Frieden brauche ich drei; und ein halbes Pferd habe ich erst zusammengeschrieben. Dabei macht es mir Spaß, wenn kleine Aufsätze von mir in den Zeitschriften sind, die Gesichter der Lesenden bei Stehely[1] zu belauern, die den würdigen Autor schwerlich in Deinem gehorsamen Diener vermuten, denn diese Kinder meiner Laune oder vielmehr meiner Geldnot laufen sämtlich ungetauft in der Welt herum. – Bleibt aber Friede in dieser schönen Welt, dann will ich camminare nel giardino dell'

[1] Ein damals bekanntes Berliner Literatencafé in der Charlottenstraße.

Europa, Rom und Neapel sehen – das hab' ich fest beschlossen...

Seit acht Tagen wandere ich hier als Königlich Preußischer außerordentlich verlängerter Topograph nebst noch einem Offizier, die einzigen unserer Gattung, herum. Da das Büro aufgelöst ist, so sind auch alle meine Kollegen bereits in ihre Garnisonen gereist, und da ich demnach meinen täglichen Umgang von Nimmersatt bis Trier zerstiebt sehe, so bleibt mir fast nur meine eigene angenehme Gesellschaft, von der ich, unter uns, wünschte, daß sie angenehmer wäre.

Eine große Annehmlichkeit hier in Berlin, die seit Deiner Abwesenheit erst hinzugekommen, ist die Eröffnung des Museums, und ich würde täglich eine Stunde da zubringen, wenn ich nicht alle Vormittage bis zwei Uhr auf dem Büro des Generalstabs sein müßte. Das Äußere dieses mächtigen Gebäudes beschreibe ich Dir nicht; es ist schon so oft auf Stein gezeichnet, in Kupfer gestochen, auf Teebrettern lackiert und in Perlen gestickt, daß man das ganze Museum mit guten und schlechten Bildern desselben füllen könnte. Wenn Du aber mit den Augen eines Laien einen Blick in diesen Palast der Wunder alter und neuer Kunst werfen willst, so lade ich Dich dazu ein, mit mir die breite Flucht von steinernen Stufen hinaufzusteigen und unter die riesenhaften Kolonnaden zu treten, wo Dir zuerst die veränderte Gestalt des Lustgartens auffallen wird. Dieser Platz, wo früher die Rekruten in langen Reihen auf einem Bein balancierten, ist jetzt in regelmäßige Rasenpartien abgeteilt, die mit eisernen Gittern und Drahtgeflechten umzäunt und mit breiten Steintrottoirs durchzogen sind. In der Mitte siehst Du das Bassin, aus welchem eine mächtige Fontäne, durch ein Druckwerk der Werderschen Mühlen getrieben, sich erheben

wird. Am Fuße der Treppe ist das Fundament für ein kolossales Becken, 24 Fuß im Durchmesser, aus einem Feldstein. Es ist das größte, das man kennt, und eine Dampfmaschine arbeitet schon im zweiten Jahre daran, es zu schleifen. Die langen Pappelreihen sind im Winter ausgegraben und vor dem Dom in Haufen zusammengesetzt, um dies garstige Gebäude zu verstecken, das man eher für ein Kasino als für eine Kirche ansieht. Selbst der alte Dessauer hat in einer Nacht den Marsch angetreten vom Lustgarten nach dem Wilhelmsplatz. Wie erstaunt mögen die übrigen tapferen Generale am folgenden Morgen gewesen sein, den Erfinder der eisernen Ladestöcke in ihrer Mitte als den sechsten zu sehen, dessen Patent noch 50 Jahre älter als das ihrige ist. Welche Verlegenheit besonders für den armen Schwerin, sich in einem so durchaus unvorschriftsmäßigen Anzug darzustellen, das Haar durch kein Zopfband geregelt, Sandalen statt der Gamaschen und gar ohne Hosen. Doch hat der alte Feldmarschall die Fahne noch in der Hand, mit welcher er bei Prag so tapfer auf die österreichischen Batterien losging, daß erst die vierte Kartätschkugel ihn zum Stehen oder vielmehr zum Liegen, nicht aber zum Weichen, bringen konnte...

An die Mutter

Berlin, den 10. März 1831

Liebe Mutter! .. Was mich selbst anbetrifft, so arbeite ich noch im Büro des Generalstabes, ohne zum Generalstab kommandiert zu sein; so viel weiß ich, daß ich und noch ein Offizier in der Konferenz der Stabsoffiziere dazu vorgeschlagen sind. Wir sind also als qualifiziert dazu angesehen, und das ist immer die Hauptsache. Ich hoffe, diesen Sommer zur Übungsreise des Generalstabs an den

Rhein kommandiert zu werden, denn mit dem Krieg scheint es wieder nichts zu werden, alles sieht ja wieder ganz friedlich aus. – Ich muß dann ein Pferd haben, doch laß Dir darum nicht bange sein. Da ich es halb schon habe, so wird die andere Hälfte doch wohl nachfolgen? Sechzig Taler habe ich dazu schon auf der Stadtarmenkasse hier deponiert, die ich erspart, und fünfzig Taler Entschädigungsgelder bekomme ich, wenn ich kommandiert werde. – Möchte ich Dir bald gute Nachrichten zu schreiben haben. Adieu, liebe Mutter. Bleibe recht gesund und guten Mutes und behalte recht lieb Deinen

Helmuth

Berlin, den 13. Januar 1832

Liebe Mutter! .. Einige andere Entscheidungen, die ich Dir gern mitgeteilt hätte, sind literarischer oder vielmehr pekuniärer Art. Die Verbindlichkeit, einen Hunderttaler-Pfandbrief zurückzuerstatten, konnte ich nach meiner Reise im vorigen Herbst nicht erfüllen. Um dies Geld zu gewinnen, mußte die Politik zu Hilfe genommen werden. Heute kam das Protokoll vom 15. Oktober mit den neuen Grenzbestimmungen Hollands und Belgiens, und nach drei Tagen erschien schon eine Karte im Umdruck gezeichnet, für den loyalen Preis von drei Silbergroschen allen Zeitungen beigelegt, ja selbst in den Zeitungen trefflich rezensiert, ohne Namen zwar der Verfasser. Diese waren zwei bedrängte Offiziere, welche dies Werk in drei Tagen gezeichnet und 5000 Abdrücke davon besorgt hatten. Nun stelle Dir unser Unglück vor, als fast gleichzeitig ein ebenso feiner Spekulant eine ebensolche Karte für eben den Preis herausgibt, ganz falsch zwar, denn mit echter Loyalität und Freigebigkeit schenkt der Mann ganz Staatsflandern an Holland; aber was schadet das? Der Plan

geht mit den übrigen. Wir haben an hundert Taler Kosten gehabt und wissen durchaus nicht, welches der Erfolg dieser Konkurrenz sein wird. Ich glaube, wir werden froh sein, die Kosten herauszubekommen. Das Resultat werden wir wohl dieser Tage zu wissen bekommen, und wenn ich nicht fürchtete, die Absendung dieser Zeilen zu lange zu verspäten, so könnte ich die gute oder schlimme Post wohl mitteilen.

Ein anderes Unternehmen ist der Druck eines Werkchens, welches ich über den mißlichen Gegenstand Polen herausgebe[1]. Ein Teufel von Buchhändler wollte sich nicht damit befassen, seitdem Warschau gefallen, dem andern fehlte das Gold, er schlug mir aber vor, es mit ihm gemeinsam herauszugeben und Kosten und Ertrag zu teilen. Die ersten betrugen achtzig bis hundert Taler, der letztere, wenn es gut geht, nach Abzug aller Kosten für jeden hundert bis hundertfünfzig Taler. Also neues Risiko. Eine Freude habe ich indessen gehabt. Der Zensor des Werkes hat sich bei einem Diner, wo sich zufällig einer meiner Bekannten befand, sehr lobend über dies Werk, welches erst in acht Tagen das Licht der Welt erblickt, geäußert. Er fragte, ob jemand diesen H. v. M. kenne, und wollte meinem Bekannten nicht glauben, daß es ein bescheidener Sekondeleutnant sei; er habe sicher geglaubt, es sei ein Mann, der sich schon so seine fünfzig Jahre in der Welt umgesehen usw. Ich werde sorgen, daß Dir ein Freiexemplar zugestellt werde.

Wichtiger ist ein Unternehmen, welches ich jetzt kürzlich angefangen. Es ist eine Übersetzung aus dem Englischen eines Werkes von fast 6000 pagina, nämlich Gibbons

[1] Diese zweite geschichtliche Arbeit von Moltke erschien unter dem Titel „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen“ 1832 zu Berlin.

Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaisertums, in zwölf Bänden Großoktav[1]. Diese herkulische Arbeit wird mir vom Buchhändler mit fünfhundert Talern honoriert, sobald das Werk gedruckt ist, und mit zweihundertfünfzig Talern, nachdem fünfhundert Exemplare verkauft sein werden. Ich muß also lange arbeiten, ehe ich etwas bekomme, allein die Summe ist der Mühe wert. Wenn keine Unterbrechungen kommen, so hoffe ich bei sehr angestrengtem Fleiß in anderthalb Jahren fertig zu werden. Ich benutze jede freie Viertelstunde. Die Arbeit macht mir nicht die allergeringste Schwierigkeit und selbst Vergnügen, aber – sie kostet so viel Zeit, daß mir für mich fast keine mehr bleibt, um so mehr, als ich vom Büro des Generalstabes ebenfalls sehr beschäftigt werde, da man meinen Kollegen und mich zu allen Arbeiten des Generalstabes jetzt zuzieht. Übrigens geht es mir gut, denn am Ende sind Arbeit, Hoffnung und Gesundheit alles, was zur Zufriedenheit gehört.

Soviel von mir. Herzliche Grüße an die guten Schwesterchen und Ludwig, der mir von Zeit zu Zeit die Freude machte, mir ein Briefkuvert zu schreiben. Immer in herzlicher Liebe Dein

Helmuth

Berlin, den 15. Mai 1832

Liebe Mutter! .. Du kannst wohl denken, daß ich, der ich unvollständig unterrichtet bin und X. persönlich nicht kannte, mich jedes Vorschlages oder Rates in einer solchen Sache enthalte; aber sowenig ich ihr zu einer Verbindung zugeredet habe, ebensowenig würde ich ihr raten,

[1] Moltke hatte das große Unternehmen bis zum 11. Bande geführt, als sein Buchhändler sich außerstande zeigte, es herauszubringen. Er strengte einen Prozeß an, mußte sich aber mit einem Teilhonorar zufrieden geben.

dieselbe von der Hand zu weisen. Alles, was ich von X. erfahren, scheint mir einen edeln Charakter zu verraten. Meiner persönlichen Überzeugung nach ist jede Heirat ein Wagnis, in welches wir uns blindlings hineinstürzen – den kennen und beurteilen zu wollen, an den wir unser Los knüpfen, ist zuviel verlangt, wenn wir uns ja selbst nicht einmal kennen und beurteilen, und das, was in der Ehe sein wird, hängt vielleicht ebensosehr von uns selbst als von ihm ab. Wenn wir bloß die kalte Vernunft zu Rate ziehen, so ist nicht zu verkennen, daß wohl nur sehr wenig Menschen vergönnt ist, dem Ideal, welches sich wohl alle einmal schufen, im Leben wirklich zu begegnen, wenigeren aber noch, aus diesem Traum, der freilich das höchste Glück sein muß, nicht um so schmerzlicher zu erwachen. Wo die Empfindungen aufs Höchste gespannt sind, da muß jeder doch notwendig anklebende Mangel und jede Unvollkommenheit ein Mißklang in der reingestimmten Harmonie werden, und je höher die Erwartung, je größer muß die Täuschung sein. Diese durchaus prosaische Ansicht ist vielleicht darum nicht minder die richtige und spricht den Grund aus, warum soviel mariages de raison glücklicher als die par inclination sind.. Mit einem Wort, ich glaube, daß schwärmerische Jugendliebe und eheliches Glück, mindestens gesagt, nicht auseinander folgen und daß da, wo keine Abneigung und keine Schlechtigkeit vorhanden ist, eine dauernde, innige, tiefe und beglückende Zuneigung auch in der Ehe entstehen kann. Daß X. ein geistreicher und ein reicher Mann sein soll, ist in zweiter Ordnung ein wünschenswerter Umstand, der aber auf ihre Entscheidung gewiß keinen Einfluß haben wird. Dies, ihr Charakter und die Schule, in der sie aufwuchs, sprechen bei mir für die Sache...

Berlin, den 28. Februar 1833

Liebe Mutter! Mit großer Freude habe ich Deinen lieben Brief vom 23. und alle die guten Nachrichten erhalten, welche er enthielt...

Die verschiedenartigste Tätigkeit erfüllt den Tag. Morgens arbeite ich an einer Beurteilung der strategischen Verhältnisse des Thüringer Waldes oder der geschichtlichen Bearbeitung des Feldzuges 1762, der Vormittag ist den Bürogeschäften gewidmet, mittags gilt es, sein Pferd auf der Promenade zu produzieren, welche während der schönen Tage, die wir jetzt haben, wirklich glänzend ist. Die schönsten Pferde, die Menge von Uniformen und Equipagen und das dichte Gedränge der geputzten und vornehmsten Damenwelt machen dies sehr unterhaltend. Nach Tische (von Zeit zu Zeit schlafe ich aber darüber ein) treibe ich das Studium der Nationalökonomie, obwohl meine eigene mir schon genug zu schaffen macht. Abends stellt sich der Friseur ein, der mir das Haar in die geschmackvollsten Formen bringt, und um 8 Uhr ist Ball bei diesem Prinzen oder jenem Minister. Hier bleibe ich dann nur gerade solange, als ich angenehme Engagements finde, und oft werden vor dem Schlafengehen noch einige Seiten aus dem Gibbon übersetzt...

Heute über vier Wochen, am 30. März, wird bei der Parole befohlen werden, ob ich in den Generalstab einrangiert werde oder nicht; ich darf indessen hoffen, Dir die günstigere Nachricht zu melden[1]. Diese Einrangierung ist mit einer ziemlich beträchtlichen Gehaltserhöhung, aber auch mit einer kostbaren Equipierung verknüpft. Die Uniform ist eine der hübschesten und kostbarsten, die wir hier haben. Sie ist blau, mit karmoisinrotem Kragen und

[1] Die hier erwartete Versetzung in den Generalstab erfolgte am 30. 3. 1833 unter Beförderung zum Premierleutnant.

Aufschlägen mit Silber gestickt, Hut mit weißer Feder, Degen, silberner Schärpe und Epauletts.

Was den Gibbon betrifft, so wünsche ich sehnlichst, davon erlöst zu sein. Kaum kann ich es vor mir selbst verantworten, soviel Zeit auf eine Nebenarbeit zu verwenden, aber die Not hat mich dazu gezwungen. Jetzt bin ich bald mit dem sechsten Bande, also mit der Hälfte der ganzen furchtbaren Arbeit fertig, und der erste Band ist eben im Druck. Eine andere Arbeit übernehme ich nicht wieder, auch habe ich es nicht nötig, wenn diese fertig ist. Wenn Ludwig seinen Band vollendet haben wird, hoffe ich ihm sogleich vierzig Taler bar zu verschaffen; ich glaube aber, er greift die Sache zu peinlich an. Ein Werk von fast 5000 pagina kann man nicht wie eine Broschüre schreiben. Mit herzlicher Liebe Dein

Helmuth

Berlin, den 27. Mai 1834

Liebe Mutter! Recht lange habe ich Dir jetzt nicht geschrieben, aber gewiß recht oft an Dich gedacht. Daß Du leider soviel körperliche Leiden trägst, habe ich mit inniger Betrübnis erfahren. Gott schenke Dir Linderung und Besserung, mein gutes Mütterchen. Daß Du Deine Schmerzen mit Standhaftigkeit und Ergebung trägst, habe ich erwartet; es ist die Ruhe, die ein reines Gewissen und ein gutes Bewußtsein geben. Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohltaten der erste mütterliche Unterricht die größte und die bleibendste ist. Auf diese Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben, und wenn Du acht Kinder zu redlichen Leuten herangezogen, so muß ihr Dank und Gottes Segen auf Dir ruhen...

Berlin, den 21. April 1835

Liebe Mutter! Für diesmal bin ich ruhig beim Großen Generalstabe geblieben. Mein Chef sagte mir, daß sich der Plan wegen Paris noch nicht habe verwirklichen lassen, „daß ich aber jedenfalls für diesen Posten disponibel bleibe". Während meiner Krankheit erfreute er mich durch eine Königliche Kabinettsordre, deren wörtlicher Inhalt:

„Mit Ihrem Bericht vom 24. Januar dieses Jahres habe Ich die von dem Hauptmann von Moltke des Generalstabs zusammengestellten Notizen über die Königl. dänische Land- und Seemacht erhalten. Indem Ich Ihnen für deren Einsendung Dank sage, erkenne ich diese gründliche Arbeit wohlgefällig an.

Berlin, den 15. April 1835

(gez.) Friedrich Wilhelm

An den
Generalleutnant Krauseneck"

Da ich jetzt wenigstens ein Jahr noch in meinem alten Verhältnis zubringe, so kommt es darauf an, das zweite Pferd wiederherzustellen.
In Absicht auf das Avancement, so sind in meinem früheren Regiment noch vier meiner Vorderleute Sekondeleutnants. Diese und die ganze Klasse der zwölf Premierleutnants habe ich übersprungen. Aber selbst im Gardekorps sind die Offiziere, welche mit mir zugleich Offizier wurden, kaum erst zum Premier heran, und ich möchte wohl der einzige Kapitän sein in der Armee, der erst 1822 eingetreten ist. Ich habe also die vier Jahre, die ich am dänischen Patent verlor, wieder eingebracht...

Wiegandstal im Isergebirge, den 26. Juli 1835

Liebe Mutter! .. Interessant war mir, das Schloß Wallensteins, Friedland in Böhmen, zu besuchen. Ich kam dahin, als vor wenig Stunden der Blitz in des Friedländers alte Burg geschlagen. Sie hatte wohl eine Stunde gebrannt, aber man war des Feuers Herr geworden, und nur das Dach war zerstört.

Merkwürdig ist das einzige existierende Originalgemälde dieses ausgezeichneten Mannes. Wie gewöhnlich sieht das Bild sehr viel anders aus, als man sich den Mann denkt. Wunderhübsch ist die Tochter, die zwar nicht Thekla, sondern Katharina geheißen, und die nicht etwa mit dem Fräulein Neubrunn ins Kloster ging, sondern einen österreichischen Grafen heiratete. Man muß ihr dies verzeihen, da Max Piccolomini das Unrecht auf seiner Seite hat, nie existiert zu haben...

Liebe Mutter, ich werde diesen Brief wohl noch mit nach Warmbrunn nehmen. Zur Zeit reise ich noch allein und treffe meine Kameraden erst später. Ich führe aber einen ganz kleinen Montaigne und Child Harold in der Satteltasche. Doch muß ich gestehen, daß ich selten nur das Bedürfnis nach Lektüre habe, das große Buch der Natur liegt hier so weit aufgeschlagen, und es ist mit Bergen, Schlössern und Städten so hübsch groß und leserlich geschrieben, daß einem die Augen nicht so weh dabei tun, wie bei der kleinen Stereotypie. Die Zeit, die ich erübrigen kann, nutze ich gern, um schöne Burgen und Gegenden zu skizzieren; ich kann Dir diese Blätter vielleicht einmal mitteilen, sie machen mein Tagebuch aus.

Nun gute Nacht, liebe Mutter, ich bin herzlich müde von einem Ritt nach Schweidnitz. Um 6 Uhr ritt ich fort, und nach 8 Uhr abends bin ich erst nach Hause gekommen. Gott behüte Dich. Behalte lieb Deinen Helmuth

Das Kommando in der Türkei
1835–1839

An die Mutter

Konstantinopel, den 24. Dezember 1835

Vor einigen Tagen begleiteten wir unseren Gesandten zu einer Audienz bei Mehmet Chosref Pascha, dem allgewaltigen Seraskier.

Dicht neben der Moschee Sultan Bajasids findet sich auf dem Gipfel eines der sieben Hügel ein weiter, durch hohe Mauern umschlossener Raum. Dorthin verlegte Mehemet Gasi[1], der Eroberer, seine Residenz; später, als – ich glaube unter Suleiman dem Gesetzgeber[2] – sich die Großherren in das Serail auf der äußersten Landspitze Europas einschlossen, diente jener Raum den Witwen der verstorbenen Herrscher zur Wohnung; heute ist er das Seraskierat. Ein hoher, seltsam geformter, aber kühn erbauter Turm (Giangen-Kulessi, der Feuerturm) bezeichnet den Wohnort des Befehlshabers der osmanischen Heere und gewährt von fern den Anblick einer in die Erde gepflanzten kolossalen Lanze.

Nachdem das vierzehnrudrige Kaik der Gesandtschaft bei Bagtsche-Kapu, dem Gartentor, gelandet, bestiegen wir die reich gezäumten Pferde des Seraskiers und ritten, gefolgt von seinen Kawassen oder Polizeisoldaten, durch enge, steile Straßen zwischen hölzernen Häusern, Kaufläden, großen steinernen Hans[3] und durch ein schönes Portal in den weiten Hof des Seraskierats, wo die Wachen ins Gewehr traten.

Nach altmorgenländischer Sitte wurden alle öffentlichen Geschäfte unter dem Tor der Wohnung abgemacht, wel-

[1] Gazi = der Siegreiche. — [2] Suleiman I. (1520–1566). — [3] Herbergen.

ches auf arabisch Bab, auf türkisch Kapu heißt; auch haben diese Portale ihre frühere, diesem Zweck entsprechende Bauart beibehalten. Gewöhnlich sind sie mit einer Kuppel gedeckt, auf welcher der goldene Halbmond blitzt, und von einem weit vorgreifenden Dache umgeben, welches den Harrenden Schatten und Schutz gewährt. Solcher Tore sind zu Konstantinopel namentlich das Pascha-Kapussi oder die eigentliche „Hohe Pforte" vor dem Eingange zum Palast der Großwesire; das Babi-Humajun oder Kaisertor (eigentlich „das kaiserliche Tor"), im Serail: Aga-Kapussi, das Tor der Janitscharen-Agas, wo jetzt der Scheich ül Islam wohnt; der Seraskier-Kapussi u. a. m.

Die Wohnung dieses Würdenträgers ist ein ausgedehntes hölzernes Gebäude, welches einen schönen Blick auf das Marmarameer gewährt. Ein geräumiger Exerzierplatz befindet sich vor, eine Kaserne für zwei Infanterieregimenter hinter demselben. Der Seraskier empfing den Gesandten stehend in einem sehr großen Saal mit vielen Fenstern. Außer dem breiten Diwan befinden sich Sofas, Stühle, Tafeluhren und Tische im Zimmer, ebensoviel Dokumente von der Europäisierung des türkischen Generals. Ein schöner Teppich bedeckte den Fußboden, und ein großes bronzenes Mangall oder Kohlenbecken glühte in der Mitte des Saals. Nachdem man sich gesetzt, waren wohl zwanzig bis dreißig Agas beschäftigt, die Pfeifen und den Kaffee zu reichen, denn je mehr man seinen Gast ehren will, je mehr Diener müssen erscheinen. Diese Schar zog sich dann in tiefer Stille, die Hände als Zeichen der Ehrfurcht vor den Leib gekreuzt, rückwärts nach der Tür und verschwand auf einen Wink des Gebieters.

Der Seraskier führte die Unterhaltung durch das Medium eines Dragomans mit vieler Jovialität und Un-

gebundenheit. Er richtete auch einige Fragen an mich über das preußische Landwehrsystem, welche zeigten, daß er sich wohl mit diesem Gegenstande beschäftigt hatte, und rühmte sehr die Vortrefflichkeit unserer Militäreinrichtungen. Im Laufe des Gesprächs kam die Rede auf das Kriegsspiel, von welchem er ein Exemplar besaß. Der Pascha schien sehr erfreut, zu erfahren, daß ich imstande sein würde, ihm den Gebrauch desselben zu erklären.

Du weißt, daß meine Absicht war, nur etwa drei Wochen in Konstantinopel zu verweilen und dann über Athen und Neapel zurückzukehren. Nun hat aber der Seraskier mich durch die Gesandtschaft förmlich auffordern lassen, die Abreise zu verschieben, was meinen ganzen Reiseplan ändert. Ich muß meinen Gefährten, den Baron Bergh, allein ziehen lassen, was mir in jeder Beziehung äußerst leid ist.

Konstantinopel, den 4. Januar 1836

Ich schrieb Dir in meinem letzten Brief, daß mein Aufenthalt sich hier unerwartet verlängert. Der Seraskier läßt mich alle Woche ein paarmal rufen; da die Türken aber jetzt den Ramasan[1] feiern, wo alle Geschäfte des Tages über ruhen, so finden die Besuche des Nachts statt. Das zehnrudrige Kaik des Seraskiers erwartet mich zu Galata, und am jenseitigen Ufer des Hafens finde ich seine Pferde. Ebenso geht es zurück. Voraus schreitet ein Kawaß oder Polizeisoldat, der mit seinem langen Stock unbarmherzig auf alles losschlägt, was nicht aus dem Wege geht; dann folgt der Imrohor oder Stallmeister des Pascha und zwei Fackelträger zu Fuß; dann ich auf einem schönen türkischen Hengst mit Tigerdecken und goldenen Zügeln, begleitet von dem Dolmetsch. Die hohen Kuppeln und Minaretts erglänzen vom rötlichen Schein der flackern-

[1] Fastenmonat.

den „Maschallahs" oder Fackeln; der Sturm fegt die Funken an die schneebedeckten Dächer, und die Wachen präsentieren vor dem Gjaur oder dem Schimmel des Seraskiers. Der Kawaß hat die Verbindlichkeit, mich vor der Tür des Gesandtschaftshotels abzuliefern, damit ich dem Seraskier nicht abhanden komme.

Was die Lebensweise hier anbetrifft, so ist sie außerordentlich einförmig. Nach dem Frühstück mache ich bei gutem wie bei schlechtem Wetter eine Promenade, gewöhnlich durch die Hauptstraße von Pera nach dem großen Begräbnisplatz. Die hohen hundertjährigen Zypressen beugen unter der Last des Schnees ihre grünen Zweige zur Erde, und die zahllosen aufrechtstehenden Leichensteine sind mit einer Eisrinde wunderbar inkrustiert. Da, wo der Weg aus dem Zypressenwalde tritt, öffnet sich eine herrliche Aussicht auf den Bosporus. Unten liegt Beschik-tasch, ein Schloß des Großherrn, denn das alte Serail hat er für immer verlassen, weil daran zu fürchterlich blutige Erinnerungen kleben; auch ist ihm prophezeit, daß er dort sein Leben enden werde. Jenseits erheben sich die schneebedeckten Berge Asiens, Skutari, die Vorstadt mit 100000 Einwohnern, und mitten im Wasser der Leanderturm.

Begleite mich nun auf meiner Wanderung die steile Höhe, welche der Begräbnisplatz krönt, hinab an das Ufer des Bosporus. Wir bleiben ein Weilchen stehen und sehen den Wellen zu, die sich mit Macht an den steinernen Kais brechen und schäumend weit über die vergoldeten Gitter bis an den Kiosk des Großherrn spritzen. Griechen sammeln die Austern, welche die bewegte See ans Ufer wirft, und ganze Herden von Hunden verzehren die Reste eines gefallenen Pferdes. Wir wenden uns nun rechts an einem prachtvollen Marmorbrunnen vorüber und treten in eine

lange Reihe von Kaufläden, deren Dächer oben fast zusammenstoßen. Dort sind es vor allem die Eßwaren und Früchte, die meine Aufmerksamkeit erregen; wüßte ich nur ein Schiff, so würde ich Euch einen schönen Korb füllen. Da gibt es Datteln, Feigen, Pistazien, Kokosnüsse, Manna, Orangen, Rosinen, Nüsse, Granatäpfel, Limonen und viele andere gute Sachen, von denen ich die Namen nicht einmal weiß. Da gibt es Honigbrei, Reisspeisen, Ziegenrahm und Traubengelee, alles aufs reinlichste und beste bereitet; dann kommt der Gemüsemarkt mit Blumenkohl, Artischocken, ungeheueren Melonen, Kürbis, Karden[1] und Pasteken[2]. Gleich daneben liegen die Erzeugnisse des Meeres: ungeheuere Fische wie der riesenhafte Thun, die silbernen Palamyden, der Goldfisch, die Steinbutte und alle die Meerungeheuer, die doch so gut schmecken, die Austern, Hummern, Krebse, Krabben und Familie.

Zwischen mehr als hundert Läden, in denen Tschibuks oder Pfeifenrohre, Köpfe von rotem Ton und lange Spitzen von Bernstein gefertigt werden, kommt man endlich nach Tophane, dem Viertel der Artilleristen. Die von dem jetzigen Großherrn erbaute Moschee Nusrethieh (die Siegreiche) zeichnet sich aus durch ihre beiden Minaretts, die hundert Fuß hoch sind und deren unterer Durchmesser doch nicht über neun Fuß mißt. Wie gut müssen solche schlanken Türme gebaut sein, um Stürmen, oft auch Erdbeben widerstehen zu können. Im Vorhof, der mit schönen Säulen umgeben ist, waschen, trotz der kalten Witterung, in langen Reihen von Wasserbecken die andächtigen Moslems Gesicht, Hände und Füße, denn sonst wird das Gebet nicht akzeptiert. Nach dieser etwas frischen Prozedur kniet der Gläubige, das Gesicht

[1] Eßbaren Disteln. – [2] Kürbisgewächsen.

gegen Mekka gewendet, nieder, sagt seinen Spruch, zieht seine Stiefel an und geht davon. Nahebei ist die große Moschee Kilidsch-Aly. In dem schönen Vorhof befinden sich Kaufläden mit artigen Sachen. Unter einem Bogen sitzt ein türkischer Briefschreiber, ein Stück Pergament auf dem Knie und eine Rohrfeder in der Hand. Frauen in weiten Mänteln und gelben Pantoffeln, das Gesicht bis auf die Augen verbunden, erzählen ihm mit lebhaften Gebärden ihr Anliegen, und mit regungslosen Zügen schreibt der Türke das Geheimnis des Harems, eine Prozeßangelegenheit, eine Bittschrift an den Sultan oder eine Trauerpost, faltet das Blatt künstlich zusammen, wickelt es in ein Stück Musselin, drückt ein Siegel von rotem Wachs darauf und empfängt seine 20 Para für eine Freudenpost wie für eine Todesnachricht.

Die zahllosen Cafés gewähren jetzt einen eigenen Anblick, alles drängt sich um die Feuerbecken, aber der liebliche Dampf des Kaffees und der Pfeife fehlt; es ist das Fest des Ramasan, und vor Einbruch der Nacht darf kein Rechtgläubiger essen, trinken, Tabak rauchen oder sich nur den Geruch einer Blume erlauben. Die Türken schleichen langsam in den Straßen herum, den Rosenkranz in der Hand, und schneiden grimmige Gesichter vor Hunger und ungewohnter Kälte. Sobald aber die Sonne hinter der Moschee Suleimans des Prachtvollen untergeht, rufen die Imams von allen Minaretts: „Es gibt keinen Gott als Gott", und nun ist es sogar die Pflicht des Moslems, die Fasten zu brechen.

Wir sind nun bis an die Mauern von Galata gekommen und steigen zu jenem großen weißen Turm empor, von dem man wieder einen prachtvollen Blick auf die Stadt jenseits des Hafens, auf Skutari, jenseits des Bosporus, und auf das Marmarameer, die Prinzeninseln und den

asiatischen Olymp hat. Rechts breitet sich die mächtige Stadt von einer halben Million Einwohner aus, die soviel Wert wie ein Königreich hat und wirklich über fünfzig Jahre ein Kaisertum gewesen ist, als die Ungläubigen schon den ganzen Rest des Oströmischen Reichs verschlungen hatten. Die äußerste Spitze mit den hohen Mauern, die vielen Kuppeln und dunkelgrünen Zypressen ist das Serail, eine Stadt für sich mit 7000 Einwohnern, mit ihren eigenen Mauern und Toren. Dicht daneben wölbt sich die mächtige Kuppel der Sophienkirche, jetzt eine Moschee, welche das Vorbild zu so vielen anderen Kirchen, selbst zu St. Peter in Rom, geworden ist. Weiter rechts ragen die sechs prächtigen Minaretts der Moschee Sultan Achmets hervor. Wegen ihrer schlanken Form sehen diese Minaretts ungleich höher aus als die höchsten Türme unserer christlichen Kirchen. Den höchsten Punkt aber bildet der schöne Turm des Seraskiers. Soweit das Auge reicht, nichts als flache Dächer, rote Häuser und hohe Kuppeln, überragt von der Wasserleitung Kaiser Valens'[1], welche mitten durch die Stadt setzt und noch heute nach sechzehn Jahrhunderten das Wasser für Hunderttausende von Menschen herbeileitet. Durch die weiten Bogen flimmert jenseits der Hellespont, und die asiatischen Berge schließen dies Bild.

Pera, den 21. Januar 1837

Vorgestern erhielt ich den Befehl, zu einer Privataudienz beim Großherrn zu erscheinen. Es ist bekannt, wie früher die Repräsentanten der mächtigsten Monarchen stundenlang im Vorhof des Serails warten mußten. Dort befindet sich ein Portal mit zwei Türen hintereinander. Da die äußere hinter dem Eintretenden eher geschlossen als

[1] Kaiser Valens (364–378 n. Chr.) ließ die Wasserleitung anlegen.

die innere wieder geöffnet wird, so war dies der Ort, wo den Wesiren und den Großen überhaupt gelegentlich die Köpfe abgeschlagen wurden. Diese freundliche Lokalität hatte man benutzt, um die zur Audienz gelassenen Fremden in der Tugend der Geduld zu üben. Es wurden Rechtshändel geschlichtet und Urteil gesprochen; dann wurden die Janitscharen gespeist und ihre Löhnung aus großen Säcken klirrend auf das Steinpflaster geworfen; endlich die Gesandten selbst bewirtet und mit Pelzen beschenkt und bekleidet. Erst nachdem sie so eine Vorstellung von der Gerechtigkeit und Milde, von dem Reichtum und der Macht, hauptsächlich wohl von dem Hochmut des Padischahs erhalten, wurden sie durch das Tor der Glückseligkeit, „Bab seadet", in einen halbdunkeln Kiosk vor das Antlitz des Großtürken gelassen. Der Beglückte wurde von zwei Kaputschi-Baschi oder Obertürstehern geführt, die ihm die Arme festhielten und ihn zu tiefen Verbeugungen zwangen. Die Gesandten richteten ihre Reden an den Großherrn, dem jedoch nur einige wenige Worte übersetzt wurden, und sodann durften sie ihre Geschenke überreichen. Se. Hoheit gaben dem Wesir einen Wink, irgend etwas zu sagen, und damit war die Sache zu Ende. So oder doch mit wenig geänderten Formen bestanden die Audienzen fort bis vor zehn Jahren. Nach der Vernichtung der Janitscharen oder vielmehr seit die Russen den Türken etwas näher gelegt, daß sie nicht mehr unüberwindlich sind, hat dies nun zwar aufgehört, immer aber ist der Großherr der mindest zugängliche aller europäischen Fürsten; ich will Dir daher meine Audienz beschreiben.

Um 10 Uhr morgens begab ich mich mit dem Dragoman der Gesandtschaft, der mich auf allen meinen Zügen begleitet hat, ins Mabeïn oder den Versammlungsort der

Großwürdenträger des Reichs. Dieses Gebäude liegt unmittelbar neben dem Winterpalais des Großherrn zu Dolma-Bagtsche (Kürbisgarten), ist aber durch eine hohe Mauer von demselben getrennt. Wassaf-Effendi, der Geheimschreiber und mächtige Vertraute des Sultans, nimmt hier die Fremden an, welche oft mehrere Stunden zubringen müssen, um alles mit ihm gehörig durchzusprechen, was man dem Großherrn zu wissen tun will. Dieser Effendi begibt sich sodann zu seinem Gebieter, mit welchem die Antworten beraten werden und der dann genügend vorbereitet ist. Das war mit mir nun nicht nötig, da ich nichts Politisches vorzubringen hatte. Der Kapudan-Pascha, ein äußerst freundlicher Herr, kam bald hinzu; es wurden zahlreiche Pfeifen geraucht, Kaffee getrunken, und um 11 Uhr erhielten wir den Befehl, vor Sr. Hoheit zu erscheinen.

Durch eine kleine Nebentür traten wir in den von hohen Mauern umringten Hof, der nach dem Bosporus zu durch dichte Drahtgitter geschlossen ist, welche die Aussicht nach Skutari und der Propontis offenlassen. Einige Blumenparterres, mit Buchsbaum eingefaßt, Rosenhecken und zwei Bassins mit Springbrunnen füllten den inneren Raum aus. Am Ende des Hofes erhebt sich ein dreistöckiges Wohnhaus aus Brettern, in welchem der Sultan den Winter zubringt. Hinter demselben fangen die weitläufigen Gebäude des Harems an.

Man führte mich in einen schönen, sehr geräumigen Kiosk, welcher, über dem Meere erbaut, eine prächtige Aussicht gewährt. Dort fanden wir einen Schwarm von Kammerherren, Pagen, Sekretären, Militärs und anderen Beamten des Hofes. Ein ältlicher Gentleman sagte mir besonders viel Verbindliches; er hatte entdeckt, daß ich mir ein großes Verdienst um das Land erworben, und ich er-

fuhr nachher, daß dies Se. Exzellenz der Hofnarr des Großherrn sei. Nach kurzer Zeit traten wir in das Wohnhaus; da etwas Antichambrieren aber unerläßlich ist, stellte man Stühle für uns auf die mit schönen Teppichen belegte, aber niedrige Treppe. Nach einigen Minuten wurden wir vorgefordert, worauf Wassaf-Effendi sogleich seinen Degen ablegte; ich war in Zivilkleidern. Die Zimmer, welche wir durchschritten, sind weder groß noch sehr prachtvoll; sie sind nach europäischer Art möbliert, man sieht da Stühle, Tische, Spiegel, Kronleuchter, sogar Öfen; alles, wie man es bei einem wohlhabenden Privatmann in unseren Städten auch findet.

Nachdem der Teppich von einer Seitentür weggezogen, erblickten wir den Großherrn in einem Lehnsessel. Nach üblicher Weise machte ich ihm drei tiefe Verbeugungen und trat dann bis an die Tür zurück. Se. Kaiserliche Majestät trug die rote Mütze (Fes) und einen weiten violetten Tuchmantel oder vielmehr einen Mantelkragen, welcher seine ganze Gestalt versteckte, und der durch eine Diamantagraffe zusammengehalten ward. Der Sultan rauchte eine lange Pfeife von Jasminrohr, die Bernsteinspitze mit schönen Juwelen besetzt. Sein Stuhl stand neben dem langen Diwan, der sich hier immer unter den Fenstern befindet. Mit einem Blick links konnte Se. Hoheit den schönsten Teil seines Reiches, die Hauptstadt, die Flotte, das Meer und die asiatischen Berge, überschauen. Rechts vom Großherrn bis zur Tür, durch die ich eingetreten, standen sechs oder sieben seiner Hofbeamten in tiefem Schweigen und in ehrfurchtsvoller Stellung, die Hände vorn über den Leib gekreuzt. Ein schöner französischer Teppich bedeckte den Fußboden, und in der Mitte des Zimmers glimmte ein Kohlenfeuer in einem prachtvollen Bronzemangall.

Der Großherr äußerte sich zuerst anerkennend und dankbar über die vielen Beweise von Freundschaft, welche er von unserem König empfangen, und sprach sich sehr günstig über preußisches Militär im allgemeinen aus. Sobald Se. Majestät geendet, blickten alle Anwesenden sich mit dem Ausdrucke der Bewunderung und Beistimmung an, und der Inhalt wurde mir von meinem Dragoman wiedergegeben. Da ich hierauf nichts zu sagen hatte, so begnügte ich mich mit einer Verbeugung. Se. Hoheit geruhte hierauf, mit mir von meinen Arbeiten zu sprechen, ging in mehrere Details ein und setzte hinzu, daß ich ihm inschallah, „so Gott will", noch fernere Dienste leisten solle. Indem er seine Zufriedenheit äußerte, ließ er mir durch Wassaf-Effendi seinen Orden überreichen. Nachdem ich diesen auf übliche Weise, ohne das Etui zu öffnen, an Brust und Stirn erhoben, rief der Großherr: „Zeigt ihn ihm und fragt ihn, ob er ihm gefällt!" worauf denn der Nischan mir feierlichst um den Hals gebunden wurde. Sodann erhielt mein Dragoman ebenfalls eine Dekoration geringerer Art, mit dem Vermerk: „Weil er mir bei meinen Arbeiten beigestanden", und wir waren entlassen.
Der lebhafteste Eindruck, welcher mir von dieser ganzen Szene geblieben, ist der Ausdruck von Wohlwollen und Güte, welcher alle Worte des Großherrn bezeichnete.

Konstantinopel, den 22. Februar 1837

Ich habe soeben meine Aufnahme[1] von Konstantinopel beendet; gewiß in keiner anderen Hauptstadt hätte ich so

[1] Diese Moltkesche Aufnahme der Stadt Konstantinopel erschien 1842 zu Berlin unter dem Titel „Karte von Konstantinopel, den Vorstädten, der Umgebung und dem Bosporus im Auftrage Sr. Hoheit Sultan Mahmuds II. mit dem Meßtisch 1:25000 aufgenommen in den Jahren 1836/37 durch Freiherrn von Moltke, Hauptmann im Königlich Preußischen Generalstabe".

unbelästigt wie hier in den Straßen arbeiten können. – „Harta", meinten die Türken, „eine Karte", und gingen ruhig weiter, als ob sie sagen wollten: „Wir verstehen doch einmal nichts davon." Zuweilen passierte ich auch mit meiner Meßtischplatte für einen „Moallibidschi"[1] oder einen Mann, der Süßigkeiten auf einer weißen Scheibe in den Straßen zum Verkauf herumträgt, und als solchem suchten die Kinder Freundschaft mit mir zu machen. Am neugierigsten sind die Frauen (nämlich hier in der Türkei); diese wollten durchaus wissen, was auf dem Papier stände, wozu der Padischah das brauchte, da er ja schon hier gewesen, ob ich nicht Türkisch spräche oder wenigstens Römisch (nämlich Griechisch). Da meine Bedeckungstruppe dies verneinte, so betrachteten sie mich wie eine Art Halbwilden, mit dem man sich nur durch Zeichen verständigen könne. Großes Vergnügen machte es ihnen – vielleicht nur, weil es verboten ist –, wenn man sie abzeichnete; nun ist nichts leichter als das: ein großer weißer Schleier, aus dem zwei schwarze Augen, ein Endchen Nase und breite zusammenstoßende Augenbrauen herausschauen – hätte ich eine Lithographie davon gehabt, so hätte ich es jeder einzelnen als ihr Porträt überreichen können, und alle würden es sehr ähnlich gefunden haben. Etwas zudringlicher als die Türken waren die Griechen und Juden, aber ein bloßes „Jassak dir" – es ist verboten – von meinem Tschausch war genug, um sie wie einen Schwarm von Sperlingen zu verscheuchen.

In der letzten Zeit freilich mußte ich das Terrain unter dem Schnee hervorsuchen, aber außerordentlich bleibt es immer, bis Anfang Januar so ununterbrochen schönes warmes Wetter gehabt zu haben, daß man mit dem

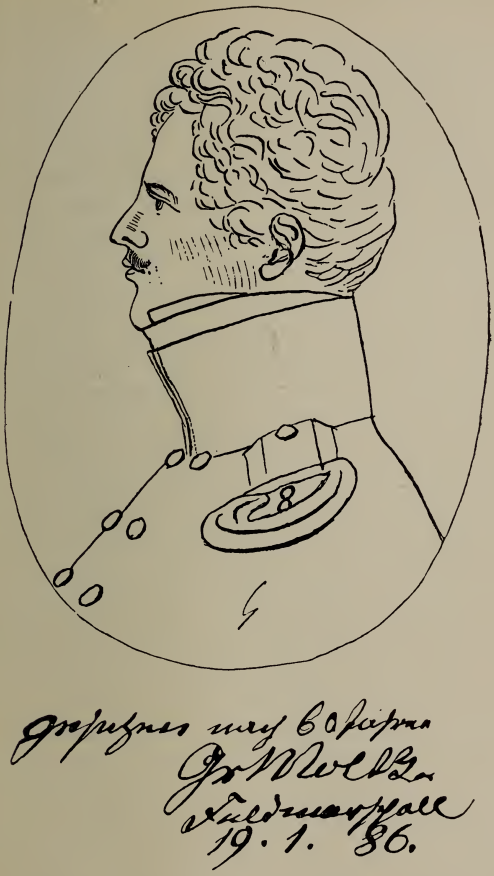
[1] Schachtelmacher.

Meßtisch im Freien arbeiten konnte. Jetzt brechen die Frühlingsstürme über uns herein, der Weißdorn, der Kirsch- und Mandelbaum stehen in Blüte, die Krokos und Primeln drängen sich aus der Erde hervor, und ich würde Dir gern ein konstantinopolitanisches Veilchen schicken, wenn selbiges nicht an der Grenze von kaiserlich-königlichen Sanitätsbehörden als pestfangender Gegenstand inhaftiert werden würde. Da gegenwärtig die Pest beinahe erloschen oder die Gefahr doch nicht größer ist als die, in welcher jeder Mensch jeden Tag schwebt, muß ich Dir doch ganz aufrichtig über diesen Gegenstand ein paar Worte schreiben, damit Du Dir keine unnötige Sorge machst, denn man fürchtet am meisten die Gefahr, die man nicht kennt, weil man sie überschätzt.

Ob die Pest aus Ägypten oder aus Trebisonde[1] kommt, oder wie sie und wo sie sonst entsteht, darüber will ich Dir nichts sagen, weil ich und weil kein Mensch das weiß. Die Pest ist ein noch unerklärtes Geheimnis; sie ist das Rätsel der Sphinx, welches dem das Leben kostet, der sich an die Lösung wagt, ohne sie zu finden. So ging es mit den französischen Ärzten bei der Armee Napoleons in Ägypten, so ging es unlängst einem jungen deutschen Arzt, der sich hier dreißig Tage lang den erdenklichsten Proben aussetzte, endlich in ein türkisches Dampfbad ging, sich zu einem Pestkranken legte und binnen vierundzwanzig Stunden tot war.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß alle die großen enggebauten Städte des Orients innerhalb gewisser Breitengrade die wahren Herde der Pest sind. Die Krankheit verträgt sich aber weder mit einer sehr großen Hitze noch mit strenger Kälte. Sie ist fast nie in Persien gewesen, und wie sehr sie an der Mündung des Nil gewütet, so ist sie

[1] Wohl Trapezunt am Schwarzen Meer.



Moltke als Leutnant. Von ihm selbst 1826 gezeichnet und 1886 mit dem darunterstehenden Vermerk versehen.

doch niemals bis über die Katarakten dieses Stromes hinaufgestiegen.

Ebenso kann die Pest in Europa wohl eingeschleppt werden, nicht aber, wie eine hundertjährige Erfahrung seit Errichtung der Quarantänen dies beweist, sich dort erzeugen. Es ist ferner wohl außer Zweifel, daß das Übel durch Berührung sich mitteilt, und viele, welche dies bestreiten, würden sich gewiß sehr bedenken, einen Pestkranken anzurühren. Aber die Krankheit ist nur bis zu einem gewissen, sehr beschränkten Grade ansteckend. Selbst das unglückliche Beispiel, von welchem ich eben sprach, beweist dies. Im Pesthospital der Franken zu Pera lebt seit einer Reihe von Jahren ein katholischer Priester, welcher den Erkrankten nicht nur den geistlichen Beistand leistet, sondern sie anfaßt, umkleidet, pflegt und begräbt. Dieser brave Mann ist dick und fett, und ich gestehe, daß seine mutige, wahrhaft religiöse Ergebung mir heldenmütiger erscheint als so manche gefeierte Waffentat. Der Priester glaubt, in früher Jugend die Pest gehabt zu haben, aber es ist erwiesen, daß das nicht gegen neue Erkrankung schützt. Gewiß bedarf es einigermaßen fortgesetzter Berührung auf der erwärmten Haut und dabei noch einer Prädisposition des ganzen Körpers, um von dem Übel erfaßt zu werden, und deshalb sind die Sachen gefährlicher als die Menschen. Die meisten Fälle entstehen aus gekauften Gegenständen, alten Kleidern und baumwollenen Waren, welche die Juden umhertragen. Es gehört gewiß eine besondere Konkurrenz von unglücklichen Umständen dazu, um durch bloßes Begegnen eines Kranken angesteckt zu werden. Während der diesjährigen Pest, der heftigsten, die seit einem Vierteljahrhundert hier gewütet, bin ich ganze Tage in den engsten Winkeln der Stadt und der Vorstädte umhergegangen, bin in die Spitäler

selbst eingetreten, gewöhnlich umgeben von Neugierigen, bin Toten und Sterbenden begegnet und lebe der Überzeugung, mich einer sehr geringen Gefahr ausgesetzt zu haben. Das große Arkanum[1] ist Reinlichkeit; sobald ich nach Hause kam, wechselte ich von Kopf bis zu Fuß Wäsche und Kleider, und letztere blieben die Nacht durch im offenen Fenster aufgehängt. Wie sehr überhaupt die einfachste Vorsicht schützt, dies beweist die geringe Zahl von Opfern, welche die Pest unter der fränkischen Bevölkerung dahinrafft, indes die Türken und die Rajahs zu Tausenden sterben. Trotz der großen Verbreitung und Bösartigkeit der diesjährigen Pest, die seit 1812 ihresgleichen nicht gehabt hat, sind etwa acht oder zwölf fränkische Familien heimgesucht worden, und dann waren es fast immer die Domestiken und die Kinder. Seit Jahrhunderten, wo die Dragomane täglich mit Türken zu tun haben, kennt man nur ein Beispiel, daß einer die Pest gehabt. Ein Fremder kann es nicht vermeiden, sich auf den Diwan niederzulassen, wo eben ein zerlumpter Derwisch gesessen, muß aus der Pfeife des Türken rauchen, welcher seinerseits keine Art von Vorsichtsmaßregeln nimmt, und bleibt in hundert Fällen neunundneunzigmal gesund. Wird aber einmal ein Franke getroffen, so macht das mehr Lärm, als wenn hundert Türken ihrem Kismet oder Schicksal unterliegen. Wo die Krankheit sich einmal manifestiert hat, da müssen allerdings die ernsthaftesten Vorkehrungen getroffen werden; alle Kleider, Betten und Teppiche müssen gewaschen, alle Papiere durchräuchert, die Wände geweißt, die Dielen gescheuert werden. Was das aber in einem großen Hausstande sagen will, kannst Du Dir vorstellen; wer „kompromittiert" ist, der ist so schlimm daran, als wäre er abgebrannt.

[1] Geheimmittel.

Bei den Türken sieht nun das Ding ganz anders aus, da fragt sich's nicht, ob man die Pest bekommt, wenn man jemand anrührt, sondern ob überhaupt menschliche Vorsicht irgendeinem irdischen Übel vorbeugen könne. Es ist bewundernswürdig, wie fest sie vom Gegenteil überzeugt sind.

In einer Batterie, nicht weit von hier, hatte man ein Hospital für Pestkranke eingerichtet; fast zwei Drittel des Bataillons der Besatzung sind gestorben. Mehr als einmal begegnete ich den Soldaten, welche soeben einen Kameraden eingescharrt, das Leichentuch über die Schulter geschlagen, harmlos singend nach Hause schlenderten. Dort teilten sie die Erbschaft des Verblichenen unter sich und waren sehr vergnügt über eine Jacke oder ein Paar Beinkleider, die ihnen mit größter Wahrscheinlichkeit binnen dreimal vierundzwanzig Stunden den Tod brachten. Die furchtbare Sterblichkeit, die täglich sich erneuernden Beispiele, die offen daliegenden Beweise der Ansteckung, nichts entreißt diesen Leuten ihren Glauben: „Allah kerim" – Gott ist barmherzig – und dem Kismet ist nicht zu entgehen. Der Bimbaschi des Bataillons, durch den Verkehr mit den Gjaurs verdorben, hatte allerlei Vorsichtsmaßregeln eingeführt. Die Soldaten fügten sich mit dem äußersten Widerwillen, und man begnügte sich bald damit, einen Vers aus dem Koran an die Tür der Kaserne zu nageln.

Mohammed hatte gewiß nicht unrecht, als er, indem er verzweifelte, seine Landsleute vor der fürchterlichen Seuche zu bewahren, ihnen eine solche Verachtung gegen dieselbe einflößte. Dem Moslem ist die Pest nicht eine Heimsuchung, sondern eine Gnade Gottes, und die daran sterben, sind ausdrücklich vom Koran als Märtyrer bezeichnet. Die Furcht vor der Pest und alle Maßregeln sind daher nicht

nur überflüssig, sondern auch sündlich. „Weshalb", sagte der Mollah[1] letzt im Kaffeehause zu Bujukdere seinem bärtigen Auditorium, „weshalb sind so viele Soldaten umgekommen? Weil man allerlei törichte Vorkehrungen getroffen; aber ihr, die ihr die Pest nicht fürchtet und keine, auch nicht die mindeste Vorsicht gebrauchet, seid ihr an der Pest gestorben?" Die Pest wird bestehen, solange es Ulemas[2] gibt, und eine blutige Reaktion muß stattfinden, ehe man an Sanitätspolizei denken kann.

Bei diesem Fatalismus sind die Türken tolerant gegen uns, wie man es nur bei der geistigen Überlegenheit sein kann, die eine unerschütterliche Überzeugung gewährt. – „Komm ihm nicht nah, er fürchtet sich", sagt der Türke mit aller Gutmütigkeit und ohne Spott, höchstens mit einem bißchen Mitleid. Die Hamal oder Lastträger tragen die Kranken auf ihrem Rücken in die Spitäler und die Toten aus den Spitälern in die Grube, in die sie ohne Sarg hineingelegt werden, dann schüttet man höchstens zwei Fuß Erde über den Leichnam, und der Muezzin[3] ruft dreimal den Namen des Toten, oder wenn er ihn nicht kennt, Sohn des Adam, und er ermahnt ihn, geradeswegs ins Paradies zu gehen. Zuweilen scharren die Hunde des Nachts den Leichnam wieder aus. Die Begräbnisplätze sehen aus wie frisch geackertes Feld.

Auf diese Weise begreift sich, daß die einmal angezündete Flamme lange fortbrennen muß und nur aus Mangel an Nahrung erlischt. Die Angabe der Zeitungen, daß z. B. in einer Woche 9000 Menschen starben, widerlegt sich durch ihre eigene Übertreibung. Nach dem, was ich aus offiziellen Rapporten der Spitäler auf dem Seraskierat zu sehen Gelegenheit gehabt habe, scheint mir die Zahl

[1] Amtstitel der höheren Richter. – [2] Korangelehrte. – [3] Moscheebeamte, Gebetsrufer.

der in der letzten Pest in Konstantinopel und den Vorstädten Gestorbenen nicht unter zwanzig- und nicht über dreißigtausend zu betragen. Die Pest hat in großer Stärke vier bis fünf Monate gedauert; rechnet man die Bevölkerung zu 500000 Köpfen, so ist ein Zwanzigteil derselben unterlegen. Wenn die Seuche ein Jahr so fortgewütet, so würde dies allerdings zu 12 Prozent heranwachsen, und wenn es immer so fortginge, die mittlere Lebensdauer sich auf acht bis neun Jahre stellen, d. h. die Bevölkerung würde erlöschen. Das ist nun aber nicht zu befürchten, denn selten dauert eine starke Pest so lange wie diese, und dann pflegt nach so heftigen Ausbrüchen ein paar Jahre Ruhe zu sein.

Eine eigentümliche Erscheinung ist auch die, daß nach Verhältnis viel mehr Türken als Franken angesteckt werden, von den Erkrankten aber zehnmal weniger Franken als Türken genesen. Der Grund kann nur ein psychischer sein; der Türke ergibt sich geduldig darein, wenn er die Pest bekommt, und solange er sie nicht hat, sucht er sie gänzlich zu ignorieren; er spricht den Namen „Jumurdschak" nicht aus, sondern sagt höchstens „Chastalyk" – die Krankheit –, denn das Übel bei seinem Namen nennen, heißt es herbeirufen. Wenn Du übrigens heute einen Türken fragst, ob während der letzten drei Monate in Konstantinopel die Pest gewesen, so zieht er die breiten Augenbrauen in die Höhe und schnalzt mit der Zunge, was auf Deutsch heißt: „Gott bewahre." Gewiß ist, daß die Türken an der Pest *sterben*, die Franken aber an derselben *leiden*. Pera gewährt dem, der nicht schon an diesen Anblick gewöhnt ist, ein finsteres Gemälde; ehe man hineintritt, sieht man rechts und links an den Bergen elende bretterne Hütten und Zelte, zerlumpte Gestalten, abgezehrte, kranke Gesichter und schreiende Kin-

der. Das sind die Familien, denen die Pest den Hausvater, die Mutter oder den Ernährer entrissen und die hier Quarantäne machen, während ihre Habe gereinigt wird. Die Griechen unterlassen oft die Reinigung ganz und hoffen, wenn sie nur vierzig Tage lang sich allem Elend und der rauhen Jahreszeit im Zelte ausgesetzt haben, daß die Panajia oder schützende Mutter Gottes sich ihrer wohl erbarmen werde. Sie kehren zurück in ihr Haus, und neue Erkrankungen erfolgen fast unausbleiblich. In den Gassen selbst schleichen die Franken in schwarzen Wachstaffetmänteln schauerlichen Anblicks umher; ängstlich sucht einer dem anderen auszuweichen, was aber in den schmalen Straßen gar nicht möglich ist. Plötzlich biegt ein Leichenzug um die Ecke; Freunde und Verwandte haben den Verstorbenen verlassen, wenn es ein Franke war, und nur der Priester mit einem langen schwarzen Stab schreitet voran, um die Begegnenden zu warnen. Ist es aber ein Moslem, so drängen sich selbst Unbekannte heran, ihn eine Strecke zu tragen; denn so viele Schritte der Rechtgläubige den Hingeschiedenen begleitet, so viele Schritte näher ist er dem Paradiese. Begegnet man einem Bekannten, so ist das große Thema: „Wie sind die Nachrichten von der Pest, wie viele Erkrankungen haben in der letzten Woche stattgefunden?" Im Innern der Familie herrscht überall Bestürzung, und am schlimmsten sind die armen Frauen daran, die gerade am wenigsten exponiert sind, wie denn so oft die Besorgnis in dem Grade zunimmt, als man weniger zu fürchten hat. Nun kann man sich absolut nie absperren, und wenn man den Gedanken ausspinnt, so findet man die Möglichkeit einer Ansteckung überall und immer. Alle Häuser sind verschlossen wie Festungen, und ein Besuch, den man macht, versetzt die ganze Familie in Angst. Man

sperrt Dich zuerst in einen Räucherkasten ein, dann trittst Du in einen Saal ohne Sofa, ohne Teppich oder Gardinen, nur mit Rohrstühlen, hölzernen Tischen mit wachsleinenen Überzügen (Stoffe, welche man für nicht pestfangend hält). Du hast vielleicht einen Empfehlungsbrief; er wird Dir mit der Feuerzange abgenommen, sorgfältig durchräuchert und mit Mißtrauen geöffnet. Du glaubst, jetzt wird der Hausherr Dir die Hand zum Willkommen reichen, aber er darf Dich nicht anrühren; Du fängst ein Gespräch an, es führt augenblicklich auf die Pest; Du hoffst auf eine Partie Whist, aber vergebens, die Karten gehen ja von Hand zu Hand; die Frau vom Hause verliert ihr Schnupftuch, Du hebst es auf, das ärgste, was Du tun kannst, denn nun muß es erst gewaschen werden, ehe sie es wieder anfassen kann. An Theater, an Bälle, Gesellschaften, an Klubs, Lesezirkel, Diligenzen, kurz an irgendwelche Art von Zusammenkünften ist nicht zu denken. So ist die Physiognomie des geselligen oder vielmehr des ungeselligen Lebens in Pera während der Pest, und ich glaube, daß Du meiner Meinung sein wirst, daß die Gefahr zwar sehr viel geringer, die Unannehmlichkeit aber weit größer ist, als man es in Ländern glaubt, die jene Plage nicht kennen.

In diesem Briefe ist so viel von der Pest die Rede gewesen, daß ich denke, man wird ihn an der Grenze ganz besonders durchräuchern müssen.

Dschesireh am Tigris, den 1. Mai 1838

.. Kein Volk vielleicht hat Charakter, Sitte, Gebräuche und Sprache so unverändert durch Jahrtausende und durch die allerverschiedensten Weltverhältnisse bewahrt wie die Araber. Als unstete Hirten und Jäger streiften sie in

wenig gekannten Einöden umher, während Ägypten und Assyrien, Griechenland und Persien, Rom und Byzanz entstanden und verfielen. Aber durch einen Gedanken begeistert, schwangen sich eben diese Hirten plötzlich empor und machten sich auf lange Zeit zu Beherrschern des schönsten Teils der Alten Welt und zu Trägern der damaligen Gesittung und Wissenschaft. Hundert Jahre nach dem Tode des Propheten geboten seine ersten Anhänger, die Sarazenen, vom Himalaja bis zu den Pyrenäen, vom Indus bis zum Atlantischen Meere. Aber das Christentum, die höhere geistige und materielle Vervollkommnung, welche es hervorrief, und die Unduldsamkeit selbst, die seine erhabene Moral hätte ausschließen sollen, trieben die Araber aus Europa; die rohe Gewalt der Türken verdrängte ihre Herrschaft im Orient, und die Kinder Ismaels sahen sich zum zweitenmal hinausgewiesen in die Wüste.

Diejenigen Araber, welche eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht, welche sich angesiedelt und dem Ackerbau, dem Handel oder Gewerbefleiß oblagen, eben diese sanken von nun an unter den Druck der Gewaltherrschaft. Es bedurfte des künstlichen Getriebes einer europäisierten Regierung und des Beistandes der Franken, es bedurfte der Einführung von Volkszählungen und Steuern, von Zöllen und Monopolen, von stehenden Heeren und Konskription, verbunden mit dem Ämterhandel, den Steuerpachtungen, den Fronen und den Lastern des Orients; es bedurfte vor allem eines so mächtigen Geistes, eines so kräftigen Willens und so seltenen Glückes wie das Mehmet Alis, um die vielleicht noch nie und nirgend erreichte Höhe der Tyrannei zu verwirklichen, unter welcher heute die Fellahs in Ägypten und die Araber in Syrien seufzen, um ein ganzes Land

in eine Domäne, ein ganzes Volk in leibeigene Sklaven zu verwandeln.

Aber der bei weitem größere Teil der arabischen Nation war seinen alten Gebräuchen treu geblieben, und der Despotismus konnte sich seiner nicht bemächtigen. Die Ausdehnung der Wüsten Asiens und Afrikas, ihr glühender Himmel, ihr wasserarmer Boden und die Armut der Bewohner waren zu allen Zeiten der Schutz der Araber gewesen. Die Herrschaft der Perser, der Römer und Griechen hat nur teilweise, vorübergehend, oft nur dem Namen nach bestanden, und noch heute führt der Beduine dasselbe Leben der Entbehrung, der Mühe und Unabhängigkeit wie seine Vorväter, noch heute durchstreift er eben die Steppen und tränkt seine Herde an eben den Brunnen wie zu Moses' und Mohammeds Zeit.

Die ältesten Beschreibungen der Araber passen noch vollkommen auf die Beduinen unserer Zeit; noch jetzt trennen unauslöschliche Fehden die einzelnen Stämme, der Besitz eines Weideplatzes oder eines Brunnens entscheidet über das Wohl zahlreicher Familien, und Blutrache und Gastfreundschaft sind noch immer die Laster und Tugenden dieses Naturvolks. Überall, wo die Araber an den Grenzen mit fremden Nationen in Berührung kommen, ist Krieg. Die Kinder Abrahams teilten sich in die reichen und fruchtbaren Länder, nur Ismael und sein Stamm wurde hinausgestoßen in die Wüste. Getrennt von allen anderen Völkern, ist Fremder und Feind dem Araber derselbe Begriff, und in der Unmöglichkeit, sich die Erzeugnisse des Gewerbefleißes selbst zu verschaffen, hält er sich für völlig berechtigt, sie mit Gewalt zu nehmen, wo er sie findet.

Die Paschas der Grenzprovinzen vergelten die beständigen Räubereien ihrer Nachbarn von Zeit zu Zeit durch

Repressalien im großen, ohne sich darum zu kümmern, wen sie treffen. Wenn sie mit ein paar Geschwadern regelmäßiger Reiterei und einer Kanone ausziehen, sind sie sicher, das größte Aschiret oder Lager auseinanderzusprengen. Der Araber hält nur schlecht gegen Gewehrfeuer, aber gar nicht gegen Geschützfeuer stand, welches er ja freilich nicht erwidern kann; er zittert dabei nicht so sehr für sein als für seines Pferdes Leben, denn eine edle Stute ist oft der Reichtum von drei, vier Familien. Wehe dem Pferde, das bei uns drei, vier Herren gehörte! Dort hat es in ihnen ebensoviel Pfleger und Freunde. Wenn es den Türken gelingt, das Aschiret zu überraschen, so nehmen sie ihm seine Schaf- und Ziegenherden, einige Kamele und glücklichenfalls Geiseln ab, die dann in elender Gefangenschaft zurückgehalten werden. Ich fand in einem engen Gewölbe oder Stall im Serail zu Orfa neun Greise, die nun schon drittehalb Jahre schmachteten; eine schwere Kette mit Ringen um den Hals fesselte sie einen an den anderen, und zweimal des Tages werden sie zur Tränke getrieben wie das Vieh. Man forderte die ungeheuere Summe von 150000 Piastern (15000 Gulden) als Lösegeld von ihrem Stamme; dieser hatte wirklich ein Drittel davon geboten, jetzt war aber sehr wenig Aussicht, daß man sie überhaupt noch einlösen werde. Der Pascha versprach mir ihre Loslassung, ich habe nicht erfahren, ob es geschehen. Solche Beispiele schrecken aber die Araber nicht ab, und so weit ihre Rosse schweifen, kann keine dauernde Niederlassung bestehen; der ganze Südfuß des Taurus, das alte Osroene, ist bedeckt von Spuren ihrer Zerstörung. Dort kommen köstliche Bäche von den Bergen herab; der Überfluß an Wasser vereint sich mit einem glühenden, stets heiteren Himmel und dem fruchtbarsten Boden, um ein

Paradies zu schaffen, wenn Menschen es nicht zerstörten. Dort fällt kein Schnee mehr, der Ölbaum, die Weinrebe, der Maulbeer-, Feigen- und Granatbaum wachsen überall von selbst hervor, wo man nur einen Wasserfaden hinleitet, und Korn, Reis und Baumwolle geben den üppigsten Ertrag. Aber von Karrhä, jetzt Harran, dem Sitz Abrahams, sind nur ein Erdhügel und Mauerreste übrig; Dara, die stolze Schöpfung Justinians, zeigt nur prachtvolle Ruinen, und in Nisibin, welches gänzlich zerstört war, hat erst unlängst Hafiß-Pascha auf uralten Fundamenten eine neue Kavalleriekaserne erbaut, unter deren Schutz die Stadt und die naheliegenden Dörfer wieder neu aufblühen. Orfa und Mossul endlich, die einzigen größeren Städte, liegen wie vorgeschobene Posten in Mesopotamien.

Die Araber haben bei ihren Raubzügen vor sich die Hoffnung auf Beute, hinter sich die Gewißheit des Rückzuges; sie allein kennen die Weideplätze und die versteckten Brunnen der Wüste: sie allein können in diesen Regionen leben, und auch sie nur durch die Hilfe des Kamels. Dieses Tier, welches eine Last von 500 bis 600 Pfund trägt, schafft all ihr Eigentum, ihre Frauen, Kinder und Greise, ihr Zelt, ihre Lebensmittel und Wasser von einem Ort zum anderen; es macht sechs, acht, selbst zehn Tagereisen, ohne zu trinken, ja ein fünfter Magen bewahrt seinem Herrn sogar einen Trunk für den äußersten Fall der Not; sein Haar dient zur Bekleidung und zu den Zelten; der Urin des Tieres liefert Salz, der Mist dient als Feuerung und erzeugt in Höhlen den Salpeter, aus welchem die Araber ihr Schießpulver selbst verfertigen. Die Milch des Kamels ernährt nicht nur die Kinder, sondern auch die Füllen, welche danach mager, aber kräftig, wie unsere trainierten Pferde, werden; das Fleisch ist

schmackhaft und gesund, das Fell und selbst die Knochen des Kamels werden benutzt. Das elendeste Futter, dürres Gras, Disteln und Gestrüpp, genügen diesem geduldigen, starken, wehrlosen und nützlichsten aller Tiere. Nächst den Kamelen, von welchen selbst der arme Araber eine fast unglaubliche Menge besitzt, bildet das Pferd den Hauptreichtum des Arabers. Es ist bekannt, wie diese Tiere mit den Kindern im Zelt aufwachsen, wie sie ihre Nahrung, ihre Streifzüge und Entbehrungen teilen und wie die Geburt eines Füllens von edler Rasse ein Tag der Freude im ganzen Aschiret ist.

Man bringt in Europa die arabischen Pferde in Klassifikationen, welche weder richtig noch erschöpfend sind; dahin gehört namentlich die Unterscheidung von Kohilans und Nedschdis. Letzterer Name bezeichnet den zahlreichen Araberstamm, welcher die Hochebenen des inneren Arabien bewohnt und allerdings die vortrefflichsten Pferde zieht, aber sowenig jedes arabische Pferd ein Rassepferd, ebensowenig ist jeder Nedschdi ein Kohilan. Die Sache ist diese: Kohilan hieß das Leibpferd Haseret-Süleiman-Peïgambers („Sr. Gnaden Salomons des Propheten"). Nun ist es allerdings wahr und kein Märchen, daß die edleren Rosse bei der Geburt ihren Stammbaum erhalten, in welchem die Eltern und oft die Großeltern aufgeführt sind, und welchen das Pferd gewöhnlich an einer Schnur und in einer kleinen dreieckigen Kapsel um den Hals trägt. Aber im Laufe vieler Jahrhunderte haben sich von den Nachkommen Kohilans einzelne so sehr ausgezeichnet, daß sie selbst Stammväter besonderer Geschlechter geworden sind. Mir wurden als die vorzüglichsten Enkel Kohilans die Kinder Meneghis genannt, demnächst die Terasi, die Djelevi, die Sakali und viele andere Geschlechter mehr. Auf der Flucht von Medina ritt Mo-

hammed einen Kohilan von der Linie Meneghi. Du siehst, daß also keineswegs jeder Nedschdi ein edles Pferd zu sein braucht, und daß ein Kohilan ebensogut ein Aenneſi oder Schamarly als ein Nedschdi sein kann.

Die Araber vom Stamme Schamarr, welche in dem Lande zwischen den beiden Flüssen lagern und 10000 Reiter ins Feld stellen, hatten sich neuerdings viele Räubereien zuschulden kommen lassen und den von der Pforte eingesetzten Scheik nicht anerkennen wollen. Hafiß-Pascha beschloß, ihnen eine gründliche Züchtigung angedeihen zu lassen. Die Paschas von Orfa und Mardin sollten gegen sie aufbrechen, und er wünschte, daß der von Mossul, welcher jedoch nicht unter seinem Befehl steht, gleichzeitig ausrücken möge; dann wären die Araber gegen den Euphrat gedrängt worden, jenseits dessen der ihnen feindselige Stamm Aenneſi wohnt. Indsche-Bairaktar hatte aber wenig Lust zu einer Expedition, die ihm große Kosten machte und wenig Beute versprach. Als endlich der bestimmte Befehl vom Bagdad-Valessi eintraf, hatten die anderen Paschas den Feind schon aufgeschreckt, und dieser war in unabsehbare Entfernung zurückgewichen.

Nach einem kurzen interessanten Aufenthalt beschlossen wir nun, mit der eben abgehenden Karawane durch die Wüste zurückzugehen. Da die Araber durch die letzten Angriffe sehr erbittert waren, so wurde der Zug mit vierzig unregelmäßigen Reitern verstärkt, und wir trafen am Abend bei der Karawane ein, welche zwei Stunden vor Mossul am Tigris lagerte, als wollte sie sich zu guter Letzt noch einmal recht mit Wasser gütlich tun. Der Kjerwan-Baschi oder Anführer der Karawane, welcher durch den Pascha von unserer Ankunft benachrichtigt war, erschien

sogleich selbst, ließ sein eigenes Zelt für uns aufschlagen und schenkte uns eine Ziege zur Abendmahlzeit.

Während fünf Tagen durchzogen wir die Tschöll oder Wüste des nördlichen Mesopotamien, ohne irgendeine menschliche Wohnung zu erblicken. Du mußt Dir diese Wüste nicht als eine Sandscholle, sondern wie eine unabsehbare grüne Fläche denken, welche nur hin und wieder sanfte Terrainwellen zeigt; die Araber nennen sie „Bahr", das Meer, und die Karawanen steuern in schnurgerader Linie vorwärts, indem sie sich nach künstlichen Hügeln richten, welche wie große Hünengräber sich über die Fläche erheben. Diese Hügel zeigen an, daß hier früher ein Dorf stand und folglich ein Brunnen oder eine Quelle sich befinde; aber die Hügel liegen oft sechs, zehn bis zwölf Stunden auseinander, die Dörfer sind verschwunden, die Brunnen trocken und die Bäche bittersalzig. Noch einige Wochen später, und diese grüne Ebene, welche jetzt ein reichlicher Tau nährt, ist nichts als eine von der Sonne versengte Einöde; das üppige Gras, welches uns jetzt bis an die Steigbügel reicht, ist dann verdorrt und jedes Wasser versiegt. Dann kann man nur auf einem weiten Umwege dem Ufer des Tigris in der Nähe folgen; nur die Schiffe der Wüste, die Kamele, durchschneiden dann noch die Fläche, und auch sie nur des Nachts.

Der zweite Marsch führte uns nach Kesse-Köpry, der Ruine eines befestigten Hauses neben einer zerstörten Brücke über einen Bach, der jetzt noch sein dunkelbraunes Wasser aus einem nahen Sumpfe erhält. Im Süden erblickt man ferner in der Ebene den steilen Felsgrat Sindschar-Dagh wie eine Insel sich mauerartig erheben, welche außer vierunddreißig Yezidendörfern eine kürzlich von Reschid-Pascha verwüstete Stadt trägt. Diese Yeziden sind Kurden, welche überall, wo Gebirge ihnen Schutz

gegen die Araber gewähren, sich fleißig anbauen; ihre Stadt ist das alte Singara, welches König Sapor belagerte.

Unsere Karawane besteht aus 600 Kamelen und etwa 400 Maultieren. Die großen Säcke, welche die ersteren tragen, enthalten meist Palamuteicheln, welche zum Färben nach Aleppo gebracht werden, und Baumwolle; der kostbarere Teil der Ladung, die Stoffe aus Bagdad, die Schals aus Persien, die Perlen aus Bassora und die guten Silbermünzen, welche zu Konstantinopel in schlechte Piaster umgeprägt werden, nehmen den geringsten Teil der Lasttiere in Anspruch. – Die Kamele gehen in einer Schnur zehn bis zwanzig in einer Reihe hintereinander; voraus reitet auf einem kleinen Esel der Besitzer, dessen Beine, trotz der kurzen Bügel, fast an die Erde stoßen; er arbeitet dem armen Tiere unaufhörlich mit den scharfen Schaufeln in die Flanken und raucht dabei gemächlich die Pfeife; seine Diener sind zu Fuß. Ohne die Anführung des Esels gehen die Kamele nicht aus der Stelle; mit langen bedächtigen Schritten ziehen sie hin und langen sich mit ihren dünnen beweglichen Hälsen die Disteln und das Dornengestrüpp am Wege. Die Maultiere schreiten lebhaft einher, sie sind mit Glocken und mit schönen Halftern herausgeputzt, welche mit Schneckenköpfen bunt besetzt sind.

Sobald die Karawane das Nachtquartier erreicht, sprengt der Kjerwan-Baschi voraus und bezeichnet die Stelle des Lagers. Je nachdem sie ankommen, werden die Lasttiere abgeladen und die großen Säcke zu einer Art Burg oder Schanze in ein Viereck gestellt, innerhalb dessen jeder sein Lager bereitet. Unser Zelt, das einzige bei der Karawane, stand außerhalb und wurde mit einer besonderen Wache von Baschi-Bosuks versehen. Die Kamele und

Maulesel werden nun ganz frei in das hohe Gras getrieben und suchen sich das Wasser selbst auf, die Pferde aber stehen gefesselt an den Füßen: ein Strick aus Ziegenhaar vereint mittels zweier wattierter Schleifen den rechten Vorder- und Hinterfuß und wird rückwärts mittels eines Pflocks an der Erde befestigt.

Sobald aber die Dämmerung eintritt, werden die Kamele, welche sich oft eine halbe Stunde weit zerstreuen, versammelt. Die Führer rufen ihnen mit lauter Stimme zu, jedes kennt das „Poah! Poah!" seines Herrn und kommt folgsam herbei. Innerhalb des Vierecks werden sie regelmäßig aufgestellt; der kleinste Knabe regiert das große, kräftige, aber durchaus harmlose und wehrlose Geschöpf; er ruft: Krr! Krr! und die gewaltigen Tiere werfen sich geduldig auf die Vorderknie, dann falten sie die langen Hinterbeine, und nach allerlei seltsamen schaukelnden Bewegungen liegen sie in Reihen, eins neben dem anderen, am Boden, den langen Hals ringsumher bewegend und sich umsehend. Mir ist immer die Ähnlichkeit des Kamelhalses mit dem des Straußes aufgefallen, und die Türken nennen diesen Deve-Kusch, „Kamelvogel". Eine dünne Schnur wird dem liegenden Kamel um das gebogene Knie gebunden; wenn es sich erhebt, muß es auf drei Beinen stehen und kann nicht fort. Wenn am Morgen das Tier beladen werden soll, so legt es sich schnarrend und mit kläglichem Gestöhn und Seufzern nieder, um seine Last aufzunehmen, und setzt die Wanderung fort.

Wir hatten an diesem Abend den Besuch einiger Araber aus befreundeten Stämmen, lauter kleine magere Gestalten, aber von kräftigem, gedrungenem Wuchs; die Gesichtsfarbe ist gelblichbraun, der Bart kohlschwarz, kurz und gekräuselt, die Augen klein, aber lebhaft. Eine ange-

Zeichnung Moltkes vom Kurdenschloß des Sayd-Bey in der Türkei, an dessen Belagerung er 1838 teilnahm.

nommene Würde übertüncht nur leicht die Lebhaftigkeit ihres Wesens, und ihre Kehlsprache erinnert durchaus an das Jüdische. Der Anzug besteht aus einem groben baumwollenen Hemde, einem weißen wollenen Mantel und einem Tuch aus rotem und gelbem halbseidenen Stoff mit einem Strick um den Kopf befestigt, wie die ägyptischen Bildsäulen. Ein junger Araber mit zwei Begleitern schlenderte um unser Zelt und sah aus einiger Entfernung in dasselbe hinein; ich winkte ihm, näherzutreten, worauf er sich am Eingang auf die Erde niederließ, mit der Hand die Brust und Stirn berührte und Merhabah! sprach. Da wir uns gerade bei der Mahlzeit befanden, so nahm er tätigen Anteil, und als wir fertig waren, wickelte er die Reste in sein Hemde; er wollte unsere Pistolen nicht anrühren, bewunderte aber die schönen Lahoreklingen unserer Säbel und ein Füllen, welches ich vor meinem Abgang aus Mossul von einem arabischen Scheich gekauft. Der Kjerwan-Baschi diente unserem Dolmetsch als Dolmetsch fürs Arabische, und ich zeigte unserem Gast den Stammbaum des Tiers, mit dessen Genealogie er bekannt zu sein behauptete; er sagte mir, daß es vom Stamme des Kohilan, aber von der Zucht der Terafi sei, und daß ich nur Donnerstagabends achtgeben möge, dann werde ich sehen, daß das Tier mit dem Kopf schüttle wie die Derwische; er versicherte mir, daß das Pferd selbst bei der glühendsten Hitze nie an einem Bache anhalte, um zu trinken, und daß, wenn ich hinunterfiele, es stehenbleiben werde, bis der Reiter wieder oben sein würde. Ferner machte er mich aufmerksam auf einen Glück wahrsagenden Haarwirbel am Halse in Form einer Zypresse und darauf, daß das Pferd drei weiße Füße habe; ein und zwei weiße hat man gern, drei sind die vollendetste Schönheit, vier aber gilt für so häßlich, daß niemand ein

solches Pferd kaufen mag. Zum Schluß wollte mein Araber mir einen Rat geben, und ich war begierig, ihn zu erfahren: er bestand darin, daß ich das Pferd nie verkaufen möge. Die Pfeife und der Kaffee machten meinen Gast ganz zutraulich, ich erfuhr, daß er selbst ein Scheich oder Ältester eines Stammes sei, und er versprach mir, wenn ich ihn in seinem Aschiret besuche, so gehöre alles, was er besitze, mir. Dessenungeachtet möchte ich meinem kaffeebraunen Freund mit seinen Gefährten nicht in einem einsamen Hohlweg begegnen, ohne daß ich deshalb schlechter von ihm denke als von den Raubrittern unserer glorreichen Vorväter. In seinem Zelte ist dieser Mann ein Fürst, bei uns würde er als Vagabonde nach Straußberg transportiert oder als unsicherer Kantonist zur Linie eingezogen werden...

Wir erreichten am fünften Tage den Fuß des Gebirges, und an einem klaren Bache das große Dorf Tillaja (Tschilaga); ohne Zweifel das alte Tilsaphata, wo das verhungerte Heer Jovians auf seinem Rückzuge aus Persien nach Nisibin die ersten Lebensmittel wieder erhielt. Hier erfuhr ich, daß am Morgen Mehmet-Pascha mit einem Truppenkorps nördlich hinauf zu einer Unternehmung gegen die Kurden marschiert sei; ich beschloß sofort, mich dieser Expedition anzuschließen, verließ die Karawane und traf noch am selben Abend im Lager ein. Dort erfuhr ich, daß Hafiß-Pascha uns fünfzig Reiter zu unserer Bedeckung entgegengeschickt hatte, die uns aber von Sindjar her erwarteten und uns so verfehlt hatten.

Asbusu bei Malatia, den 12. Juli 1839

.. In unserem festen Lager zu Biredschik standen wir so unbeweglich den ganzen Monat Juni still, daß die Schwalben anfingen, sich Nester an meinen Zeltstangen zu bauen,

und Zeit und Weile uns lang wurde. Ein furchtbares Ereignis unterbrach jedoch die Einförmigkeit, als am 29. Mai mittags unser Pulvermagazin mit mehr als 1000 Zentner fertiger Munition in die Luft flog; man hatte zur Unterbringung derselben ein Hann oder gewölbtes steinernes Gebäude am Ufer des Murad innerhalb unserer Stellung gewählt. Nur auf wiederholte Vorstellung war es mir gelungen, sechzig Mann Wache aus dem inneren Hof des vierseitigen Gebäudes zu entfernen, welche dort kochten und rauchten; es ging aber später noch, wie bei allen türkischen Pulvermagazinen, so arg her, daß ich bei dem ersten Knall keinen Augenblick zweifelhaft war, welches Unglück uns betroffen...

Wenige Tage später brachen wir in zwei Kolonnen nach Nisib, drei Stunden westlich von Biredschik, auf, wo wir uns lagerten und sofort verschanzten. Die Hitze war sehr groß und stieg im Schatten bis auf 30, selbst 35 Grad Reaumur; eine wahre Plage waren die Fliegen, die uns keinen Augenblick Ruhe ließen. In diesem Lande sind die Bäume selten, aber wo sie sich finden, sind sie prächtig; mein Zelt zu Nisib steckte in einem Granatwäldchen, überragt von mächtigen Nuß- und Aprikosenbäumen; Tausende von Granaten glühten in den lichtgrünen Blättern, die Nachtigallen, welche hier Andelib heißen, schlugen in den Zweigen, und kleine Chamäleons kletterten die Stämme auf und ab. Aber auch an garstigem Gewürm, an Taranteln, Ohrwürmern und Schlangen, fehlte es nicht; die Schildkröte schob sich schwerfällig durch das Gras, und Tausende von Johanniswürmchen funkelten in der Finsternis.

Wir brachten in diesem Lager wieder drei Wochen zu, eine Zeit, die für mich um so unerfreulicher war, als ich, schon seit lange von der epidemisch gewordenen Dysente-

rie erfaßt, das Lager hüten mußte, und als so manches gegen meinen Rat und meine Überzeugung geschah, was uns dann endlich einer traurigen Katastrophe entgegenführte.

Ich habe Dir aus bekannten Gründen in meinen früheren Briefen nie etwas über meine dienstliche Stellung geschrieben; die Begebenheiten aber, von welchen ich sprechen will, gehören nun der Vergangenheit an und stehen als eine vollendete Tatsache da...

Die Pforte hatte in Kleinasien drei Korps aufgestellt, die zusammen 70000 Mann stark waren (ich rede von der wirklich ausrückenden Stärke, denn die nominelle Ziffer ist viel größer); diese Truppen bestanden zur größeren Hälfte aus Redifs, d. h. Landwehren, gebildet aus eben ausgehobenen Mannschaften, die schnell etwas von der europäischen Taktik lernen mußten, und aus Offizieren, die, nach Gunst gewählt, nicht die geringste Kenntnis ihres Standes besaßen; auch die Linientruppen bestanden zur Hälfte aus Rekruten. Es herrschte eine so furchtbare Mortalität, daß wir während der Dauer unseres Hierseins die Hälfte der Infanterie begraben haben. Der ganze Ersatz lastet nun fast ausschließlich auf Kurdistan; die Bewohner der Dorfschaften flohen in die Berge, sie wurden mit Hunden gehetzt, die Eingefangenen, oft Kinder und Krüppel, an lange Seile gebunden und mit geknebelten Händen abgeführt. Diese Soldaten, welche nicht einmal die Sprache ihrer Offiziere verstanden, mußten fortwährend als Gefangene behandelt werden; dichte Postenlinien umstellten das Lager eines jeden Regiments; oft aber entwichen die Wachen selbst. Man zahlte 20, ja später 100 Gulden für jeden Deserteur, ohne das Ausreißen hindern zu können; es gab Beispiele, wo 50 Mann mit Pferden und Waffen von den Vorposten

desertierten. Der Soldat war gut bezahlt, wohl gekleidet, reichlich ernährt und milde behandelt; aber fast kein Kurde hielt länger als zwei Jahre aus, er ging ins Hospital, starb oder lief davon. Neben dieser Disposition von zwei Dritteln des Heeres muß der gänzliche Mangel an tüchtigen Offizieren genannt werden; man sollte daher glauben, mit solchen Militärs sei gar kein Krieg zu führen.

Indes wenn Ibrahim-Paschas Heer besser, so war es auch nur im Vergleich mit dem türkischen erträglich zu nennen; es hatte im vorigen Jahre, namentlich gegen die Drusen, furchtbare Einbußen gehabt, bestand zum großen Teil auch aus neuer Mannschaft und war an Zahl sehr viel schwächer. Zur Schlacht hatte später Ibrahim-Pascha alles versammelt, was er in ganz Syrien besaß; selbst die Besatzung Adanas erlaubte man ihm heranzuziehen, und doch war er etwa nur 10000 Mann stärker als das Korps Hafiß-Paschas allein. Die gesamte Streitmacht der Pforte in Asien, wäre sie vereint gewesen, konnte ihm fast um das Doppelte überlegen sein. Ibrahims Truppen waren manövrierfähiger als die türkischen, seine Artillerie zahlreicher und gut bedient, aber der Geist des Heeres war um nichts besser als im Korps Hafiß-Paschas.

Seit wir dem Gegner gegenüberstanden, verging fast kein Tag, wo nicht zwanzig bis vierzig Überläufer, Offiziere und Soldaten, mit ihren Gewehren ankamen. Während im türkischen Lager ungeheuere Geldsummen ausgegeben wurden, herrschte in der ägyptischen Armee Not; die Ration betrug kaum ein Drittel der unsrigen, die Leute lagerten ohne Zelte, und nicht weniger als achtzehn Monate Sold war rückständig. Die Verpflegung war sehr schwierig, und die Bevölkerung von ganz Syrien, nament-

lich die der großen Städte, erwartete nur ein Signal zum Aufstande.

Die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges war auf der Seite der Pforte, aller Vorteil aber wurde aufgehoben durch einen Kardinalfehler: in Syrien befehligte ein Mann, um dessen Existenz es sich handelte, in Asien vier unabhängige Feldherren, jeder mit besonderen Interessen und einer eifersüchtig auf den anderen. So kam es, daß wir schon in Scharmützel verwickelt waren mit dem Gegner, als das Korps Izzet-Paschas noch in Kaisarieh, 150 Stunden rückwärts stand, und das Hadschi-Aly-Paschas zu Konieh sich in einer solchen Passivität verhielt, daß Ibrahim diese Pässe fast von allen Verteidigern entblößen und sich dadurch verstärken konnte.

Hafiß-Pascha wollte den Krieg und war gewiß, dadurch den geheimsten Wünschen seines Gebieters zu entsprechen; den Vorwand suchte er in einigen Plänkeleien der Araber. Es war mir zu jener Zeit sehr peinlich, immer abzuwehren, stets der Hemmschuh für alle Unternehmungen zu sein, immer auf die Ankunft der übrigen Korps zu verweisen, und es blieb mir, um meinen Kredit zu retten, nur übrig, den tätigsten Anteil an solchen Expeditionen zu nehmen, deren Ausführung zu hintertreiben mir nicht gelungen.

Ibrahim-Pascha hatte offenbar nicht die mindeste Lust, den Streit anzufangen, er ließ sich viel gefallen. In einem Gefechte der unregelmäßigen Truppen hatten wir ihm achtzig Gefangene abgenommen, und unsere Rekognoszierungen (bei denen die Kavallerie ihre gänzliche Untauglichkeit dokumentierte) überschritten fünf Stunden weit die Grenzen; in Aintab hatten die Einwohner ihre Garnison in die Zitadelle gesperrt; diese hielt eine sehr schwache Kanonade aus, ergab sich aber nicht nur gegen

Zusicherung ihres rückständigen Soldes von achtzehn Monaten, sondern nahm sogar Dienste bei uns. Dies war nun mehr, als der syrische Generalissimus vertragen konnte, und am 20. Juni erschien er mit seinem ganzen Heer, überschritt gegen Mittag das Defilee von Misar und lagerte in dichten Haufen diesseits desselben, nur anderthalb Stunden vor unserer Front.

Es zeigte sich sogleich trotz aller schönen Nachrichten unserer Kundschafter, daß Ibrahim weit stärker war als wir. Unsere unregelmäßigen Reiter und eine Brigade Gardekavallerie mit einer reitenden Batterie wurden sogleich in Unordnung aus Misar herausgeworfen und überließen dem Feind ihre Zelte; das Korps Hafiß-Paschas rückte mittlerweile schnell und mit Ordnung in seine Gefechtsstellung, ungefähr 1000 Schritt vorwärts des Zeltlagers, ein Manöver, welches mehrmals eingeübt worden war. Wir erwarteten mit Zuverlässigkeit, daß wir an diesem Tage angegriffen werden würden; Ibrahim aber blieb den Rest des Tages und die Nacht stehen. Unser Korps brachte die Nacht unter den Waffen zu.

Am folgenden Morgen (21. Juni) vor Sonnenaufgang verfügte ich mich auf einen spitzen Felskegel, der auf unserem rechten Flügel besetzt und verschanzt war, und von wo man mit dem Fernglase alles übersah; von hier aus war der Anmarsch des Gegners in allen seinen Details sehr deutlich zu erkennen, und man konnte seine Gegenmaßregeln beizeiten treffen.

Bis 9 Uhr blieb alles ruhig im feindlichen Lager, sodann setzten sich 9 Kavallerieregimenter, 18 reitende Geschütze und eine Infanteriebrigade in Marsch gegen die Front und gegen die linke Flanke unserer Stellung. Da der Rest des Korps in seinen Biwaks verblieb, so benachrichtigte ich meinen Pascha sogleich schriftlich, daß es auf eine

bloße Rekognoszierung abgesehen sei. Es kam zu einer Kanonade aus sehr großer Ferne, und nur die unregelmäßigen Truppen wurden handgemein; hierauf zog sich der Feind zurück. Es scheint, daß man unsere Aufstellung zu stark gefunden, wenigstens erfolgte kein Angriff auf diese Rekognoszierung; ich schlug vor, unsere Truppen in ihre Zelte zurückkehren und abkochen, höchstens das erste Treffen unterm Gewehr zu lassen; man fand dies aber bedenklich, und wir blieben auch diese Nacht unterm Gewehr. Unsere Stellung lehnte rechts und links an nicht leicht zu ersteigende Höhen, die verschanzte Front war sanft einwärts gekrümmt. Nach unseren Grundsätzen hatte die Stellung etwas viel Front und wenig Tiefe, auch war gleich von Hause aus viel Artillerie aufgestellt; aber wie ich die Fechtart der Orientalen kenne, waren eben diese Eigentümlichkeiten vorteilhaft, und auch Ibrahim-Pascha scheint sie so beurteilt zu haben. Das Gefecht dauert unter diesen Völkern nur wenige Stunden, der erste Anlauf entscheidet, zur Anwendung großer Reserven bleibt keine Zeit; es ist geraten, schon anfangs viele Kräfte ins Spiel zu bringen und seine besten Trümpfe gleich auszuspielen; deshalb standen auch die zuverlässigsten Truppen in erster Linie, die schlechtesten in Reserve.

Am 22. Juni früh war große Bewegung im feindlichen Lager. Mehrere tausend Kamele gingen durch das Defilee von Misar zurück, dann folgten starke Kavalleriemassen und etwas Infanterie. Man glaubte allgemein an den Rückzug, ich benachrichtigte aber bald den Pascha, daß die Richtung des Marsches auf eine Umgehung unserer linken Flanke deute. Gegen 10 Uhr ritt ich zum Kommandierenden hinab, ihm die Gewißheit dieses Manövers zu geben; die Avantgarde war uns fünf Viertelstunden nahe, zwei Stunden von ihrem Gros entfernt,

welches zu Dreivierteln noch diesseits des Misarbaches stand. Mühlbach, Laue und ich schlugen einstimmig unter diesen Umständen einen allgemeinen Angriff vor, der aber auf eine nichts bedeutende Demonstration unserer traurigen Kavallerie reduziert wurde.

Nachmittags kam der Pascha zu mir auf den Spitzberg, um sich mit mir über die Lage der Dinge zu beraten; ich zeigte ihm die Kolonnen Ibrahims, die sich nun sämtlich gegen eine Brücke zu bewegten, welche den Bach von Nisib, anderthalb Stunden unterhalb unserer Aufstellung, überschreitet. Aufgefordert, erklärte ich, da wir den Gegner während der Umgehung nicht haben angreifen wollen, so hätten wir jetzt keine andere Wahl, als, bevor sie vollendet, zurückzugehen. Wir hatten drei Stunden hinter uns die feste Stellung von Biredschik; nach europäischen Grundsätzen hatte diese Stellung den großen Fehler, ganz ohne Rückzug zu sein; nach allem, was ich schon damals gesehen, war dieser Umstand in meinen Augen der größte Vorzug derselben. Jeder, auch der letzte Kurde, sah, daß er dort standhalten oder untergehen müsse; von Umgehung war nicht die Rede, beide Flügel lehnten an den Euphrat, der auch den Rücken sperrte; die Front war mit guten Verschanzungen versehen, hinter uns hatten wir ein festes Schloß mit ungeheueren Vorräten, vor uns eine glacisartige Ebene, auf der unsere Fouragierungen dem Feinde auch nicht einen Grashalm übriggelassen. Der Pascha erklärte es für eine Schande, zurückzugehen; dabei fürchtete er, Biredschik sei eben allzu stark, der Feind würde uns überhaupt da nicht anzugreifen wagen usw., worauf ich ihm erwiderte, er möge hier meine rechte Hand abhauen, wenn Ibrahim ohne eine Schlacht nach Aleppo zurückginge. Da es sich um die wichtigsten Interessen handelte, so nahm ich nicht An-

stand, mich in Gegenwart der höheren Offiziere des Heeres, Mustapha-Paschas, Maschar-Paschas, Han-Effendis u. a. m., aufs freimütigste und nachdrücklichste auszusprechen; ich stellte dem Pascha die geringe Zuverlässigkeit seines Heeres und die Stärke der Gegner vor, wie unsere Verstärkungen von allen Seiten im Anzuge seien, und es also nur darauf ankäme, Zeit bis zu ihrer Ankunft zu gewinnen, daß es sich ja nur um einen freiwilligen Rückzug handle, der vom Feinde nicht gedrängt werden könne, endlich, daß alle kleinlichen Rücksichten, selbst der momentane Verlust von Aintab, gar nicht in Betracht kämen, wo soviel auf dem Spiele stände. Schließlich erklärte ich ihm, daß ich in der Stellung, in welche Sultan Mahmud mich gestellt, ihm diese Sprache schuldig sei und von Stunde an alle Verantwortlichkeit für die Folge von mir ablehne, welche nach meiner Überzeugung ein längeres Verweilen bei Nisib nach sich ziehen müsse. Laue, welcher zugegen, trat auf Befragen ganz dieser Ansicht bei, und das Resultat war, daß trotz der ersten Abneigung der Rückzug bis Biredschik fast schon beschlossen, die Zeit des Aufbruchs, Zahl der Kolonnen usw. beraten wurde.

Nach einer Stunde ritt ich zum Pascha, ihm anzuzeigen, daß jetzt das Gros ebenfalls den Weg nach der Kerßunbrücke eingeschlagen habe, und daß die Avantgarde in einer halben Stunde jenen Punkt erreichen würde. Ich fand den Kommandanten unter Mollahs[1] und Chodschas[2] sitzen, die seit kurzem großen Einfluß gewonnen hatten; er war völlig umgestimmt. „Meine Nachricht könne kaum richtig sein, der Gegner beabsichtige nur, sich morgen früh nach Aleppo zurückzuziehen. Die Sache des Sultans sei gerecht, Allah werde ihm Hilfe verleihen, und aller Rück-

[1] Gelehrten, Oberrichtern. – [2] Geistlichen, Lehrern.

zug sei schimpflich; ich möchte eine Stellung auf dem linken Flügel suchen, Front gegen die Brücke." Dies lehnte ich auf das bestimmteste ab und ritt in mein Zelt zurück.

Als die erste Nachricht von Ibrahims Anmarsch ankam, lag ich krank; ich hatte mich während der Rekognoszierungen der letzten Tage nur mit Anstrengung zu Pferde erhalten können, und jetzt war eine Stunde Ruhe mir dringend nötig. Im Vorbeireiten benachrichtigte ich die Herren A. und R.[1] von der Geographischen Gesellschaft zu London, welche seit einigen Tagen im Hauptquartiere verweilten, ihr Gepäck bereitzuhalten, da wir uns wahrscheinlich morgen in einer schlechten Stellung schlagen würden und für den Ausgang nicht mehr zu stehen sei. Kaum hatte ich mich aber auf mein Lager geworfen, als der Pascha nach mir schickte; die Nachricht von dem Eintreffen des Feindes an der Brücke war nun auch von dorther eingegangen, und die Bestürzung jetzt ebenso groß, als kurz vorher die Sicherheit gewesen war. Man erwartete den Angriff noch diesen Abend, woran gar nicht zu denken war. In Gegenwart sehr vieler Offiziere und der Engländer wiederholten meine Kameraden und ich, daß bis jetzt noch nicht das mindeste verloren, daß aber der Marsch auf Biredschik ohne Zeitverlust nun unerläßlich notwendig geworden sei. Der Pascha war in großer Aufregung, wollte sich aber zu dieser Maßregel nicht verstehen, hauptsächlich wohl, weil er seinen schlechten Truppen so wenig traute, daß er fürchtete, jeder Rückzug werde sie demoralisieren. Alle Paschas wünschten inständigst jenen Marsch, und doch wagte keiner zu sprechen, ich rief Mustapha-Pascha, dem Generalleutnant der Garde, und Han-Effendi zu, meiner Meinung, die sie auf dem Spitzberge ja geteilt, laut beizustimmen; ich forderte Ha-

[1] Ainsworth und Russel, die sich auf Studienreisen befanden.

fiß-Pascha auf, nicht Leuten Gehör zu geben wie den Mollahs, die nichts von militärischen Angelegenheiten verständen, erinnerte ihn, daß morgen, wenn die Sonne wieder hinter jenen Bergen untergehe, er wahrscheinlich ohne Heer sei. Alles vergebens!

Schon fing es an zu dämmern, und noch war kein Entschluß gefaßt. Der Pascha verfügte sich mit großem Gefolge nach unserem linken Flügel, um dort selbst eine Stelle aufzusuchen; auf Befragen erklärte ich dem Kommandierenden, daß das Terrain zwar nicht entschieden ungünstig, aber für Truppen wie die seinigen keine genügende Garantie biete, forderte ihn nochmals auf, Befehl zum Abmarsch zu geben, und verlangte, da er es bestimmt verweigerte, meine Entlassung. Es verstehe sich von selbst, daß ich das Gefecht wie jeder andere Soldat mitmachen werde, daß aber meine Stellung als „Müsteschar" oder Ratgeber von Stund' an aufgehört habe. Im ersten Verdruß hatte Hafiß-Pascha meinen Abschied bewilligt, aber schon nach wenigen Minuten rief er mich wieder: „Er erwarte, daß ich ihn in diesem Augenblick nicht verlassen werde, nach Biredschik gehe er nicht, eher lasse er sich in Stücke reißen, und ich möge die Stellung nehmen, wie ich könne." Ich sah, daß es unmöglich war, ihn nach Biredschik zu bringen, und hielt es nun für meine Pflicht, aus den mißlichen Umständen, in die wir uns ohne Not begeben, das beste zu machen, was daraus zu machen war. Demnach forderte ich, daß sogleich sämtliche Truppen auf die Höhe, wo wir uns befanden, hinaufgeschickt würden; die Brigaden trafen auch bald eine nach der anderen ein und wurden bei Vollmondschein in ihrer neuen Position aufgestellt. Den rechten Flügel bildeten die Schanzen, welche früher unseren linken geschützt, den linken eine schwere Batterie, vor der Front lag ein Ra-

vin[1]. Die Reserve stand in einer Vertiefung, aber alles sehr gedrängt; Laue stellte die Batterien auf, und um 3 Uhr morgens waren wir fertig. Jedes stand an seinem Platze, und die Leute blieben die dritte Nacht unterm Gewehr.

Ich hatte meine Dienerschaft verloren und schlief eine Stunde auf der Erde; vor Sonnenaufgang aber ließ der Pascha mich rufen, ritt die ganze Aufstellung entlang und war höchst zufrieden und glücklich, nicht nach Biredschik zurückgegangen zu sein. An diesem Morgen (dem 23. Juni) defilierte Ibrahim-Pascha über die Kerßunbrücke; die gänzliche Untätigkeit unseres Korps, namentlich unserer Kavallerie, gab ihm die Dreistigkeit, sich eine Stunde vor unserer Front in dichten Biwakshaufen, das Defilee im Rücken, aufzustellen und den ganzen Tag in diesem Lager ruhig stehenzubleiben. Ich schlug dem Pascha vor, diese Kühnheit durch einen nächtlichen Angriff zu strafen.

Mit dem Hauptmann Laue war ich gegen Abend ganz dicht an das ägyptische Biwak herangeritten, wir fanden vor uns keine Vorposten, nur auf den Höhen links schwärmten einzelne Hannady-Araber, und vierzig Geschütze standen dicht vor der Front aufgefahren. Unsere türkischen Begleiter waren rückwärts auf einem Berge haltengeblieben und beobachteten uns und den Feind durch Ferngläser. Sie behaupteten, daß man beschäftigt gewesen, ein Geschütz auf uns zu richten, was sehr viel Ehre gewesen wäre und, wie jeder weiß, wenig Gefahr hat. Nachdem wir eine sehr günstige Aufstellung für zwölf Haubitzen in einer Vertiefung 1600 bis 1800 Schritt vom Feinde gefunden, kehrten wir zurück.

Abends, eine Stunde vor Mitternacht, brachen wir mit der Infanteriebrigade Ismael-Paschas (die ich vom

[1] Eine Schlucht.

Kurdenkriege her als die beste von allen kannte) und mit zwölf Haubitzen auf (Kavallerie hatte ich ausdrücklich verbeten). Es war Vollmond, der Weg eben und gut, und alles ging in tiefster Stille vorwärts; die Infanterie marschierte in Kolonnen nach der Mitte zu beiden Seiten der Artillerie. Eine kleine Avantgarde ging nur achtzig Schritt voraus; ohne auf eine feindliche Patrouille zu stoßen, erreichten wir den Punkt, den wir uns ausgesucht hatten. Man hat nachmals gesagt, warum man das Unternehmen nicht in größerer Stärke ausführte; die so sprachen, waren freilich nicht zugegen, um die Verwirrung zu sehen, welche eintrat, als nur zwölf Geschütze in gewisser Nähe vom Feinde abprotzen sollten; auch von der Infanterie kamen verschiedene hohe Anfragen, ob es nicht schon nahe genug sei, worauf immer geantwortet wurde: „Noch lange nicht." Zu einem allgemeinen Überfall hätte gehört, in getrennten Kolonnen einen Nachtmarsch und auf demselben eine Rechtsschwenkung auszuführen mit Leuten, von denen die größere Hälfte eben nur auf einen Nachtmarsch wartete, um sich zu entfernen. Konnte man aber wohl von Truppen, mit welchen ihr Anführer nicht gewagt hatte, drei Stunden weit zurückzugehen oder unter den günstigsten Verhältnissen (am 22.) einen Angriff zu machen, konnte man von solchen Truppen erwarten, daß sie durch das Feuer von vierzig Geschützen hindurch sich auf überlegene Massen stürzen würden, denen die Möglichkeit einer Flucht durch den Fluß in ihrem Rücken benommen war, und welche nicht etwa wie wir in Zelten lagerten, sondern zwischen ihren Gewehren biwakierten; Truppen, die nur von der Erde aufzustehen brauchten, um bereit zum Empfange ihres Gegners zu sein? Der Pascha war gewohnt, von mir nur solche Vorschläge zu hören, deren Ausführung ich selbst in die Hand

nahm, und für welche ich die Verantwortlichkeit tragen konnte.

Nachdem Hauptmann Laue jedes Geschütz einzeln revidiert und ich die Infanterie zu beiden Seiten aufgestellt hatte, ward das Signal „Feuer!" gegeben. Gleich die erste Granate schlug mitten unter die Wachtfeuer ein und platzte dort, nun folgte Schuß auf Schuß, und die Granaten zogen in feurigen Bogen am nächtlichen Himmel entlang; fast alle platzten unmittelbar nach dem ersten Aufschlag, und bei den dichten Haufen, in welchen der Feind lagerte, muß die Wirkung furchtbar, die erste Bestürzung groß gewesen sein. Bald aber erwiderte der Feind unser Feuer; das Gras vor unseren Geschützen hatte sich zu einer leichten Feuersbrunst entzündet und zeigte sie dem Gegner; dieser mochte uns aber nicht so nahe glauben, als wir wirklich waren, die meisten Kugeln gingen über unsere Köpfe hin, und erst auf dem Rückzug, als unsere Granaten verschossen, passierten wir ein ziemlich starkes Strichfeuer. Indes hatte nur die Infanterie einige Verwundete, die Artillerie gar keine, und die Geschütze kamen sämtlich in guter Ordnung zurück.

Dieses kleine Unternehmen machte einen sehr guten Eindruck auf unsere Leute, die hier zum ersten Male selbsthandelnd aufgetreten waren. Bei der Rückkehr empfingen wir die Glückwünsche der Paschas; sie waren sämtlich auf eine Höhe geritten, von wo sie glaubten, daß der Angriff vor sich gehen werde, diese aber lag gewiß zweitausend Schritt hinter unserer Aufstellung. Die Leute haben hier ganz eigene Begriffe von Nähe und Ferne.

In dieser Nacht schlief ich drei Stunden, dann ließ der Pascha mir sagen, das Korps Ibrahims sei im Anmarsch. Wirklich war dasselbe früh aufgebrochen und bewegte sich

in drei Kolonnen gerade auf Biredschik zu, so daß es bald zwischen uns und unseren Magazinen stand. – Ibrahim setzte alles aufs Spiel, wurde er geschlagen, so hatte er jetzt gar keinen Rückzug mehr; aber er hatte vollkommen recht, so zu handeln, er war in der Lage, wo er nur alles gewinnen oder alles verlieren konnte.

In der Nacht waren mehrere hundert Deserteure angekommen, auch in allen vorhergehenden fanden sich Offiziere und Soldaten mit Gewehr ein.

Nachdem wir einmal auf unsere gute Stellung von Biredschik freiwillig verzichtet, mußten wir die Schlacht da annehmen, wo Ibrahim sie uns bot. Es kam jetzt darauf an, schnell eine neue Front herzustellen; zu dem Ende ließ ich den rechten Flügel, die gedachte große Batterie und die Garden stehen, sie bildeten den rechten der neu zu nehmenden Aufstellung; links von ihnen kamen drei Linieninfanteriebrigaden; die Redifs oder Landwehrbrigaden blieben in Reserve, eine hinter dem rechten, eine hinter dem linken Flügel und zwei hinter der Mitte. In der ersten Linie standen 14 Bataillone und 92 Geschütze, in der zweiten Linie 13 Bataillone, in der Reserve 24 Bataillone, 9 Kavallerieregimenter (42 Eskadrons) und 13 Geschütze. Vor der Front befanden sich zwei während der Nacht durch den Hauptmann v. Mühlbach aufgeworfene Schanzen, der rechte Flügel lehnte an Ravins, der linke stand in einem lichten Olivenwald; die Reserve befand sich in einer Vertiefung des Terrains, ungesehen, die unregelmäßigen Truppen waren ganz links in das Gehölz gestellt.

Nachdem jedes Bataillon, jede Batterie und jedes einzelne Kavallerieregiment auf seinen Platz gestellt, befand sich der Gegner noch auf dem Marsch in der Richtung nach Biredschik. Ich hatte Zeit, mit dem Hauptmann Laue

ein Huhn gemächlich zu verzehren, wobei die Umstehenden unseren guten Appetit bewunderten; dann ritt ich noch etwa tausend Schritt vor die Stellung vor und brachte dem Pascha, der noch immer für seine linke Flanke besorgt war, die Versicherung zurück, daß dem rechten ebenso bedeutende Massen gegenüberständen als dem linken Flügel. Ibrahim-Pascha hatte in allen früheren Schlachten diesen Flügel umgangen, und sein Marsch am Morgen deutete dieselbe Absicht an. In der Schlacht am 24. Juni aber fand durchaus kein Überfall statt, und der Umgehung war vor Anfang des Gefechts bereits durch eine neue Aufstellung begegnet. Alles stand seit einer Stunde bereit, und die Soldaten hatten ihre Tornister hinter sich gelegt, um bequemer zu feuern. Die Bataillone der ersten Linie hatten deployiert[1], die des linken Flügels ihre Tirailleurs[2] vorgezogen, die Reserveinfanterie stand in Kolonne nach der Mitte.

Im gerechten Vertrauen auf die Untüchtigkeit unserer Kavallerie hatte der Feind in Entfernung von einer Stunde vor unserer Front seinen Flankenmarsch ausgeführt; uns zunächst marschierte der größte Teil seiner Kavallerie und Artillerie, wohl 120 Geschütze, rechts derselben die Infanterie und die Reserve von allen Waffen; die Tiefe dieser Kolonne betrug wohl drei Viertelstunden. Es wurde ein kurzer Halt gemacht, dann ging die Artillerie im Trabe vor und eröffnete ihr Feuer; die Infanterie blieb anfangs ganz aus unserer Schußweite zurück, zur Deckung der Artillerie ging die Kavallerie mit vor. Diese Anordnung war sehr verständig, sie hatte die Folge, daß unser sehr lebhaftes Feuer sich auf einen weiten Raum zersplitterte und die feindliche Reserve gar nicht erreichte, während das des Gegners den ganzen

[1] waren aufmarschiert. – [2] Schützen.

Raum unserer Aufstellung mit Kugeln überschüttete. Die feindliche Artillerie war in sehr großer Entfernung abgeprotzt, von unserem rechten Flügel war sie gewiß 2000 Schritt entfernt, auf dem linken etwas näher, sie schoß daher mit großer Elevation. Die Kanonenkugeln kamen wie die Granaten von oben herab, auch so matt, daß man sie mit den Augen verfolgen konnte; dieser Umstand war besonders ungünstig für uns: rückte der Feind gleich nahe heran, so konnte die erste Linie allerdings noch mehr leiden, die zweite aber stand schon zum Teil, die Reserve ganz gegen den geraden Schuß gedeckt; so aber hatten wir schon in wenig Minuten kaum ein einziges Bataillon, welches nicht durch Verluste moralisch erschüttert worden wäre. Sieben Achtel dieser Leute haben noch nie eine Kugel sausen gehört; wenn zuweilen eine Granate in eine Kolonne einschlug und dort krepierte, so stäubten ganze Kompanien vorläufig auseinander.

Der Pascha hatte mich nach dem rechten Flügel gesandt, um zu sehen, ob eine Vorwärtsbewegung desselben vielleicht mit den Garden und einem Teile der Reserve auszuführen sei. Der Feind war aber für die Offensive noch viel zu weit entfernt; Hauptmann Mühlbach war beschäftigt, die rechte Flügelbatterie etwas näher an den Feind zu bringen, aber auf kurze Entfernung protzte diese schon wieder ab und ließ sich nicht abhalten, ein lebhaftes Feuer zu beginnen. Indes war auf dem rechten Flügel während der ersten drei Viertelstunden alles in guter Ordnung, ebenso hatte Hauptmann Laue den linken Flügel verlassen, der noch näher und lebhafter angegriffen war; einen Kapitän, der mit seiner halben Batterie abgefahren war, hatte Laue mit vorgehaltenem Pistol wieder in die Schlachtlinie zurückgeführt. Aber bald darauf änderte sich alles.

Als ich nach dem Zentrum zum Pascha zurückkehrte, fand ich zu meinem Schrecken die Linienbrigade, welche ich auf dem linken Flügel angestellt, in der Vertiefung der Reserve stehen; ich rief dem Kommandeur des zweiten Regiments namentlich zu, forderte ihn auf, noch einmal vorzugehen, der Gegner ziehe sich schon zurück, es komme darauf an, nur noch eine halbe Stunde auszuhalten – aber umsonst. Schon kamen einzelne Geschütze, selbst Pferde mit abgeschnittenen Strängen zurück; einige Munitionswagen waren aufgeflogen; fast alle Bataillone standen mit erhobenen Händen und beteten, wozu freilich der Kommandierende den Befehl erteilt haben soll. Unter dem Vorwand, Verwundete wegzubringen, entfernten sich Trupps von vier, fünf Mann; die Reserve rückte hin und her, um dem Strichfeuer auszuweichen; kurz, moralisch war die Schlacht schon verloren. Eine lebhafte Kanonade war allerdings das Unangenehmste, was dieser Truppe begegnen konnte. Ein Bataillon von 480 Mann hatte nach Aussage des Kommandeurs 60 Tote. Die des linken Flügels werden wohl sämtlich ebensoviel gehabt haben, dennoch glaube ich nicht, daß wir auf dem Schlachtfelde mehr als 1000 Tote und Verwundete überhaupt gehabt haben.

In dem Augenblicke, wo ich den Pascha aufmerksam darauf machte, daß es unerläßlich sei, den linken Flügel wieder vorzuführen, stürzte die Gardekavalleriebrigade ohne Befehl, wohl nur aus Unbehagen, aus der Reserve zu einem Angriff vor, der nicht einmal bis über unsere erste Infanterielinie hinausgekommen ist; einige Granaten schlugen in die Massen ein, sie kehrten in wilder Eile um, ritten uns über und brachten die Infanterie in Verwirrung. Der Pascha war nach dem rechten Flügel geritten, wo er wohl den Tod suchte. Er selbst führte die Fahne

eines Garderedisbataillons vor, aber das Bataillon folgte nicht. Von dem weiteren Verlaufe der Schlacht läßt sich wenig sagen: die Brigade Halid-Paschas wurde durch den Tod ihres braven Anführers erschüttert, dem eine Kugel den Kopf fortriß, während er vor der Front durch sein Fernglas sah; die Brigaden Ismael und Mustapha wichen zuletzt zurück, nachdem sie einen Kavallerieangriff abgeschlagen; das erste Regiment der Brigade Heyder-Pascha, welches zuerst seinen Platz auf dem linken Flügel verlassen, hielt nachher am längsten stand gegen die feindliche Infanterie, und sein Anführer wurde gefangengenommen; sonst aber ist ein eigentliches Nahgefecht gar nicht vorgekommen. Die Infanterie feuerte in ungeheuerer Entfernung, oft aus der Kolonne, das Gewehr in die Höhe ab, die Kavallerie zerstreute sich, und bald löste sich alles auf. Die Artillerie hatte sich eigentlich noch am besten gewehrt.

Da ich so glücklich gewesen war, mit meinen zwei Kameraden gegen Ende des Gefechts im Zentrum zusammenzutreffen, so beschlossen wir, uns aneinanderzuhalten. Uns kam es besonders darauf an, einen Vorsprung vor den Flüchtlingen zu gewinnen, denn sobald der Rückzug angefangen, waren alle Bande der Disziplin gelöst. Die Kurden, und diese bildeten die größere Hälfte unseres Korps, waren unsere Feinde; sie schossen auf ihre eigenen Offiziere und Kameraden, sperrten die Gebirgswege und machten mehrere Angriffe auf Hafiß-Pascha persönlich. Andere Flüchtlinge warfen die Gewehre weg, streiften die lästige Uniform ab und wanderten fröhlich und singend ihren Dörfern zu. Wir gingen am Abend bis Aintab, neun Stunden weit; dort aber ergriffen noch in derselben Nacht sämtliche Einwohner die Flucht aus Furcht vor Ibrahims Rache; wir mußten daher auch diese

Nacht noch mit unseren müden Pferden aufbrechen, marschierten den ganzen folgenden Tag ohne Lebensmittel für uns und ohne Gerste für die Tiere und trafen abends an einem Bache, vier Stunden von Marasch ein, wo sich wenigstens Wasser und Gras vorfanden.

Ich selbst war bis zur gänzlichen Kraftlosigkeit erschöpft, als wir am 26. morgens in Marasch eintrafen, wo wir einige Erholung fanden. Mein Pferd hatte ich in der Nacht vor der Schlacht, dann während derselben und zwei Tage und eine Nacht nach derselben geritten, ohne daß das Tier etwas anderes als dürres Gras zu fressen bekam.

In Marasch sammelten sich allmählich viele Flüchtlinge. Bemerkenswert schienen mir die Äußerungen der Offiziere, welche die früheren Schlachten von Homs, Baylan und Konieh mitgemacht, wo die Türken ihren Gegnern an Zahl weit überlegen gewesen waren; sie behaupteten, daß die von Nisib weit blutiger und der Widerstand besser und kräftiger als in allen vorhergehenden Gefechten gewesen sei!! Der Rückzug aber kostete fünf Sechstel des ganzen Korps und außerdem das ganze Material der Artillerie; die Landwehr ging fast in corpore nach Hause. Die Brigade Mahmud-Paschas besteht heute aus 65 Mann, die von Bekir-Pascha, welche 5800 Mann stark war, aus 351 usw. Nur die Kavallerie, welche aus Spahis (Lehnsmännern) besteht, ist größtenteils beisammen. Du siehst hieraus, mit was für Elementen wir zu tun hatten.

Die Unordnung in Ibrahims Korps muß indes fast ebenso groß gewesen sein. Am Tage einer siegreichen Schlacht gingen zwei Bataillone zu uns über, und ägyptische Kürassiere begleiteten unsere Reiter auf ihrer Flucht; 3000 Gewehre wurden an diesem Tage im Lager von

Biredschik von Flüchtlingen abgeliefert, die sich dort über den Euphrat retteten, und es wurde behauptet, daß Ibrahim auf seine eigenen zurückweichenden Bataillone gefeuert habe, was ich jedoch nicht für bestimmt ausgeben kann. So hing die Entscheidung an einem Fädchen, und so kam es, daß der Sieger auch nicht die kleinste Verfolgung unternahm. Bei der Disposition unserer Truppen schien dies freilich kaum noch nötig, aber dadurch wurde es möglich, daß der größte Teil der Flüchtlinge sich rechts in die Berge warf und auch Hafiß-Pascha den Weg nach Rumkaleh und Behesne einschlug, auf welchem aber kein einziges Geschütz fortgebracht werden konnte.

Mein Weg vom Schlachtfelde hatte mich durch unser altes Lager geführt, und ich ritt heran, um zu sehen, was aus meinen Leuten und Pferden geworden. Vor meinem von einer Kugel durchlöcherten Zelte fand ich einen meiner Maulesel erschossen, in dem Zelte meine sämtlichen Sachen zum Aufladen bereit und einen fremden verwundeten Menschen; die Dienerschaft aber mit acht Pferden war davon. Unsere eigene irreguläre Reiterei war die erste gewesen, welche die Zelte plünderte, wobei sie von feindlicher Kavallerie gestört zu sein scheint. Der Tschausch, welcher mich im Gefecht begleitete, hatte sich auch etwas früh fortgemacht, ich traf ihn aber glücklicherweise später wieder, und unter diesen Umständen war eine türkische Bedeckung für unsere Sicherheit unentbehrlich. Ich bedauere hauptsächlich den Verlust eines Teils meiner Karten, von welchen ich keine Kopien besitze...

Der militärische Aufstieg

1840–1857

An die Braut

Berlin, den 27. Mai 1841

Mein teures, liebes Mariechen! Da sitze ich nun schon zwei Tage in Berlin ohne Dich. Die Geschäfte des Tages haben Dein liebes Bild in den Hintergrund meiner Seele gedrängt, „doch, wenn in unsrer engen Zelle das Lämpchen freundlich wieder brennt, dann wird's im eignen Innern helle, im Herzen, das sich selber kennt", dann lebst Du in meinen Gedanken, ich sehe Deine freundliche Erscheinung und glaube zuweilen, daß Deine Seele mir nahe ist...

Tausend herzliche Grüße an Papa und Mama sowie an Jeannette[1]. Ich hoffe, sie wird uns viel besuchen, denn Du würdest sie doch sehr entbehren. Überhaupt fürchte ich, daß Du Dich anfangs sehr verlassen fühlen möchtest, wenn Du so ganz aus dem liebevollen Kreise scheiden solltest, in welchem Du aufgewachsen bist, und wo Dich alle so liebhaben. Möchte ich Dich doch für alles entschädigen können, was Du um meinetwillen aufgeben mußt. Ja, liebe Marie, ich bitte Gott aufrichtig, daß wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, er mich lieber vorher abrufe. Laß uns von beiden Seiten guten Willen und Vertrauen mitbringen und Gott das übrige anheimstellen.

Süße Marie, wenn Du abends nach 9 Uhr gegen Süden blickst, so wirst Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen. Es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewunderte. Ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu

[1] Die ältere Schwester Maries.

denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke dann an mich.

Du Ärmste mußt nun wohl bald mit Mama alle die Visiten machen, die ich schuldig geblieben bin. Es wird noch öfter Dein Schicksal sein, da zu versöhnen, wo ich mit meinem verschlossenen, oft unfreundlichen Wesen die Leute verletzte. Du sollst überhaupt mein guter Engel sein, und ich nehme mir fest vor, mich zu bessern, damit ich Deiner würdiger werde.

Nun gute Nacht, teure Marie, schlafe süß und sanft, und wenn Du erwachst, so denke freundlich an Deinen

Helmuth

Berlin, Donnerstag den 3. Juni 1841, abends

Wie sehr sehne ich mich, liebe Marie, bald wieder von Dir zu hören. Vielleicht ist schon wieder ein Brief von Dir unterwegs, aber ich warte ihn nicht ab, sondern plaudere schon vorher ein bißchen mit Dir. Der Vollmond steht meinen Fenstern strahlend gegenüber, gewiß siehst Du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohlspiegel, und ich erblickte Deine lieben, süßen Züge darin, Deine nußbraunen Augen und sanft lächelnden Mundwinkel. Dicht daneben steht der große Stern, von dem ich Dir schrieb. Oft, wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten, und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht; oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendrot hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, du wirst doch noch ein Herz finden, welches dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, teure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen eigenem

Busen, und jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann wie Du. Je länger ich lebe, je mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen, wenigstens zum großen Teil, eintritt. Darum wirst Du, wie sich Dein äußeres Los auch gestaltet, das Glück des innern Friedens nie entbehren, denn Du bist wie eine Blume, und ich bitte Gott, daß er Dich erhalte so lieblich, rein und hold...

Den 4. Juni abends spät. – Dear, dear little Mary, God bless you! I kiss your hand and your eyes.

Den 5. Juni. Als ich heute vom Essen nach Hause kam, fand ich einen Brief von Dir, liebe, liebe Marie, und die Züge Deiner Hand versetzten mich sogleich in eine bessere Laune als die, in welche mich die Geschäfte gebracht. Wie freute ich mich, zu lesen, daß Du Dich glücklich fühlst; möge es immer so sein. – Du mußt jetzt schon meinen Brief vom 30. Mai erhalten und daraus ersehen haben, daß ich einige Hoffnung hege, Dich in diesem Sommer noch zu sehen, sei es im Seebad oder in Itzehoe; etwas Bestimmtes ist aber leider noch nicht darüber zu sagen. Daß aber Papa zum Herbst hierherkommt, hoffe ich zuversichtlich.

Hast Du die Stahlstiche schon aus Altona von Lawitz und Koch erhalten? Sie enthalten auch eine kleine Karte vom Bosporus und viele Ansichten, deren in den Briefen erwähnt ist.

Du fragst: whether it be quite the same to me, if you dance[1]. Das ist mir gar nicht gleichgültig, ich wünsche vielmehr dringend, daß Du tanzest (nur nicht gerade mit Leuten, die enge Stiefel tragen) und Dich überhaupt so

[1] Ob es mir gleichgültig ist, wenn du tanzst.

gut amüsierst wie möglich. Lene schrieb uns, es tue ihr immer leid, wenn sie sähe, wie jemandem ein Stück aus seinem Leben weggestrichen werde. Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegstriche. Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren eine junge, hübsche Frau sein und sollst, so hoffe ich, alle Freuden genießen, welche die Welt einer solchen bietet. Diese Welt, liebe Marie, hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen. Möchtest Du aus dem Kerzenschimmer der vergoldeten Säle nur immer gern in die eigene kleine Häuslichkeit zurückkehren, möchtest Du bei so vielen glänzenderen Erscheinungen nur immer das Gefühl bewahren, daß doch niemand es treuer mit Dir meint, als Dein alter „Bär" daheim, dann ist alles erreicht, was ich wünsche, und Du magst soviel Bälle und Konzerte, Theater und Soireen besuchen, wie es Dir Vergnügen macht. – Es ist übrigens notwendig, wenn Du hier auftrittst, daß Du gut tanzest, und das lernt man nicht bei Herrn Rosenhain, sondern auf Bällen. Betrachte sie also als Vorstudien und erlaube mir, im Kotillon in Gedanken eine Extratour mit Dir zu tanzen.

Tausend herzliche Grüße an Jeannette, und sage ihr, daß die eine Schere immer noch etwas wackelig ist seit der Reise nach Kiel. Übrigens soll sie ihr freundlichstes Papa sagen, sobald die Rede von einer Reise nach Berlin ist. Gute Nacht, süße Marie.

Sonntagabend. In diesem Augenblick mögt Ihr wohl noch um den Teetisch sitzen, oder Mama und Jeannette musizieren, Papa raucht die Zigarre und Du, meine kleine Marie, denkst wohl zuweilen an mich in meiner geräuschvollen Einsamkeit. Schreib mir nur recht fleißig, gute Seele, Deine Briefe machen mir soviel Freude, und

die kleinste tägliche Begebenheit Deines Lebens interessiert mich mehr als alle Politika. Nun will ich diesen Brief auch nicht länger zurückhalten, morgen soll er weg. Adieu, liebe, gute, teure Marie. Truly yours,

Helmuth

Berlin, den 16. Juni 1841 (Mittwoch)

Gute, liebe Marie! Gestern abend spät noch erhielt ich Deinen so herzlichen Brief vom 11. d. M. Jedes Deiner Schreiben macht Dich mir lieber, und wenn ich Dich lese, kommst Du mir vier Jahre älter vor, als wenn ich Dich sehe.

Es wird mir ein Genuß sein, künftig Deine Lektüre zu leiten, und gerne wollen wir immer mit der Bibel anfangen, auch wollen wir gute Predigten hier besuchen, und ich verspreche dann auch, nicht beim Klingbeutel davonzugehen. Aber das muß ich Dir sagen, Du mußt keine allzu gute Meinung von mir haben, damit Du nicht getäuscht werdest, sondern mußt recht viel Geduld und Nachsicht mitbringen. – Dann wird's aber auch, so Gott will, wohl gehen.

Ich kann mit einiger Zuverlässigkeit annehmen, daß ich schon Mitte Juli von hier abreisen und vier Wochen im Bade bleiben kann, was mir und uns allen gewiß sehr heilsam und wohltätig sein wird. Mama kann hierauf ihren Zuschnitt machen, es müßte schon etwas Ungewöhnliches dazwischentreten, um diesen Plan zu stören. Ich zähle übrigens die Tage, bis ich Dich wiedersehen werde, mein kleines Kaffeeböhnchen, und werde mich zu mehrerer Sicherheit auch festbinden lassen auf dem Schiffe.

Mein ganzer Tisch liegt jetzt voll von Abhandlungen über Eisenbahnen[1]. Die Sache interessiert mich sehr, und ich

[1] Moltke gehörte seit kurzem dem Komitee der Berlin-Hamburger Eisenbahn an.

würde sehr gern tätigen Anteil an diesem großen und gemeinnützigen Unternehmen nehmen. Künftig können wir morgens um 6 Uhr von Berlin abfahren, um 3 Uhr in Hamburg sein, uns auf das Itzehoer Dampfschiff setzen, abends 7 Uhr in the green meadows anlangen und den Tee bei Mama trinken. – Freilich sind bis dahin noch mancherlei Schwierigkeiten zu besorgen, und eine gewisse nordische Staatsregierung ist nicht die kleinste dieser Schwierigkeiten.

John grüßt Euch alle herzlichst. Er war von dem Tod seiner Großmutter sehr ergriffen, aber weil ein wirkliches Aufkommen derselben doch entschieden unmöglich, freut ihn ihr leichter Todeskampf und das tröstliche Gedächtnis an ihr durch nichts gestörtes Wohlwollen. Sie starb gerade am 9., also einen Monat nach unserer Verlobung. Deinen Ring habe ich noch nie abgelegt, obschon ich ein paarmal die Buchstaben M. B. darin betrachtet habe. Zuweilen rieche ich auch an Deiner Eau de Cologne, um mich an Dich zu erinnern. Ich mag den Farina schon leiden, bloß weil er Jean und Marie heißt.

Heute muß ich schließen, denn ich soll bei der Prinzeß von Preußen zu Mittag essen; ich äße lieber bei Dir zu Mittag. Adieu, liebe, gute Seele; mit herzlicher Liebe für immer Dein

Helmuth

Bitte, auf Adresse schreibe nicht „hoher" Orden, ich habe deren nicht.

Dresden, den 8. September 1841

Deinen freundlichen, herzlichen Brief, liebe Marie, aus Helgoland, welcher bis zu Eurer bevorstehenden Abreise von jener Insel reicht, habe ich in Magdeburg bei meiner Durchreise empfangen und mit wahrer Freude gelesen. Es ist wahr, gute Marie, daß es Dir schriftlich weit besser

gelingt als mündlich, Deine Gedanken mitzuteilen. Den Grund dazu suche ich aber nicht allein in Deiner, sondern auch in meiner Eigentümlichkeit, in der Zurückhaltung, welche bei mir die Frucht einer unter lauter feindseligen Verhältnissen verlebten Jugend ist, und welche notwendig wieder Zurückhaltung bei anderen erzeugt. Daß aber Reichtum der Gedanken und Tiefe des Gefühls in Dir wohnen, davon zeugen Deine Briefe und besonders dieser.

Du fragst mich, was mir an Dir und Deiner Art, zu sein, nicht gefällt, damit Du es ändern könntest. Nun will ich Dir in aller Wahrheit sagen, daß, wie ich auch hin und her denke, mir alles in Dir gefällt, aber so manches in mir nicht. Du darfst Dich nur in der Art fortentwickeln, wie Du jetzt bist, so mußt Du eine höchst liebenswürdige, treffliche Frau werden; ich kann so manches nicht mehr ändern, und wenn es nicht bloß Deine Nachsicht, wenn es nun wirklich wahr ist, daß Du ganz froh und zufrieden mit mir gewesen bist, so danke ich Gott aufrichtig dafür. Die aus der Verschiedenheit unseres Alters hervorgehende Art, zu empfinden, macht, daß ich, ohne unwahr zu werden, Dir nicht dasselbe lebhafte Gefühl bieten kann, wie sich's in Deinen schönen Augen ausspricht und wie Du es wohl als Erwiderung fordern darfst. Ich kann nur ungefähr wie „der Bär" in dem Roman der Bremer[1] „Die Nachbarn" sein, welchen Du, glaub' ich, kennst. – Indes ich hoffe, es soll schon gehen. Du bist so gut und liebevoll, Gott erhalte Dich mir so. – Gewöhnlich fehlte es uns, wenn wir zusammen waren, an etwas zu sprechen. Das liegt nun darin eben, daß Du natürlich bis jetzt wenig gesehen, wenig erlebt, wenig gelesen, kurz, daß wir uns eigentlich nur eines sagen konnten, und das wußten wir

[1] Schwedische Schriftstellerin.

schon und empfanden es, ohne es zu sagen. Wenn aber die Jugend ein Fehler ist, so besserst Du Dich alle Tage, und wenn wir erst einige Zeit Freud' und Leid miteinander getragen haben werden, so werden auch die äußeren Gegenstände der Unterhaltung nicht fehlen. Soviel ist gewiß, daß ich sowohl glücklicher sein als auch Dir liebenswürdiger erscheinen werde, wenn ich Dich wirklich in Deiner Zukunft zufrieden sehe. Die Zweifel daran gehen aus meinem Charakter hervor, die gute Hoffnung, die ich hege, aus der Vortrefflichkeit des Deinigen...

Berlin, den 12. September 1841, Sonntagabend

Ich kann mir nicht recht erklären, liebe, gute Marie, daß von einer so fleißigen Schreiberin wie Du gar keine Nachricht hier ist. Vielleicht glaubst Du mich noch nicht in Berlin angekommen und erfreust mich bald mit einem lieben Briefe. Ich sehne mich darnach, zu erfahren, daß Ihr alle gut zurückgekehrt seid und wie Ihr jetzt in Itzehoe lebt. – Mir, liebe Marie, kommt es einsam hier vor, und ich bin ganz traurig, wenn ich denke, daß ich noch sieben Monate so hier allein sitzen soll.

Liebe Marie, studiere doch etwas Blumenkultur; es ist so hübsch, besonders des Winters ein bißchen Grünes, Blühendes vor den Fenstern zu haben; außer einem Paar miserabler Geranien will unter meiner Hand nichts gedeihen. Schreib mir auch, wie Ihr Mamas Geburtstag gefeiert habt und was sie geschenkt bekommen hat, und schreib mir überhaupt, denn daß heute (den 14.) noch keine Nachricht eingeht, würde mich wirklich nachgerade beunruhigen, wenn ich nicht dächte, daß die vielen Besuche, die Ihr gegenwärtig haben mögt, Euch am Schreiben verhinderten. Damit dieser Brief noch zum 19. an-

komme, muß ich ihn nun schließen, obgleich eigentlich nichts drin steht. Adieu, liebe, gute, hübsche, teure Marie. Gott erhalte Dich. Dein treuer Helmuth

Berlin, den 30. September 1841

Gleich beim Eröffnen Deines Briefes, gute, liebe Marie, wurde ich angenehm überrascht durch die Ansicht von Itzehoe. Wie schön vergoldet auch diese von Berlin ist, so wird sie Dich doch kaum ebenso erfreuen, weil Du wenig von hier erinnerst und, als Du Berlin sahst, Dich nicht in derselben Art dafür interessiertest, wie ich mich für Itzehoe. Du mußt schon erst selbst einmal hierherkommen und vom Kreuzberg, auf welchem das Monument[1] im Vordergrunde steht, die weite Sandfläche und die düsteren Fichtenwälder, aber auch die hohen Kuppeln, die großen Paläste und die weiten, unermeßlichen Häusermassen überschauen. Ich denke, es soll Dir doch ganz gut gefallen, besonders wenn es mir gelingt, die schöne Wohnung hier am Leipziger Platz zu bekommen, auf welche ich spekuliere.

Du schreibst einen so hübschen englischen Brief, daß ich neugierig wäre, einmal einen deutschen von Dir zu erhalten: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor."

Den 3., Sonntag. Ich weiß nicht, warum ich mir immer einbilde, daß sonntags ein Brief von Dir kommen muß. Da nun heute keiner gekommen ist, so hab' ich mich an die alten gehalten und mich über das schöne, treue, reine Herz gefreut, das sich darin ausspricht. Gewiß, liebe Marie, Du verdienst das schönste, reichste Los; möchtest Du mit dem kleinen, das Du gezogen hast, zufrieden werden.

[1] Von Schinkel 1819 erbaut.

Ich habe heute schrecklich viel geschrieben. Um neun Uhr ging ich, den Platz zu besichtigen, wo wir unsern Bahnhof anlegen wollen, kehrte aber gleich zu meiner Tintenkleckserei zurück, die bis ein Uhr dauerte. Dann hatten wir eine Konferenz bis drei Uhr. Hierauf ging ich zu einem großen Diner mit Ministern und Geheimen Räten, mit Austern aus Holstein und Schinken aus Bayonne, mit Fasanen aus Böhmen und Weinen aus allen Himmelsgegenden. Von letzteren kostete ich jedoch nur den Champagner: Ein guter Deutscher mag zwar keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern. Nach Tische wieder Briefe citissime in Eisenbahnangelegenheiten, die bis sieben Uhr auf die Post mußten, dann ging ich eine Stunde ins Theater, wo eine große, schöne Oper, der „Feensee", gegeben wurde. Ich dachte, wenn ich Dir die Herrlichkeit doch zeigen könnte...
Liebe Marie! Nimm es nicht übel, aber ich nehme eben eine kopiöse Prise Tabak, weil ich immer noch Zahnschmerzen habe, und Jeannette sieht es nicht. Du mußt es mir wirklich noch einmal streng verbieten. Adieu, süße, liebe, schöne, gute, teure Marie, ich küsse Dich herzlich.

Helmuth

Berlin, den 6. Oktober 1841

Wie hübsch magst Du ausgesehen haben in Deinem weißen Kleid mit Atlasbesatz und pink-roses[1] im Haar. Du schreibst bloß von Jeannette: that she looked so sweet, aber Dich selbst hast Du wohl gar nicht im Spiegel gesehen? Aber Du hast mir noch gar nicht genug von Deinem Ball erzählt.
Übrigens ist es hübsch von Dir, daß Du nach dem Tau-

[1] Rosa Rosen.

mel eines solchen Abends Dich doch Deines abwesenden alten Freundes erinnert hast. Gewiß, liebe Marie, sehe auch ich mit froher Hoffnung in die Zukunft, denn wenn es ein Glück für mich auf dieser Welt gibt, so ist es mit Dir und für Dich. Erlebe ich, Dich glücklich und zufrieden zu sehen, dann bin ich es gewiß auch. Wenn meine Erwartungen weniger lebhaft sind, so ist es vor allem die Besorgnis, daß die Deinigen getäuscht werden möchten, und weil, je weiter man in diesem Leben vorschreitet, je weniger man von demselben erwarten lernt. Sehe ich Dich aber zufrieden und wirklich glücklich, trotz meiner Verdrießlichkeit, Laune und Empfindlichkeit, so werde ich von mir selbst eine bessere Meinung annehmen und schon dadurch sehr viel heiterer, klarer und mitteilender werden.

Meine Zahnschmerzen sind glücklich vorüber, und ich befinde mich ganz vortrefflich, nur geistig fühle ich eine große Leere, in welcher nur Deine Briefe die Lichtpunkte ausmachen. Die Zeit, welche nicht durch Geschäfte (und meist sehr trockene) in Anspruch genommen ist, suche ich durch Spazierritte und durchs Theater auszufüllen. Heute regnet es anhaltend, und ich bin den Abend zu Hause geblieben, um eine Arbeit vorzubereiten. Jetzt ist es acht Uhr, ich bin fertig und erheitere mich, indem ich mich mit Dir, süße Marie, beschäftige. Wärest Du nur hier, wie gerne blieb' ich zu Haus, mein langweiliger Kakao sollte mir noch mal so gut schmecken, wenn Du ihn mir reichtest, ich brauchte keine Pfeife und selbst keine pinch of snuff[1], um mir die Zeit zu verkürzen. Dieser Winter mit allen seinen Bällen und Theatern, Soireen und Festen ist eine lange, traurige Perspektive für mich. In diesen sechs Monaten werde ich sechs Jahre älter werden.

[1] Prise Schnupftabak.

Sonntag, den 10. Heute ging ich bei dichtem Regen in den Tiergarten, als ich dem Briefträger begegnete, welcher seit dem 9. Mai vierteljährlich ein Paar Sohlen mehr braucht. Zu Hause angekommen, schob ich mir einen Lehnstuhl zurecht, nahm eine Prise, um mich in die allerbeste Laune zu versetzen, und las Deinen ersten deutschen Brief. Herzlichen Dank dafür, gute Marie, und für die vielen interessanten Nachrichten von all den Unsern. Adieu, sweet little Mary. Truly yours for ever.

Helmuth

Berlin, den 5. November

Grüß Dich Gott, mein kleines Mariechen; der Briefträger ist heute an meiner Tür vorbeigegangen, ohne mir von Dir Nachricht zu bringen, aber gewiß ist schon etwas für mich unterwegs. Manchmal ist es mir, als ob ich gewiß wüßte, daß Du an mich denkst, zum Beispiel eben jetzt. Es ist zehn Uhr vorbei, Du machst Deine Vorbereitungen zum Schlafengehen, trittst mit dem Nachthäubchen noch mal vor den Spiegel, bläsest das Licht aus, sprichst Dein Abendgebet, plauderst noch ein paar Worte mit Jeannette, und halb träumend schwebt Dir dann noch mein altes Gesicht vor die Seele. Die Erinnerung an die Jasminlaube, den letzten Walzer vom letzten Ball mischt sich mit der Vorstellung von einem hellen Weihnachtsbaum, von Leinwand zur Aussteuer und dem Felsen von Helgoland. Ein Schiff mit bunten Wimpeln trägt Dich übers Meer in ein grünes Land voll Blumen, lachend wie die Hoffnung und ruhig wie der Schlaf, der Dich umfängt.

Wenn Du, eben heut, abends meinen Brief liesest, so stehe ich gerade vor Dir, nur erblickst Du mich nicht, weil Du die schönen Augen auf das Papier und das garstige

Geschreibsel gerichtet hast. Höbest Du sie sehr schnell und plötzlich empor, so müßtest Du wenigstens das letzte Ende des Schattens meines lila Schlafrocks noch erblicken, in welchem ich mich eben befinde. Ich glaube ein bißchen an magnetischen Rapport, und ein alter Araber hat mir eine Geschichte erzählt, wie man in einem Kristallspiegel das Bild dessen erblicken kann, der an uns denkt. Aber nur ein reines, treues Herz kann in dem Kristall etwas sehen, die mehrsten erblicken darin, wie in einem gewöhnlichen Spiegel, nur sich selbst. Nun, gute Nacht. Helmuth

Ohne Datum

Ich komme eben von der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Berliner Opernhauses. Sie wurde begangen durch Aufführung von einzelnen Tonstücken aller der Komponisten, welche in diesem Zeitraum für die hiesige Bühne Ausgezeichnetes geleistet haben. Der ganze Hof war gegenwärtig, und wir waren fünfzig Personen in der großen Königlichen Loge. Eröffnet wurde die Vorstellung durch eine eigene Komposition Friedrichs des Großen, die wirklich, wenn er sie selbst gemacht hat, weit hübscher war als manches, welches nachher kam. Sodann kam ein Duett nebst Chor von Graun[1] aus „Kleopatra", ganz im Stil seiner Kirchenmusik gehalten. Man hatte die damalige Instrumentierung beibehalten und hörte nur ein paar Geigen und Bratschen. Kleopatra und ihre karthagischen Damen waren in Reifröcken mit gepuderten Haaren, Cäsar (welcher eine Sopranpartie sang, denn es war ein Frauenzimmer) nebst seinen Römern erschienen mit Haarbeutel und Eskarpins[2] zur Toga und nahmen beim Eintreten sehr höflich ihre Helme ab; alle machten

[1] Von 1740 bis zu seinem Tode 1759 Königl. Kapellmeister in Berlin.
[2] Schnallenschuhen.

drei tiefe Knickse resp. Verbeugungen. Jedes neue Gesangstück näherte sich etwas mehr unserem jetzigen Geschmack, die Instrumentierung wurde reicher, die Melodien ansprechender. Nachdem wir: „Als ich auf meiner Bleiche" glücklich überstanden, klangen die gewaltigen Chöre Glucks schon befreundeter. Winters[1] schöne Komposition: „Das unterbrochene Opferfest", sein „Kind, willst du ruhig schlafen", gefielen auch jetzt noch, endlich bildete Mozart den großen Hauptabschnitt und bahnte den Weg zur neuen Musik. Die Ouvertüre zu „Belmonte und Constanze" und eine Szene aus dem „Don Juan" wurden gegeben. Hierauf erschien Beethoven mit seiner gewaltigen volltönenden Ouvertüre zu „Egmont", welche da capo gespielt werden mußte. Ihm reihte sich Spohr[2] an mit dem unübertrefflichen Duett aus „Jessonda": „Teures Mädchen, wirst mich hassen." Von dem „Freischütz" wurde die Schlußszene des ersten Aktes gegeben und von den ganz neuen Kompositionen eine wunderbar schöne, geisterhafte Ouvertüre Mendelssohns zum „Sommernachtstraum". Man glaubte den Tanz der Elfen zu belauschen. Den Schluß machte Maiseders Musik zum Ballett: „Die Sylphiden".

Morgen habe ich den Dienst und werde im Neuen Palais bei Potsdam einer Vorstellung beiwohnen, zu welcher nur der Hof und einige klassische Geschmäcke befohlen sind. Die letzte Aufführung des Stückes, welches gegeben werden soll, hatte vor zweitausendfünfhundert Jahren statt. Es ist die „Antigone" von einem gewissen Sophokles. Es wird schwer sein, die Erben zu ermitteln, welche Anspruch an eine Tantieme der Einnahme haben, wahr-

[1] Peter von W. (1754–1825), Hofkapellmeister in München, von seinen Opern war „Das unterbrochene Opferfest" besonders beliebt. – [2] Ludwig Spohr (1784–1859), gefeierter Dirigent, Violinspieler und Komponist.

scheinlich sind es Ruderknechte im Hafen von Konstantinopel.

Wenn Ihr die „Allgemeine Zeitung" haltet, so habt Ihr heute einen Aufsatz mit meinem Monogramm __\ gelesen: „Deutschland und seine germanischen Nachbarn"[1]. Das bitte ich aber in dänischen Landen niemand zu sagen, sonst lassen sie mich nicht wieder hinein, sondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfisziert.

Donnerstag, den 20[2]

Dein lieber Brief vom 16. d. Mts. aus Kiel, gute Marie, hat mir große Freude gemacht, besonders die Versicherung, daß Du in den drei Wochen, die wir zusammen zugebracht, recht froh gewesen bist. Es kommt mir immer vor, als hinkte ich hinter Deinen jugendlich lebhaften Gefühlen nur so nach, und ohne unwahr zu werden und aus meinem Charakter hinauszutreten, kann ich mich nicht anders geben, als Du mich in jener Zeit gesehen hast. Aber wenn Du so dennoch mit mir zufrieden bist, so soll es auch für die Zukunft keine Not haben. – Wenn Du Dir vornimmst, nachgiebig und, wie Du sagst, nicht strong-headed zu sein, so danke ich Dir dafür, aber ich möchte keineswegs, daß Du Deine Selbständigkeit und eigene Meinung aufgäbest. Im Gegenteil wirst Du mir gewiß nur immer lieber werden, je mehr Dein Charakter sich selbständig und frei entwickelt, wie dies in hohem Maß in den drei Monaten der Fall gewesen ist, wo ich Dich nicht gesehen. Du bist in dieser Zeit geistig um ein Jahr gewachsen. Und hübscher bist Du auch geworden, kleines Fräulein. – Ich freue mich,

[1] Dieser Aufsatz erschien in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 1./2. Nov. 1841, worin sich Moltke für einen offenen Anschluß Dänemarks an den Deutschen Bund aussprach. – [2] Januar 1842. Berlin.

daß Du in Kiel so gut aufgenommen und daß Du recht vergnügt dort bist.

Montag, den 24. Ich habe Dir jetzt eine Wohnung[1] gemietet, mit der Du hoffentlich zufrieden sein sollst, Du hast ein allerliebstes, kleines Kabinett mit Aussicht auf den schönen Platz am Potsdamer Tor. Die Bäume des Tiergartens fangen an unserem Hause an, und Du kannst Dich dort gleich zu Pferde setzen, ohne durch die Stadt zu reiten. Einen hübschen Balkon haben wir auch und Logierzimmer für die ganze Familie mit allen Onkeln und Kindern. Wenn sie uns nicht besuchten, wäre es sehr unrecht.

Adieu, gute, liebe Seele! Vergiß mich nicht über Kiel, Liebe und Aussteuer, sondern laß mich bald von Dir hören. Mit herzlicher Liebe der Deinige. Helmuth

Berlin. Sonntagabends, den 13. Februar

Mein Mariechen! Dein lieber Brief vom 10. kam gestern an und erfreute mich sehr, denn Du scheinst heiter und zufrieden und hast wohl vollauf zu tun mit Deiner Einrichtung. Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. – Gestern abend besuchte ich einen meiner Kameraden, den Rittmeister Oelrichs vom Generalstabe, welcher auch ganz kürzlich geheiratet hat. Er ist nicht jünger als ich, und seine Frau nur zwei Jahre älter als Du und auch sehr hübsch. Diese Leute werden Dir gewiß sehr gefallen, sie empfehlen sich Dir unbekannterweise und bieten Rat und Beistand, wenn Du es brauchst. Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemütlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu. Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals

[1] Potsdamer Platz Nr. 1.

schmollen. Lieber wollen wir uns zanken, und noch lieber ganz einig sein. – Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin, dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. – Von Dir wünsche ich freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres temper. Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich lieb behaltest. – Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüts wird Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, öfter auch die Äußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmütigen Höflichkeit, die selten jemand für sich gewinnt. Du hingegen bist jung und hübsch, wirst, so Gott will, keine Entbehrung kennenlernen, jeder tritt Dir freundlich entgegen, so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. – Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. – Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. – Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblick-

lich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt; ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpieren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. – Gesteh' ich's doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahiere. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan, mich zu bessern. – Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener, sehen, als ich es werden kann. – Sei daher bescheiden und anspruchslos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.
Gerne werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts gegen ein bißchen Kokettieren. Je mehr Du gegen alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du einzelne auszeichnest. – Dafür mußt Du Dich in acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um

sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann gar nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen.

Noch eins, liebe Marie, wenn Du schreibst, so lies doch immer den Brief, den Du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle die Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus. Darum ist die mündliche Unterhaltung soviel besser als die schriftliche, weil man sich das Unbedeutendste sagt und wenig findet, was zu schreiben der Mühe wert wäre.

Nun ist es bald Mitternacht, Du schläfst wohl schon, wenn Du nicht noch mit Jeannette plauderst, die ich herzlich grüße. Gute Nacht, liebe, süße Seele. Herzlich Dein

Helmuth

Berlin, den 26. März 1842

Liebe Marie! Danke Dir für Deinen freundlichen Brief vom 19. dieses Monats; es trifft sich sehr hübsch, daß wir, ohne es verabredet zu haben, gleichzeitig kommuniziert haben. Ich war Donnerstag zur Vorbereitung und gestern, am Karfreitag früh, zur Kommunion. Unsere Gedanken werden sich bei dieser feierlichen Handlung wohl begegnet sein, möchte sie für uns beide einen Lebensabschnitt fortschreitender Besserung und Glückes bilden.

Du schreibst mir, daß Du oft verschlossen und dann wieder ausgelassen bist. Das ist nun, die Wahrheit zu sagen, freilich lange nicht so gut, wie ein gleichmäßig ruhiges, heiteres Gemüt, aber jeder Mensch ist das in seiner frühen Jugend, und ich hoffe Dich auch sweet tempered zu sehen. Heiterer Gleichmut ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, soweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst. Laß uns beiderseits darnach streben; nur keine Launen, Prüderien und Empfindlichkeiten, und kämen sie vor, laß uns sehen, wer zuerst bereit ist, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Jemand hat gesagt, es gibt nur zweierlei Ehen: solche, wo der Mann unter dem Pantoffel steht, und unglückliche. Ich verlange nichts Besseres, als unter Deinem kleinen Pantoffel zu stehen, und es wird Deine Aufgabe sein, mich durch Sanftmut, Nachgiebigkeit und Güte auch dahin zu bringen.

Herzliche Grüße an Mama, Papa, John, Jeannette, die Kleinen und alle Bekannten. Gute Nacht, liebe Marie, auf baldiges, frohes Wiedersehen und auf immer Dein treuer Freund

Helmuth

Berlin, den 2. April 1842, Sonntag

Liebe, gute Marie! Tausend Glückwünsche zu Deinem Geburtstag. Herzlich leid tut es mir, sie Dir nicht münd-

lich bestellen zu können, aber es war ganz unmöglich. Hier bei mir sieht es schrecklich aus. Maurer, Tischler, Zimmermann, Maler, Schlosser hämmern und kratzen um mich her, dichter Staub liegt auf allen Möbeln, und kaum finde ich ein Eckchen, um mich hinzusetzen. So geht es mir schon drei Tage. Ich bin nun aber so weit, daß ich morgen oder spätestens übermorgen abreisen kann. Das Quartier wird dann, wenn wir hier ankommen, gemalt und gebohnt, die Gardinen aufgesteckt sein, und wir haben nur zu möblieren, was in zwei Stunden abgemacht ist.

Ich muß schließen, da ich unsere Pferde noch einfahren muß, von denen der Hengst sich etwas schlimm gebärdet. Entschuldige die Hast dieses Briefes, gute Marie; wenn Du sähest, was mir alles vor der Abreise noch obliegt, würdest Du Erbarmen mit mir haben. Herzlich auf Wiedersehen und nochmals tausend aufrichtige Glückwünsche.

Mit treuer Liebe Dein

Helmuth

An den Bruder Ludwig

Berlin, den 19. März 1842

Lieber Ludwig! Obgleich ich die Hoffnung habe, Dich bald selbst wieder bei uns zu sehen, so kann ich doch nicht umhin, Dir schon jetzt für Deinen freundlichen Brief vom 8. d. M. zu danken. Ganz besonders erfreut es mich, daß Du mit Deiner amtlichen Stellung so zufrieden bist. Ich begreife das sehr wohl und beneide Dich darum, denn das ist eine wesentliche Grundlage des Glücks. Wie soll es mich freuen, Dich einst auf einem der alten Schlösser Cismar oder Travendahl etabliert zu wissen, mit Mie[1], dem Muster einer dame châtelaine, und den Kleinen, mögen es Töchter oder Jungen sein. Wir armen Militärs

[1] Marie von Krogh, die Gattin Ludwig von Moltkes.

können so etwas nie erreichen, und ich rufe mit dem Jubelleutnant:

So hab' ich 20 Jahre leeres Stroh gedroschen
Für 17 Taler 25 Groschen!

Wie gern siedelte ich mich unter Deinem Amtmannszepter auf einer kleinen Hufe an, etwa auf Stockfee oder einem ähnlichen kleinen Besitztum. Doch das sind Träume, die man hinausschiebt, bis plötzlich das Ende da ist. Der Strom der Verhältnisse schiebt uns mit sich fort, man glaubt zu schieben und wird geschoben.

Daß Du alle Poesie auf Jahre hinausschiebst, ist doch nicht recht... Meine Übersetzungen sind Verstandessache; es gehört dazu nur, der eigenen Sprache mächtig zu sein. Deine stehen als Übersetzung niedriger, als poetische Schöpfung weit höher. Sie sind oft wenig treu, aber stets ein Kunstwerk, und verdienten wohl, vermehrt und veröffentlicht zu werden.

Übrigens sind die technischen Schwierigkeiten des Übersetzens aus dem Englischen ins Deutsche groß, und namentlich bei Byron oft unbesieglich. Dies liegt in einem Schönheitsfehler der englischen Sprache, der ihr zum Vorteil wird in den vorherrschend einsilbigen Wörtern (ein Franzose nennt das Englische le chinois européen)[1]. Es ist meist unmöglich, in einer deutschen Zeile von fünf oder sechs Wörtern den Sinn einer englischen von doppelt und dreifach so vielen Wörtern wiederzugeben.

Sehr freue ich mich auf den bevorstehenden Familienkongreß. Bisher sind wir nur einmal im Leben, in Eutin, alle Geschwister beisammen gewesen, wie wir es nie mehr sein können, da einer von uns schon abberufen ist. Wir schnitten damals unsere Namen in eine Buche, welche ich noch heute wiederzufinden wüßte. Gott gebe, daß nur

[1] Das europäische Chinesisch.

nichts dazwischen kommt. Von Vater habe ich kürzlich einen Brief erhalten, wonach er sehr einen Schlaganfall zu befürchten gehabt hat. Er hat eiligst Ader lassen müssen, scheint aber doch ganz wiederhergestellt zu sein. Der Deinige.

Helmuth

An die Gattin

Doberan, den 13. August

.. Gestern gegen Abend ging ich nach dem schönen Doberaner Dom. Er ist hoch, hell und mit schlanken Säulen, voll Erinnerungen an die katholische Zeit, da wohl zwanzig Altäre noch erhalten, wenngleich nur einer bekleidet ist. Hier liegen die alten Herzoge von Mecklenburg, die Bischöfe von Doberan und viele Edelleute aus bekannten Familien. Einer von ihnen hat sich mit großen, leserlichen Buchstaben folgende erbauliche Inschrift setzen lassen:

Wiek Düwel, wieke wit von mi,
Ick scheer mi nich en Quark üm di.
Ick bin en mecklenborgschen Eddelmann,
Wat geit di, Düwel, min Supen an.
Ick sup Kaltschal mit Jesus Christ,
Wenn du, Düwel, ewig dörsten müßt. –

Gestern abend war wieder thé dansant. Es war nicht so heiß und voll und viel hübscher als das letztemal. Ich tanzte natürlich nicht, außer den Kontretanz mit Prinzeß, welche mich auch im Kotillon holte. Sonst nur ein paar Touren mit den nettsten Damen. Mit dem Minister Lützow hatte ich eine lange und interessante Unterhaltung über Eisenbahnen und so weiter. Nach dem Souper ging ich noch eine Stunde allein spazieren; es war göttliches Wetter, lauwarm, heller Mondschein, und das Städtchen mit seinen Buchenwäldern nahm sich herrlich aus. Heute abend sperren sie uns wieder ins Theater.

Den 14. Gleich fahren wir fort von hier, um noch am Strand zu baden. Gestern wurden die „Hugenotten" gegeben, aber nur schlecht, dann soupiert, hierauf Feuerwerk. So, nun weißt Du, wie ich in Doberan gelebt. Möchtest Du nun auch recht froh sein. Mache Dir keinen unnötigen Kummer, sondern pflege Deine Gesundheit. Gott schütze und behüte Dich. Mit herzlicher Liebe Dein

Helmuth

Berlin, den 18. August 1843

Mein kleines Weibchen! Es war mir schrecklich leer hier, da Du nicht da bist. Gottlob, daß ich keine drei Wochen noch hier auszuhalten habe. Prinzeß hat Dich kurz vor Deiner Abreise fahren sehen und behauptet, Du habest deliziös ausgesehen.

Den 19. Nachdem ich Dir gestern geschrieben, legte ich mich schlafen, denn ich war sehr müde. Ich schlief auch so fest, daß M. mit beiden Fäusten an die Tür ballern mußte, um mich eine halbe Stunde später wach zu kriegen. Es sei ein schreckliches Feuer, meinte sie. Anfangs wollte ich gar nicht aufstehen, aber ich erblickte bald das Walderseeische Haus im Purpurschein und taghell gelichtet. Das Feuer sollte auf dem Wilhelmsplatze sein, aber bald erfuhr man, das Opernhaus brenne. Ich zog mich rasch an und ging hin. In dem Augenblick, wo ich durch das Brandenburger Tor trat, erblickte ich die prachtvollste Illumination. Der Apoll, welcher auf dem vortretenden Peristyl des Opernhauses steht, war magisch hell erleuchtet, die Säulen der Treppe deutlich zu erkennen. Dahinter aber wirbelte die rote Glut empor. Schon diesseits der Friedrichstraße regneten dichte Funken, und man verspürte die Hitze. Am Ende der Linden war die Straße durch ein Pikett Ulanen versperrt, und nur Mili-

tär und Spritzenleute erhielten Eingang. So waren der ganze schöne Platz vor der Universität, der Opernplatz und die Straße bei der katholischen Kirche frei gehalten, und die prachtvollen umgebenden Gebäude, das Palais des Prinzen von Preußen, Bibliothek, katholische Kirche, Schloß, Dom, Zeughaus, Universität und die Bäume in unbeschreiblicher Pracht erleuchtet. Inmitten loderte wie ein Vulkan das Opernhaus. Ich war bei Anfang des Balletts fortgegangen, irgendein Funke mochte gezündet haben, und eine Stunde später war die Flamme ausgebrochen. Dort, wo alles brennbar, war an ein Löschen gar nicht zu denken; man ließ ruhig fortbrennen und beschränkte die ganze Tätigkeit auf die Rettung der Umgebung. Namentlich sehr exponiert waren die Bibliothek und das Palais des Prinzen von Preußen. Die Prinzeß ist unwohl, und der Prinz saß an ihrem Bett, als das Feuer entdeckt wurde. Der Wind, welcher glücklicherweise nur schwach war, trug gerade dahin. Die Dächer wurden sogleich mit Militär und Spritzenleuten besetzt, welche es aber kaum vor Hitze aushalten konnten. Die genannten Gebäude wurden fortwährend bespritzt, und die große Dampfspritze schüttete Ströme von Wasser aus. Mit furchtbarem Gekrach stürzte endlich der Dachstuhl des Opernhauses ein, und eine unendliche Flammensäule wirbelte empor. Darauf Notgeschrei von allen Dächern, aber nirgends zündete es, und die Gefahr war vorüber. Durch die großen Fenster des Opernhauses sah man unterdes ganz deutlich in das hell erleuchtete Innere des Gebäudes. Der große Saal hinter der Königlichen Loge war noch nicht eingestürzt. Vor zwei Stunden war ich dort noch auf und ab gegangen, weil er so kühl war. Jetzt war alles Glut und Flammen. Ich blieb bis ein Uhr, aber die Flammen sind wohl heute noch nicht gelöscht.

Morgen bekomme ich doch gewiß einen Brief von Dir, ich sehne mich so darnach, mein liebes, liebes Mariechen. Ich habe doch nicht geglaubt, daß die Trennung von Dir mir so schwer werden würde.

Sonntagmittag. Zu meiner Freude erhielt ich eben Dein Schreiben vom 17. d. Mts. Du hast wirklich eine rechte Geduldsprobe ausgehalten, bis Du die Deinigen wiedergesehen. Daß Du aber auf dem Dampfschiff kaltes, regnerisches Wetter hattest, setzt mich in Verwunderung, in Doberan war es köstlich an demselben Tage. Wohl wünschte ich mich um die Teestunde zu Euch hinüber, hier ist sie einsam genug. Zum Unglück muß mir nun noch das Opernhaus abbrennen, wo ich heute abend die „Hugenotten" sehen wollte. Die Pferde bleiben meine einzige Ressource.

Daß Du in Itzehoe reiten willst, ist mir ganz lieb, da ich weiß, wieviel Freude es Dir macht. Aber nicht jedes Pferd geht wie Dein Schimmel, bitte, nimm Dich ja in acht. Was hast Du denn für ein Pferd, und wo bekommst Du den Sattel her? Du darfst nie die Zügel so aus der Hand legen wie bei dem Schimmel, das vergiß nicht. Übrigens muß es ein Vergnügen sein, bei Itzehoe zu reiten. Herzliche Grüße an alle.

Nun will ich nur schließen, damit dieser Brief heute noch fort geht. Adieu, liebes, gutes Weibchen. Pflege und erhole Dich und freue Dich der Deinigen.

Mit herzlicher Liebe Dein

Helmuth

Kösen, den 7. September, Donnerstagabend

Du gutes, liebes, kleines Frauchen. Da sitz' ich nun im „Mutigen Ritter", wo wir vor fünfviertel Jahren gerade auch waren, diesmal aber allein, und zwar gerade über

dem Torweg, wo der besagte Ritter auf einem wilden Roß oder tollen Hund einherreitet.

So eine Abreise ist ein abscheuliches Geschäft, das wirst Du letzthin auch empfunden haben. Es ist, als ob man an seinem gewohnten Aufenthalt mit tausend Fäden festgewachsen wäre, von denen notwendig einige gelöst, die andern zerrissen werden müßten. Wie man auch alles vorbereitet, wenn es so weit ist, so finden sich noch tausend Dinge, welche zu besorgen, und, wenn man abgereist ist, ebenso viele, die vergessen sind. Doch auf dem Bahnhofe wird zum dritten Male geläutet, und nun ist's glücklicherweise zu allem zu spät. Wenn man nicht etwas übers Knie bricht, so kommt man in diesem Leben zu nichts. Die Tour von Berlin nach Halle kennst Du.

Ich fuhr, herzlich müde nach allem Besorgen und Rennen, um Mittag von Berlin fort. In meinem Coupé saßen nur ein Jude nebst Frau Jüdin; ich beobachtete daher ein geistreiches Stillschweigen bis Halle, auch passierte mir unterwegs nichts Merkwürdiges, außer daß mir, als ich vor Wittenberg zum ersten Male den Kopf zum Wagen hinausstreckte, meine Mütze hinwegflog. Meine Höflichkeit, stets Chapeau bas zu sein, kann auch in Köthen, wo man eine halbe Stunde auf dem Bahnhof warten muß, nicht unbemerkt geblieben sein. – In Halle, wo wir bald nach sieben Uhr eintrafen, fand ich Friedrich, dessen Hut ich aufsetzte, und ging nach dem Gasthof, wo ich ziemlich schlecht wohnte, aber fest schlief. Heute früh wartete ich bis neun Uhr, um zu sehen, ob die verwünschte Mütze nicht mit dem nächsten Zuge nachkäme, was ihr aber nicht eingefallen war. Ich machte einen Spaziergang nach dem Giebichenstein und dem prachtvollen, neuen Zuchthause. Dann fuhr ich ab. Dann ging es durch das schöne Tal mit hohen, bewaldeten Wänden

über Schulpforta hierher nach Kösen, wo ich um drei Uhr eintraf. Das Wetter war köstlich, nicht zu warm und nicht zu kalt, wie denn überhaupt der September der schönste Monat von allen zwölf Geschwistern ist. Gleich nach der Ankunft nahm ich ein köstliches Wellenbad. Erst ließ ich mich mit Sole tüchtig beregnen, dann ging ich in den Strudel, welcher so stark ist, daß man sich mit beiden Händen kaum halten kann. Ich konnte mich gar nicht davon trennen und blieb sehr lange im Wasser. Dann aß ich mein Mittagbrot und ging gleich wieder hinaus. Ich weiß nicht, warum ich Dich das vorige Jahr auf das untere Gradierhaus geführt. Das obere liegt sehr viel höher, und man hat von dort eine prachtvolle Aussicht. Es ist an fünfhundert Schritte lang und siebenzig bis achtzig Fuß hoch. Dieselben Räder, welche die Wellenbäder in Bewegung setzen, heben die Salzsole durch ein System von Pumpen sechshundert Fuß tief aus dem Schoß der Erde empor und treiben sie noch etwa zweihundert Fuß auf den obern First des Gradierhauses hinauf. Von hier träufelt sie tropfenweise von Zweig zu Zweig wieder herab. Die Sole zeigt an dem eingetauchten Meßinstrument, sowie sie oben ankommt, sechs Grad. Während des langsamen Falles entführt der Wind eine Menge Wasserteilchen, während das Salz von der Luft nicht absorbiert wird, und nachdem die Sole abermals hinaufgepumpt und so viermal bei ziemlich scharfem, trockenem Winde die Dornenbüsche passiert hat, zeigt das Instrument nur noch zweieinhalb Grad. Der Rest des Wassers wird dann bekanntlich durch Sieden entfernt, und das Salz bleibt kristallisiert im Kessel zurück.

Jährlich gewinnt man in Kösen allein 14000 Last, jede Last zu zehn Tonnen à 204 Pfund, was nahe bei dreißig Millionen Pfund Salz ausmacht. Nun kann man, wie

Du am besten weißt, mit einem Pfund manche Suppe salzen (zuweilen auch versalzen). Die Tonne kostet sieben Taler, und ich wollte nur, da der Bruttoertrag 100000 Pfund ist, wir hätten dies bißchen Salz nur ein Jahr lang.

Ich habe einen Dornzweig abgepflückt, welcher fast fingerdick mit Salz inkrustiert ist. Dies ist aber schlechtes Salz, und die Dornbüsche müssen dann bald erneuert werden. Merkwürdig ist, daß die Lagen von Dornbüschen auf der Westseite nur sechs, auf der Ostseite zehn Jahre aushalten. Der Grund ist, weil immer nur auf der Windseite Sole herabgelassen wird und hier die Westwinde die vorherrschenden sind. Die Westseite wird daher soviel früher mit Kruste bedeckt und unbrauchbar.

Von dem Gradierhause schlenderte ich durch schönen Wald den Ruinen der alten Burg Rudelsburg zu. Diese alten Burgtrümmer haben einen eigentümlichen Reiz, indem sie uns eine völlig vergangene Zeit und Zustände vors Auge führen, welche mit den unsrigen gar nicht mehr zu vergleichen sind.

Uhland sagt:

> Wandrer, wohl ziemt es dir, zu schlafen unter Ruinen,
> Schöner baust du sie wohl träumend dir auf.

Gewiß ist, daß unsere erlauchten Vorfahren in ihren Schlössern weit weniger komfortabel logierten als wir auf dem Potsdamer Platz Nr. 1. Mit einem großen Aufwand von Mauern, Türmen, Zinnen und Brücken schützten sie einige enge, finstere Gemächer, und nur die Aussichten waren viel schöner als die unserer Häuser. Sollten nicht vielleicht nach tausend Jahren unsere Urenkel ebenso erstaunt auf unsere großen Festungen blicken und nicht begreifen können, wie man die Bewohner einer ganzen

Stadt so eng und unheimlich einpferchen konnte, bloß um sie gegen die rohe Gewalt von außen her zu schirmen, die dann vielleicht ebenso gebrochen sein wird wie jetzt die Lanze des Raubritters?

In solchen Gedanken schlenderte ich umher, bis die Sonne unter- und der Vollmond aufging. Es ist ein köstlicher, warmer Abend. Die vielen kleinen Winzerhäuser schimmern mit weißen Mauern von der gegenüberliegenden Bergwand klar herüber. Die endlose Balkenreihe des Saugewerkes ächzt einförmig unter den Fenstern, und die Saale braust über das Wehr. Ich will nun noch einen kurzen Gang ins Freie machen und dann die müden Glieder ruhn. Gute Nacht, Du liebes Herz, mit dem Gedanken an Dich werde ich einschlafen.

Erfurt, den 10. September. Vorgestern früh um halb sieben Uhr ließ ich Friedrich mit dem Wagen die steile Straße vom Talrand von Kösen vorausfahren, ritt den Schimmel noch erst nach der Schmiede, weil er ein Eisen verloren hatte, und holte den Wagen dann bei Eckartsberga ein. Es ist eine schlimme Straße, und das ewige Bergklettern und steile Herabfahren hatte den Schimmel so müde gemacht, daß ich in Weimar im Russischen Hofe zu Mittag blieb. Die Sonne brannte, und erst gegen Abend wurde es kühler. Ich erreichte Erfurt um fünf Uhr und stieg in einem Gasthof auf dem Anger dicht bei der Post ab. Erfurt ist unglaublich weitläufig; das macht, es war früher eine freie Reichsstadt von 70000 Einwohnern und hat jetzt nur 27000. Es liegen große, ausgedehnte Gärten innerhalb der Mauern, wo man nicht ahnt, daß man sich in einer Festung befindet, in welcher gewöhnlich der Raum so überaus beengt ist.

Du glaubst gar nicht, was für hübsche Partien hier um Erfurt sind. Gestern nachmittag ging ich mit Major Reuß

und Frau nach dem Steiger zum Kaffee. Wir wanderten zwischen lauter Gärten innerhalb der Stadt auf dem Dalbergswege hin. Die Dalbergs sind ein berühmtes deutsches Geschlecht und hatten bei der Kaiserkrönung in Frankfurt, ich weiß nicht mehr, welche Funktion. Es wurde von dem Herold jedesmal laut gerufen: „Ist kein Dalberg da?" Denn solange einer war, durfte kein anderer diese Auszeichnung genießen. Jetzt ist kein Dalberg, aber freilich auch kein römischer König und Kaiser mehr. Der letzte Dalberg war Koadjutor und Erzbischof von Mainz[1], und Erfurt gehörte zum Erzstift. Von diesem Dalberg rührt der hübsche Weg her. Durch eine kleine Ausfallspforte gelangt man ins Freie, oder vielmehr ins gelobte Land Gosen, nämlich ein Tal, welches in vielen Silberfäden durch das rauschende Wasser des treuen Brunnens durchzogen und befruchtet wird. Auf den hohen Beeten gedeihen die köstlichsten Küchengewächse, welche von hier bis Berlin und Frankfurt a. M. gehen, in den Furchen wuchert die berühmte Brunnenkresse, und über der Ernte, welche zweimal des Jahres gedeiht, reift eine neue von Obst aller Art. Überall rauscht das Wasser, und dies Tal des treuen Brunnens erinnerte mich lebhaft an die Lombardei und an einzelne Gegenden Kleinasiens. Dahinter erhebt sich die bewaldete Bergwand des Steigers mit hübschen Anlagen, welche sich bis zu dem schön gelegenen Dorfe Hochheim hinziehen.

Montagabend. Gestern nachmittag besah ich die Festung und verschiedene Merkwürdigkeiten dieser alten Stadt. Zunächst den Dom. Du erinnerst Dich gewiß der beiden schönen Kirchen an dem freien Platze, die eine die St. Se-

[1] Karl Theodor Freiherr von Dalberg (1744–1817), letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, 1804 Fürstprimas des Rheinbundes, 1810 Großherzog von Frankfurt. Dessen Neffe, Emmerich von Dalberg, war der Letzte seines Geschlechts.

veruskirche mit drei spitzen Türmen nebeneinander, und dicht daran den alten Dom, welcher auf sehr gewölbtem Unterbau steht. Der Turm ist uralt und noch in byzantinischem Stil erbaut, das Schiff aus neuerer Zeit, minder schön; aber ganz prachtvoll, namentlich im Innern, ist das hohe Chor mit den hohen Glasfenstern mit alten, gemalten Scheiben. Dort findet sich auch das Denkmal des Grafen von Gleichen. Die beiden Gleichen, zwei Burgen auf zwei ganz ähnlichen Spitzbergen, liegen eine Meile von hier, und die Grafen waren die mächtigsten Ritter in der Umgegend. Sie hatten ein besonderes Tor für sich, durch welches nur sie in die Stadt einreiten durften. Einer der Grafen war mit Friedrich, dem Rotbart, ins Heilige Land gezogen, geriet in die Gefangenschaft eines türkischen Emirs und mußte in dessen Gärten schwere Arbeit tun. Die schöne Tochter des Emirs verhalf ihm zur Flucht, wogegen er sein Wort verpfändete, sie als seine Frau mitzunehmen. Unglücklicherweise hatte er aber daheim auf dem Gleichen schon eine Frau Gemahlin, die das sehr übel vermerken konnte. Er kam indes noch ziemlich gut davon, ging nach Rom, wo der Papst (ausnahmsweise) ihm gestattete, in Anbetracht des gegebenen Wortes und weil er seine Frau tot geglaubt, nun beide zu behalten. Bis vor wenig Jahren zeigte man auf dem Gleichen eine dreischläfrige Bettstelle, und im Dom steht der Ritter zwischen den beiden Frauen, die sich indes etwas verdrießlich anzusehen scheinen.

Außerhalb der gemauerten Terrasse, auf welcher der Dom ruht, erblickt man noch einige Stufen einer Freitreppe, welche zu einer Kanzel unter offenem Himmel führte. Dort hatte Tetzel den Ablaß gepredigt. Unter seinen Zuhörern nahte sich ein Ritter, welcher Ablaß für schweres Geld für eine noch zu begehende Todsünde kaufte. Als

der würdige Pater gen Arnstadt zieht, wird er von gewappneten Reisigen überfallen, welche ihm seine ganze, wohlgefüllte Reiseschatulle abnehmen. Der Mönch verflucht den Räuber in die allerunterste Hölle, dieser aber überreicht ihm den Ablaß, welchen er unlängst von ihm selber erhandelt hat. – Aber sein Ablaßkram sollte eine ganz andere Feuersbrunst anzünden. Vom Dom aus erblickt man den schönen Turm des Augustinerklosters, in welchem Doktor Martin, ein unbekannter Mönch, bisher zurückgezogen gelebt. Von dessen enger Zelle ging das Licht einer neuen Glaubenslehre aus, welche der menschlichen Vernunft eine Stimme neben der Überlieferung einräumte, aber freilich auch Deutschland, Frankreich, England und Niederland in Flammen auflodern ließ, welche die Macht des Kaisers brach, Flandern von Spanien trennte, ein englisches Königsgeschlecht vertrieb, die Bartholomäusnacht hervorrief und endlich durch den Westfälischen Frieden die Gestaltung von ganz Europa umwandelte. – Wir besahen den Petersberg und die Cyriaksburg (ebenfalls ein altes Kloster, jetzt eine formidable Festung).

Ich wünsche Dich recht oft herbei, Du süßes Herz, um Dir die schöne Aussicht zu zeigen. Aber Du bist noch besser da in Itzehoe. Herzliche Grüße an alle, und nun gute Nacht, gute Seele. Mit treuer, herzlicher Liebe der Deinige.

Helmuth

Weimar, Belvedere, den 2. Juni 1844

Liebe Marie! Wüßte ich Dich nur erst glücklich angekommen und sicher aufgehoben in Glückstadt oder Itzehoe. Du hast wohl schlimmes Wetter auf Deiner ersten allein ausgeführten Reise gehabt; in Magdeburg regnete es entsetzlich, aber schon am folgenden Tage klärte es sich

auf, und der Brocken glänzte mit einer silbernen Schneedecke im Sonnenschein. Du wirst wohl fast die ganze Tour in der Kajüte haben aushalten müssen. War es sehr voll, und wer empfing Dich in Hamburg? Hoffentlich bist Du am Donnerstag noch nach Glückstadt gekommen, wo Jeannette Dich erwartet haben wird.

Vor meiner Rückkehr nach Berlin werde ich keine Antwort auf meine Fragen erhalten können, ich will Dir daher einstweilen einige Nachricht von mir zugehen lassen.

Um halb zwölf hatte der Prinz noch die Vortragssachen zu unterschreiben, dann frühstückten wir ein Kotelett, fuhren noch zum Prinzen Albrecht heran und kamen dann rechtzeitig auf dem Bahnhof an. Mit Ausnahme eines Regentages haben wir das köstlichste Wetter gehabt, besonders reizend war der Tag, den wir nach beendetem Exerzieren in Maisdorf am Fuße des Harzes beim Grafen Asseburg zubrachten. Die Lage dieser Herrschaft ist unbeschreiblich schön. Nach einem guten Diner ritten wir die grünen Wiesen des Selketales hinauf ins Gebirge zur alten Burg Falkenstein, welche der Graf hat restaurieren lassen, und in welcher er voriges Jahr drei Könige, die von Preußen, Sachsen und Hannover, beherbergt hat. Der Blick von der hohen Turmwarte ist entzückend. Die steilen Bergwände sind mit dem prachtvollsten Buchenwald bestanden, tief im Tal braust die Selke unter den Rädern einer Papiermühle, und am Horizonte dehnt sich die reiche, fruchtbare Ebene wie ein blaues Meer aus. Die Türme von Quedlinburg, zahllose Dorfschaften tauchen aus der weiten Fläche auf, und selbst der gewaltige Dom von Magdeburg ist bei einer Entfernung von sieben Meilen noch sichtbar. Hier erwachte in mir recht lebhaft der Wunsch, wer doch auch eine Scholle Land sein nennen könnte! Ganz zufrieden werde ich nicht eher

sein. Dicht bei Maisdorf und nahe an der schönen Roßtrappe ist jetzt ein kleiner Besitz für nur 30000 Taler zu erwerben unter ungemein guten Bedingungen. Die Lage kann nicht schöner gedacht werden. Hier würde ich mich ansiedeln, wenn ich so glücklich wäre, 15000–20000 Taler disponibel zu haben. Ich würde darum den Abschied nicht nehmen, sondern noch einige Jahre fortdienen, da ich mit der Eisenbahn in einem Tage nach Berlin hinkommen kann.
Gestern abend kamen wir hier an. Es war gegen neun Uhr, und wir mußten in unseren Überröcken zum Souper bleiben. Ich saß neben Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin, welche die frappanteste Ähnlichkeit mit der Prinzeß von Preußen hat. Es ist aber hier im Gebirge noch so frisch, daß ein großes Feuer im Kamin lodert. Die jungen Herrschaften haben wir noch nicht gesehen. Sie residieren auf der Ettersburg, eineinhalb Stunden von hier. Jetzt ist der Morgen so einladend, daß ich einen Ausflug in die Parks machen will, zu welchem Zweck eine Droschke mit zwei großherzoglichen Hengsten schon vor der Tür steht...

Berlin, Sonnabend den 29. Juni 1844

Meine liebe, süße Marie! Was für abscheuliches Wetter hast Du heute zum Baden und noch mehr zum Brunnentrinken. Wir haben hier nur neun Grad Wärme gehabt, und Du wirst wohl heute ausgesetzt haben. – Werde mir nur nicht krank.
Wir waren heute nach Glienicke[1] zum Geburtstag des Prinzen. Der König, die Königin, kurz, die ganze Familie, groß und klein, kam zum déjeuner dînatoire. Prinz von Preußen erkundigte sich angelegentlich nach „der Türkin".

[1] Bei Potsdam, Landsitz des Prinzen Karl von Preußen, Kommandierenden Generals des IV. Armeekorps.

Prinz Friedrich wird eine Reise nach Kopenhagen machen, aber in wirklichem Inkognito. Er geht per Dampfschiff über Swinemünde. Prinz Adalbert macht eine große Reise über Griechenland, Ägypten nach Ostindien, vielleicht nach China. Oriolla und Gröben werden ihn begleiten.
Ich lese jetzt mit größtem Interesse Consuelo[1] und kann dabei nicht umhin, bei gänzlicher Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, was die Charaktere anbelangt, die größte Ähnlichkeit der Consuelo mit Dir zu finden; leider auch zwischen Anzeleto und mir. Ich bin neugierig, wie Du die Sache ansehen wirst, wenn Du das Buch lesen wirst. Ich bin zwar erst im ersten Band, aber diese gänzliche Erhabenheit über Eitelkeit, diese treue Anhänglichkeit, die feste Seelenstärke bei weicher Nachgiebigkeit ist ganz Dein Bild, und so glaube ich auch, daß Du, wirklich tief gekränkt und verletzt, gar nicht in Deiner Macht haben würdest, ein entschiedenes Unrecht zu verzeihen. Consuelo geht so schön den geraden Weg, während Anzeleto nur zu sehr den Männern gleicht, welche das Leben in der Welt heran erzieht. – Fräulein Helwig zog heute eine Parallele zwischen Dir und – –, welche so recht meine Meinung war, ich war ganz stolz auf Dich. Gott schütze Dich, mein teures Herz, vor den Stürmen des Lebens; aber ich bin fest überzeugt, daß Du im Mißgeschick eine Größe des Charakters entwickeln würdest, die Du selbst nicht ahnst...

An den Bruder Ludwig

Berlin, den 5. Februar 1845

Lieber Ludwig! Prächtige Nachricht ist uns von Dir zugegangen; endlich ein Moltke! Wie wird der alte Papa triumphieren. Aber selbst zur Taufe wird er wohl bei dem

[1] Roman von George Sand.

strengen Winter nicht kommen, und zum Sommer hat er ein leider sehr weitläufiges Reiseprojekt nach Marseille und Nizza vor. Nun tausend herzliche Glückwünsche für Mie und Dich. Gewiß werden wir alle diesen einzigen männlichen Sprößling unseres vielzweigigen Stammes gern in die Mitte nehmen und ihm, soviel jeder kann, im Leben durchhelfen.

Von hier kann ich Dir nur Gutes melden...

Herzlich der Deinige. Helmuth

Berlin, den 30. Mai 1845

Lieber Ludwig! Mit der aufrichtigsten Teilnahme haben wir heute die Nachricht von dem Tode Deines kleinen Söhnchens erhalten. Es ist doch, als ob keiner unseres Namens und Stammes fortleben soll. Wie herzlich bedauern wir Deinen und der armen Mie Kummer. Freilich Adolfs Schicksal, ein Kind im Alter von sieben Jahren zu verlieren, muß noch schmerzlicher sein. Gott erhalte Euch die Töchter.

Du schreibst mir, daß Mie mit den Töchterchen den Sommer in Nyegaard und Wedelsborg zubringen wird. Anstatt nun die lange Zeit einsam und allein auf dem traurigen Fehmarn zu verleben, will ich Dir einen Vorschlag machen. Es bietet sich Dir wahrscheinlich eine Gelegenheit dar, mit welcher Du umsonst, und ich hoffe angenehm, nach Rom reisen kannst. – Die Sache ist diese. – Der Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen[1], Onkels des Königs, welcher schon seit 30 Jahren in Rom lebt, ist infolge eines Sturzes aus dem Wagen plötzlich gestorben. – Unter den dem Prinzen zur Wiederbesetzung der Adjutantenstelle vorgeschlagenen Kandidaten befinde

[1] Bruder Friedrich Wilhelms III., Großmeister des Johanniterordens; weilte seit 1817 in Rom.

ich mich, und da ich sehr gute Empfehlungen habe, so ist es wohl möglich, sogar ziemlich wahrscheinlich, daß ich dazu komme. – Die Vorschläge sind eben abgegangen; in drei Wochen muß die Entscheidung hier sein, und wenn ich gewählt werden sollte, so muß ich dann Anfang Juli abreisen. Ich beabsichtige die Tour in der Art zu machen, daß ich meine eigenen Pferde und Wagen bis Dresden in kleinen Märschen vorausschicke, um sie erst einzugewöhnen. Dorthin gehe ich dann in einem Tage auf der Eisenbahn nach. Von Dresden, wo die Gegend schön wird, gehe ich dann in Touren von acht bis zehn Meilen täglich über Prag, Linz, Gmünden, Gastein über die Alpen, durch die Lombardei, Venedig, Ravenna und Perugia nach Rom. Dies kostet freilich etwa sechs Wochen, aber es ist auch die angenehmste Art zu reisen. Man bleibt, wo es einem gefällt, und macht Rasttage an den schönsten Punkten, von denen es auf dieser Tour gar herrliche gibt.

Nun biete ich Dir freundlichst einen Platz auf meinem Wagen an, wir wechseln uns auf dem Kutscherſitz ab, wo man ganz bequem sitzt und am freiesten um sich sieht. Die Reise wird mir vergütigt, so daß keiner von uns Kosten davon hat. Die Rückreise legst Du in drei Wochen zurück über Ancona per Dampfer nach Triest. Von Marburg per Eisenbahn 60 Meilen weit über Wien bis Olmütz und Hohenmaut und ebenso von Dresden bis Magdeburg, von wo Dampfschiffe nach Hamburg...

An den Vetter Eduard Ballhorn[1]

Rom, den 31. Dezember 1845

.. Wo soll ich jetzt aber anfangen, Dir zu erzählen. Mündlich bei einer Tasse Tee in Deinem freundlichen

[1] Moltkes Vetter.

Salon wäre das ein Fest, aber mit der Feder ist es schwer, und noch schwerer für Dich, es zu lesen. Von der Reise also nur so viel, daß wir von München aus bis Rom fast ununterbrochen das schönste Wetter hatten. Die Tour über die Alpen war prächtig, und Schnee trafen wir nur auf dem Brenner. Jenseits schwand er bald. Freudig begrüßte ich vor Bozen die ersten Zypressen, um Verona das matte Grün der Oliven und die ersten Lorbeeren; dort wurde ich meine Pferde los, worüber ein andermal, und ging mit Extrapost über Mantua, Modena und Bologna nach Florenz, wo wir etwas ausruhten, denn hier war es gar zu schön. Auf der westlichen Straße über Perugia und Spoleto gelangten wir nach Turin und dem herrlichen Wasserfall des Velino. Da war es förmlich Sommer, wir gingen durch eine Allee von Zitronenbäumen und so weiter im leichten Überrock ohne Mäntel. Die Berge mit immergrünen Eichen, die Gärten voll frischer Gemüse, der blaue Himmel und die funkelnde Sonne ließen uns glauben, im Juni zu sein. Am 18. Dezember trafen wir in Rom ein und stiegen im Gasthof ab. Ich fuhr sogleich zu meinem Prinzen, der mich aufs freundlichste empfing, und bringe seitdem eine bis zwei Stunden mit ihm zu.

Man hat die Berichte über den Herrn sehr brodiert. Wahr ist es, daß sein Zimmer mich lebhaft an die Zelle des Doktor Faust erinnert. Karten, Bücher, Zeitungen, Gemälde, Kalender, Ferngläser, Papiere, Flaschen, kurz „der Väter Hausrat" liegen vom Gesims bis auf die Bettdecke des Prinzen, so wie sie seit den letzten 13 Jahren nach und nach angekommen sind, herab. Es begreift sich, daß da nicht täglich abgestaubt werden kann, aber unreinlich ist es nicht, und die Erscheinung des alten Herrn hat mich angenehm überrascht. Er trägt über seinem schottischen Schlafrock ein braunes, großes Tuch, in welchem

der schöne Kopf mit weißem (übrigens sorgfältig gepflegtem) Bart und Haupthaar wie der eines Einsiedlers auf einem Gemälde von Domenichino aussieht. Man muß übrigens eine hohenzollernsche Konstitution haben, um so 13 Jahre zu Bette liegen zu können. Dabei ist der Prinz, wenn er nicht gerade einen Gichtanfall hat, in der vortrefflichsten Laune. – Was meine Geschäfte anlangt, so kann ich Dir darüber bis jetzt nicht viel sagen. Zur Zeit habe ich noch keine Feder angesetzt...

Der erste Eindruck, den Rom auf uns machte, war ein trauriger. Mit dem Tage des Eintreffens fing es an zu regnen. Der Schmutz in den engen Straßen ist unbeschreiblich, und das gierige, bettelhafte Volk preßte besonders Marie das Herz zusammen. Mancher sehnsüchtige Rückblick mochte da im stillen nach Berlin gerichtet sein, ohne daß er laut wurde. Dazu das enorm teure Leben zu dieser Zeit im Gasthof. Ein Aufenthalt von zwölf Tagen kostete über 25 Louisdor. Täglich waren wir aus, Quartier zu suchen, und sollte man es glauben, nicht eines, das uns gefiel, konnte man finden. Die besseren waren schon von den Fremden genommen, welche zu Weihnachten und zu Ostern hier zusammenströmen. Finstere, schmutzige, mit bunten Lumpen aufgeputzte Zimmer, grüne Fensterscheiben, rauchende Kamine, das alles 60–80 Stufen hoch, in winkeligen Gassen und zu exorbitanten Preisen. Endlich habe ich mich entschlossen, ein Quartier auf dem Korso, dicht bei dem Prinzen zu nehmen, welches recht freundlich ist. Es besteht aus drei Zimmern, Küche und Bedientengelaß, und dafür zahle ich auf vier Monate 240 Skudi oder 360 Taler. Für Feuerung und Erleuchtung zahle ich im Wirtshaus täglich 1 Taler, ein Apfel kostet 2 Sgr., der Tisch à Person 25 Sgr. Darnach magst Du die Preise messen. Nun noch die Notwendigkeit, einen

Koch, einen Küchenjungen und ein Mädchen anzunehmen. Wir werden also nicht wohlfeil existieren.

Allein zum Sommer wird alles wohlfeiler, und dann gibt der Prinz außer den 100 Talern noch Tischgelder, 40 Piaster Wohnungsgeld, freie Equipage und die Loge in drei Theatern. Die Mittel sind also auch groß, und ich zweifle nicht, daß ich sehr gut auskommen werde.

Den Weihnachtsabend brachten wir freilich nicht so froh, wie den letzten mit den Kindern, oder die früheren bei Dir, aber doch auch nicht traurig zu. Ich hatte ganz im stillen einen schönen, großen Lorbeerbaum aufputzen lassen und, so gut es gehen wollte, einige Einkäufe gemacht. Dann gingen wir noch zu Sekretär Bollard, sehr liebe Leute, die sich uns unendlich gefällig bezeigen.

Nachdem die Regenwolken sich verzogen, haben wir nun anhaltend das köstlichste Wetter. Die Sonne scheint so warm wie bei uns im Mai. Im Gärtchen hinter meinem Haus umstehen den Springbrunnen die Orangenbäume, mit Früchten und Blüten prangend, überall blühen die Rosen. Der Lorbeer, die Olive, die Pinien und Steineichen tun, als ob es Sommer wäre, und selbst einzelne waghalsige Palmen schaukeln ihre schwanken Zweige in der milden blauen Luft. – Wunderbar schön ist der Sonnenuntergang vom Monte Pincio aus gesehen, der schönsten Promenade vielleicht der Welt.

Heute am Silvester seid Ihr wohl fröhlich beisammen, und vielleicht gedenkt einer oder der andere auch unser. Herzlich wünsche ich zum neuen Jahr Gesundheit, frohen Mut und allen Segen des Himmels. Tausend Grüße an Frau und Kinder, an Vetter Wilhelm, Jettchen, an alle lieben Freunde und Bekannte, namentlich Oelrichs, Kleist, Borcke, Fischer.

Dem Papst bin ich bereits vorgestellt und habe Seiner

Heiligkeit die Hand geküßt. Dafür kommt nun morgen die famiglia dell Papa bei mir betteln. Die famiglia dell Papa sind nun zwar weniger die Söhne und Töchter Seiner Heiligkeit als vielmehr seine Kämmerlinge und Hofstaat; seltsam ist es aber doch, daß die so umhergehen und Almosen fordern. Aber hier bettelt alles, selbst die Dienerschaft der Gesandten und Botschafter...
Wenn Du Fischer einmal siehst, so, bitte, frag ihn doch, wie es mit der Herausgabe unserer asiatischen Karte steht. Ich möchte wohl ein paar Exemplare davon hierher haben. Aber, bitte, alles durch Witt, Dein letzter Brief kostet fast 2 Taler Porto, was nicht anders sein konnte, da er nach Florenz adressiert werden mußte. Auch die Karte vom Bosporus muß nun wohl bald fertig werden...

Rom, den 12. Januar 1846

.. Möchten wir bald gute Nachricht von Dir und den Deinigen haben, wie Euch der kalte Winter in der neuen Sommerwohnung vergangen ist. Wenn es erst wieder grün wird und Ihr in dem niedlichen Gärtchen mehr als im Hause lebt und die Luft von zwei Seiten von musikalischen Klängen geschwellt wird, dann ist der Aufenthalt allerliebst. Aber freilich wirst Du darauf noch ein paar Monate länger als wir hier warten müssen. Es ist wahr, das Klima ist hier herrlich. Vorgestern fuhren wir nach einer Villa auf dem Palatinischen Berge, welche in die Trümmer der alten Kaiserpaläste hineingebaut ist. Dunkle Alleen von Lorbeer und Zypressen erheben sich, wo einst das „goldene Haus" des Augustus stand. Die Springbrunnen plätscherten auf grünem Rasen, zahllose Rosen blühten über Lorbeergängen. Die Orangenzweige senkten sich unter der Last ihrer Früchte, und die Veilchen erhoben ihre tiefblauen Augen zum lichtblauen Himmel,

der sich über die prachtvolle Fernsicht wölbte. Da lag das Kapitol, das Forum Romanum, die Riesentrümmer des Kolosseums und die ganze neue Stadt mit 300 Kirchen vor uns. Die alten Aquädukte durchziehen die weite Campagna bis zu dem blauen Albanergebirge, und ein funkelnder Lichtstreifen bezeichnet am westlichen Himmel das Meer. Die Pinien und Korkeichen, der Lorbeer, die Zypressen und Rosen, die Küchengewächse und der Rasen, alles ist grün. Vom Aventin winkt eine Palme mit schwanken Blättern herüber, die Mücken tanzen im Sonnenschein, und nichts verrät den Winter als die fernen Gipfel des Sabinergebirges, welche im silbernen Schnee erglänzen. Und das alles ist nicht etwa Dichtung oder ausgeschmückt, sondern die bare Wahrheit mitten im Januar. – Seit drei Wochen haben wir ununterbrochen Sonnenschein, und man macht Landpartien mit mehr Sicherheit gegen plötzliche Querstriche des Wetters als bei uns mitten im Sommer. So fuhren wir gestern nach Frascati, besuchten das alte Tusculum, welches drei Meilen von hier entfernt im Gebirge liegt, und kehrten zurück, als eben die Sonne sich ins Tyrrhenische Meer senkte und gleichzeitig die blasse Scheibe des Vollmonds sich über dem Schneerand des Volskergebirges erhob. Die schönsten Tinten waren über die Campagna ausgegossen von Rot und Violett bis zum tiefsten Blau der Gebirge. Bis fast gegen sechs Uhr kann man noch Geschriebenes lesen, während Ihr jetzt um halb vier Uhr Licht ansteckt. – Ich schildere Dir dies alles, um die reisefähigen Glieder Deiner Familie zu einem Römerzug zu ermuntern, dahin rechne ich Dich sowohl als Vetter Wilhelm, und vor allem hat Julius[1] gar keine Entschuldigung, wenn er uns hier nicht bald einmal besucht. Wir haben stets ein Fremden-

[1] Der Sohn von Moltkes Vetter Wilhelm Ballhorn.

zimmer zur Aufnahme lieber Gäste bereit, und Ludwig wird Euch sagen können, wie leicht die Reise ausgeführt ist. Donnerstag geht er von hier mit dem Kurier über Bologna und Venedig nach Triest. Dann kommt er freilich in den Winter, aber er hat auch beinahe zusammenhängende Eisenbahn bis Kiel. – Die schönste Reise ist auf diesem Wege aber in umgekehrter Richtung, wenn man Anfang Februar aus dem Schneeschmutze und den Nebeln fortgeht und hier in dem vollen Frühling anlangt, wobei man dann noch die Feier der Karwoche, die Erleuchtung der Peterskuppel und die Girandola[1] von der Engelsburg in den Kauf bekommt. – Kann Dich das alles nicht reizen? ..

An den Bruder Ludwig

Roma, den 2. April 1846

Lieber Ludwig! Nachdem uns Dein Schreiben aus Venedig darüber beruhigt, daß Du den Räuberbanden der Mark Ancona glücklich entronnen, erfuhren wir durch Guste und gleich darauf durch Dein eignes Schreiben aus Fehmarn, daß Du wohlbehalten in die Heimat zurückgekehrt bist. Es freut mich sehr, wenn Dein römischer Aufenthalt Dir interessante Erinnerungen hinterlassen hat. Wir waren eigentlich recht wenig imstande, Dich, wie wir wünschten, aufzunehmen, da wir selbst noch zu fremd und zu schlecht eingerichtet waren. Deine Nachfolger sollen es schon besser finden. Uns hat Deine Abreise eine große Lücke gelassen, und bei so mancher schönen Spazierfahrt rufen wir aus, wenn doch Lui das sähe. Besonders zwei Dinge sind, die ich so wünschte, daß Du sie noch in Augenschein genommen hättest. Eins das Kolumbarium an der Porta Latina. Wie freundlich war doch damals der Tod. Das Kolumbarium, welches erst vor

[1] Feuerwerk.

zehn Jahren aufgefunden, besteht aus einem mit Stuckarbeit und Fresken zierlich ausgeschmückten kleinen Gemach. Vom Gewölbe hängt an einer Bronzekette die sechsarmige Ampel, und rings an den Wänden sind kleine Nischen, in welchen die noch heute mit Knochen angefüllten Urnen der Hingeschiedenen stehen. Zierliche Altäre, Mosaiken und Skulptur fehlen nicht, und so versammelte man die Asche aller seiner Lieben, des Widerwärtigen entkleidet, im kleinen Raume um sich her, bis man sich selbst hinzulegte. Damals lebte noch der Gott mit den Mohnhäuptern und der gesenkten Fackel, der ernste Bruder des lächelnden Schlafs, nicht das Gerippe mit der Sense und dem fegefeuerfarbigen Hintergrund. Aber freilich kam es damals auf ein paar Eichen nicht an, an deren Holzvorrat wir uns einen langen Winter dürftig erwärmen müssen...

Die Bücher, die Du mir genannt, werde ich suchen mir zu verschaffen. Aber hier ist es beinahe ebenso schwer wie auf Deiner Insel. Einstweilen studiere ich Niebuhr, Römische Geschichte, welcher mit dem scharfen Messer der Kritik das Fleisch der Sagen und Dichtungen sorgsam ablöst und das Skelett der Wahrheit zutage bringt. Numa und seine Egeria, Romulus selbst sind nur eine Mythe... Porsenna ein Aggregat von Fabeln wie Herkules, Horatius Cocles und Konsorten sind Fabel, wie denn auch Petrus nie in Rom gewesen sein soll. Was wird nun aber aus der Grotta della Egeria und der Tomba di Nerone, aus der Rocca Tarpeja, für welche wir doch einen halben Paul bezahlt haben! Das ist „der Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug". L'histoire c'est une fable convenue[1], aber es ist damit wie mit den Anfechtungen des Dogma. Man zerstört etwas und kann nichts

[1] Die Geschichte ist eine auf uns gekommene Fabel.

Besseres wiedergeben. Ich bin doch gestern wieder nach der Fonte della Egeria gefahren und will nun einmal glauben, daß der gute König Numa dort die Gesetzgebung studiert hat. Dabei bemerke ich, daß wir zusammen unbegreiflicherweise das schöne Nymphäum gar nicht gefunden, obwohl es dichtbei, nur etwas mehr nach der Stadt zu, liegt. Es ist ein schönes Gewölbe, ein Strahl lauwarmen, etwas säuerlichen Wassers bricht aus demselben hervor, und im Hintergrund hat man eine garstige liegende Figur angebracht, anstatt jedem zu überlassen, sich die Nymphe, so schön er vermag, zu denken.

Unsere Sachen, Silberzeug usw., sind bald nach Deiner Abreise alles glücklich eingegangen. Noch haben wir aber trotz allen Suchens keine entsprechende Wohnung gefunden. – Mein Prinz hat sich gefreut, zu erfahren, daß Du glücklich heimgekehrt bist. Er muß viel ausstehen dies Frühjahr und hat Podagra und Chiragra.

Auch mein Meßtisch ist angelangt, und ich bin mit dem Aufnehmen der Contorni di Roma[1] tüchtig zu Gange. Fast zwei Quadratmeilen sind schon fertig, aber ich möchte neun solcher Blätter liefern und werde Jahr und Tag daran zu arbeiten haben, um so mehr, als die Sommerhitze diese Arbeit unterbricht. Mit gewaltigen Stiefeln gegen Dornen und Schlangen, nur von Schäferhunden und Büffelherden zuweilen angefochten, durchstreife ich Berg und Tal, bis zur Entfernung von bereits 1½ Meilen. Auf alte Mauerreste, Gräben und Basaltpflaster mache ich natürlich speziell Jagd und freue mich jedesmal, wenn ich so einen antiken Namen wie Fidenae, Autumnae, Villa Liviae, ad Gallinas und dergleichen eintragen kann...

[1] Die topographischen Aufnahmen von Rom und seiner Umgebung erschienen 1852 in zwei großen Blättern und wurden von Alexander von Humboldt Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt.

Nun adieu, lieber Ludwig, die herzlichsten Grüße von Marie und mir an Deine liebe Frau und die lieben Kinderchen. Mit aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit der Deinige.

Helmuth

An die Gattin

Bozen, Mittwoch, den 15. Juli 1846, nachmittags fünf Uhr

.. An der Veroneser Klause fing es an zu tagen, und nachdem ich mich mit einer Tasse Kaffee erquickt, fuhr sich's ganz rasch und angenehm das prächtige Tal hinauf. Durch Trient ging es um zehn Uhr vormittags ohne Aufenthalt fort. Alle Wasserfälle sind vertrocknet, aber auf den höchsten Spitzen lag noch etwas Schnee. Hitze und Staub waren furchtbar. In Neumarkt trat der Postillon, ein stämmiger, hübscher Bursche, mit abgezogenem Hut an den Wagen und bedankte sich für sein Trinkgeld. Ich war in Deutschland, und ich kann sagen, daß mir das eine wahre Freude machte. Man wird ein besserer Mensch und traut auch anderen wieder. Hier kam ich um halb fünf Uhr an und gönne mir die längste Rast auf dieser Reise, nämlich zwei Stunden. – Wie hat das geschmeckt: Forellen, Koteletts, Backhähnerl, Mehlspeise und ein mousierender Landwein. Ach, Du liebes Deutschland! Ich bin halb schlaftrunken, halb tipsy[1]. – Die große Wohltat: Waschen und Wechseln der Wäsche habe ich genossen. Adieu, gute Marie, Gott beschütze Dich, Dein armer

Helmuth

An den Bruder Fritz

Hamburg, Streits Hotel, den 28. Oktober 1846

Ab Berlin, den 10. November

Lieber Fritz! Ein bogenlanger Brief von mir und Marie an Dich und Betty lag fertig auf meinem Schreibtisch in

[1] Trunken.

Rom, als plötzlich der Prinz starb. Alle Umstände waren geändert, unsere Einladungen nach Rom hatten keinen Sinn mehr, ich reiste nach Berlin, nach Schlesien und wieder zurück nach Italien, dann kam die Korvette Amazone zur Abholung des Sarges, und so bliebst Du bis jetzt ohne Nachricht und ohne Antwort auf Dein früheres Schreiben. Ich muß Dir daher summarisch die Hauptmomente der bewegten Zeit nennen, welche ich und meine arme kleine Frau in den letzten drei Monaten durchlebt haben...

Ich reiste fast ganz per Eisenbahn über Dresden, Prag, Wien in 4½ Tagen nach Triest, von da mit Dampfschiff nach Ancona und war den zwölften Tag in Rom. (Die Kurierreise nach Berlin hatte ich in 7½ Tagen zurückgelegt, die Post geht 12, die Kuriere gehen meist 10 Tage.) Ich benutzte nun die eingetretene kühlere Witterung, um die unterbrochene Aufnahme der Umgegend Roms (von der es unglaublicherweise noch keinen vernünftigen Plan gibt) fortzusetzen, und es gelang mir mit großer Anstrengung, 9 Quadratmeilen in Bleistift fertigzubringen. Ich denke die Arbeit, sobald ich irgendwo zur Ruhe komme, auszuzeichnen und dann stechen zu lassen. Ein Exemplar soll Dir seinerzeit zugehen...

Ich darf nur an Bord eines Schiffes gehen, so wird es schlechtes Wetter. Die See sah so lächelnd aus, als ob sie uns einladen wollte, und nachher führte sie sich so abscheulich auf. Sechzehn Tage brauchten wir, um bei meist konträrem Winde nach Gibraltar zu gelangen. Das schlimmste ist eine nach Sturm eintretende Windstille. Die See ging sehr hoch, und das Schiff, welches nun in den Segeln gar keine Stütze mehr fand, taumelte wie betrunken. Man dachte, die Masten müßten brechen. Endlich tauchte Djebel el Tarik, der Fels des Tarik wie der

ursprünglich sarazenische Name von Gibraltar ist, aus der Flut empor. Es ist ein prächtiger Anblick. 1400 Fuß hoch hängt diese schroffe isolierte Masse nur durch eine ganz flache Sandzunge mit dem europäischen Kontinent zusammen. Gegenüber erhebt sich auf afrikanischem Boden die andere Herkulessäule, der Affenberg bei Ceuta. Lange kämpften wir gegen die gewaltige Strömung, welche hier stetig in das Mittelmeer fließt. Endlich fielen die Anker, und die Festung grüßte mit einem königlichen Salut unsere Trauerflagge.

Der erste Schritt an Land führte in eine neue Welt, ein wunderbares Gemisch von Spanisch und Englisch. Die Pracht und Üppigkeit eines südlichen Himmels und die Energie und Betriebsamkeit des Nordens sind hier vereint. Wie Riesen standen die rotröckigen unbehosten Hochländer zwischen den blaßbraunen Spaniern mit ihren übergeworfenen Mänteln und den Arabern, welche noch vielfach hinüberkommen in das schöne Land, das ihnen 700 Jahre lang gehörte. Da lagen in ungeheurer Fülle die Trauben, die Orangen, Datteln und Oliven aus Malaga, Valencia und Granada neben Kartoffeln und Porterbier aus England; die Hummern, fliegende Fische und Delphine aus dem Atlantischen neben dem gedörrten Stockfisch aus dem Eismeer. Über die flachen Dächer, die Balkone und die Gärtchen aus Granaten und Palmen ragten die Galerien, welche in die Kalkmasse des Felsens in einer Ausdehnung von einer englischen Meile in drei Etagen eingesprengt sind, mit ihren Feuerschlünden aus den schottischen Gießereien. Unter dem Getümmel kleiner Fahrzeuge und zahlreicher Dampfboote erhoben sich drei stolze Linienschiffe mit Britanniens Flagge. Unsere „Amazone", welche wunderhübsch ist, nahm sich daneben aus, wie wenn einer dieser Kolosse über Nacht ein Junges ge-

worfen hätte. – Gibraltar ist in beständigem Zunehmen, aber seine eiserne Rüstung erlaubt ihm nur, in die Höhe zu wachsen. Die Grundstücke und Mieten sind unglaublich teuer. Ein Kalkfels und eine Sandscholle bringen nichts hervor, und von Natur hausen dort nur Rebhühner und Affen. Alles, was Menschen bedürfen, muß daher zur See gebracht werden, selbst das Trinkwasser, und das ist der größte Mangel dieser sonst ganz unnehmbaren Festung. Die Spanier stehen 2000 Schritt entfernt mit geladenen Gewehren auf der Landzunge, nicht sowohl gegen einen Angriff als gegen den Schmuggelhandel gerüstet, welcher hier offen und in großem Stil betrieben wird.

Ich hatte mich entschlossen, den Rest der Reise nach Kuxhaven zu Lande zu machen, und benutzte wie ein dem Gefängnis Entsprungener meine neue Freiheit. Eine Erlaubnis des Gouverneurs öffnete mir den Zutritt zu allen Festungswerken, zum maurischen Schloß, zum O Hares-Turm und zum Telegraphen auf der höchsten Spitze des Felsens. Von dort, wo der Fels 1000 Fuß senkrecht absteigt, blickt man weit über die spanische Küste und die 10000 Fuß hohen Schneegipfel der Sierra Nevada, auf das dunkelblaue Mittelmeer, die afrikanischen Berge von Tanger und Ceuta, die Straße nach der Atlantis hinab und auf die weite Bucht von Algesiras. Wie auf der Landkarte übersieht man die Stadt, die Festungswerke und das herrliche Becken des Hafens. Ich suchte mir ein Bild einzuprägen, welches ich in gleichem Reichtum nicht leicht wieder sehen werde. – Aber ich hatte keine Zeit zu verlieren, denn vor allem durfte ich nicht später in Kuxhaven anlangen als die schnellsegelnde „Amazone", welche von hier keinen Hafen mehr berühren wollte.

Die untergehende Sonne beleuchtete prachtvoll den Hafen und die an dem Berge emporsteigende Stadt, als der

englische Steamer „The Queen“ seine Anker lichtete. Kräftig arbeitete er gegen die Strömung an. Der Vollmond stieg hinter dem Leuchtturm aus dem Mittelmeer empor und beleuchtete die hohen Berge an den Ufern zweier Weltteile mit hellem Schein. Die Luft war mild und labend, und das Wasser sprühte lichte Funken unter den Schlägen der Räder. Bald fuhren wir an dem Leuchtturm von Tarifa bei Trafalgar vorbei ins Atlantische Meer, das stets bewegte, welches diesmal glatt wie ein Spiegel dalag. Wie müde ich auch von den vorhergegangenen Anstrengungen war, ich konnte mich gar nicht entschließen, mich niederzulegen, und war vor Sonnenaufgang schon wieder auf dem Deck, um das Einlaufen in den Hafen von Cadix zu sehen.

Cadix ist ein Gibraltar ohne den Fels, sehr hübsch gebaut, mit reinlichen, sehr engen Straßen, hübschen, mit Bäumen bepflanzten Plätzen, wenig Kirchen und Spuren früheren Reichtums aus der Zeit, wo die Sonne in Spanien nicht unterging und Indien seine Gold- und Silberflotten hierher schickte. Aber Cadix ist ebenso im Sinken wie Gibraltar im Aufschwung begriffen.

Du wirst Dich wundern, daß ich, um meine Landreise zu beschreiben, Dich sofort wieder auf ein anderes Dampfschiff, den „Theoderich“, führe, welches noch denselben Vormittag bis San Lucar das Atlantische Meer durchschnitt und dann mit unglaublicher Schnelligkeit, unterstützt von der Flut, den Guadalquivir hinauflief. Bis Sevilla bilden beide Ufer eine nur in großer Ferne von Bergen eingeschlossene Niederung, welche, ganz flach und den Überschwemmungen ausgesetzt, nur von großen Schaf- und Rinderherden bewohnt wird. Dort zieht man die wilden Stiere, welche zu den Stiergefechten gebraucht werden. Gegen Abend erst änderte sich die einförmige

Landschaft. Die Höhen treten dem Stromufer näher, Olivenwaldungen und Orangenhaine bedecken ihre Abhänge, und zwischen diesen erhob sich endlich die prachtvolle Kathedrale, überragt von der Giralda, dem berühmten von den Arabern erbauten Turm.

Sevilla ist noch heute nach 300 Jahren seit Vertreibung der Sarazenen eine vollkommen maurische Stadt. Die Einrichtung und Anordnung der Wohnungen ist ganz dieselbe wie am Euphrat und Orontes, nur verschönert und veredelt durch die Künste und den Reichtum, über welche diese Moslem in Spanien und Sizilien geboten. Merkwürdig genug, daß die Araber, welche in ihrer Heimat überall auf der unteren Bildungsstufe eines Wander- und Hirtenvolkes stehengeblieben sind, auf europäischem Boden die Träger der Gesittung und der Wissenschaften wurden. Dichtkunst und Geschichtschreibung, Mathematik, Astronomie und Baukunst blühten bei ihnen, während das christliche Abendland in finstere Barbarei versunken war. Es gibt keine schönere Poesie als ihre Klagelieder um das verlorene Paradies Granada, und dem christlichen Rittertum setzten sie eine nicht minder romantische Tapferkeit und Großmut entgegen, welche oft jenem zum Muster diente. Die Araber hatten ihre Volkshelden Sid oder Sayd Gahzi (der Siegreiche), die Spanier nannten den berühmten Grafen Rodrigo Bivar den Cid Campeador, und ebenso haben sich arabische Namen in den mathematischen Wissenschaften erhalten. Betriebsamer und weniger unduldsam als ihre Gegner, schufen sie ein Paradies aus dem südlichen Spanien durch eben jene umfassenden Bewässerungssysteme, denen man noch am Fuße des armenischen Hochlandes und in Syrien wie im Königreich Valencia und Granada begegnet. Durch den Vertilgungskampf, die Ausrottung und Vertreibung

von Millionen dieser fleißigen Menschen, welcher 700 Jahre dauerte, hat das katholische Spanien sich eine Wunde geschlagen, die es nie verwinden wird. Zwei Drittel dieses schönen Landes sind heute eine fast menschenleere Wüste. Was von den Sarazenen übrigblieb, ließ sich taufen, aber durch viele Generationen riefen sie in ihren zu Kirchen umgewandelten Moscheen Allah und den Propheten an und bewahrten ihre alten Sitten und Gebräuche. Man sagt, daß die Sarazenen, als sie nach hartnäckigem Widerstande auch den letzten Fußbreit Landes verloren, als der Turm O Hares auf dem letzten Gipfel des Felsens von Gibraltar ihnen entrissen wurde, die Schlüssel zu ihren Häusern mitnahmen und ihren Kindern vererbten, nicht zweifelnd, daß Allah Ekber, der Gerechte, ihnen die Wiederkehr vorbehalten habe. Und noch jetzt siehst Du Hunderte dieser braunen Gestalten in ihren weißen Mänteln durch die Straßen Sevillas wandern, für welches sie eine unvertilgbare Vorliebe bewahrt zu haben scheinen.

Bekanntlich bildeten die Sarazenen einen ihnen eigentümlichen Baustil aus. Sie fanden den römischen Rundbogen in den gewaltigen Wasserleitungen, Brücken und Ehrenpforten vor, welche Trajan und andere Imperatoren auf der Iberischen Halbinsel durch ihre Legionen hatten errichten lassen. Theoderich und seine Goten brachten den deutschen Spitzbogen und das Kreuzgewölbe mit. Die Sarazenen bildeten beide eigentümlich um, indem sie den Bogen nach unten fortsetzten, so daß er hufförmig wurde. Getragen wurde dieser Bogen durch die dünnen, meist gekuppelten Säulchen und die schweren Würfelknäufe der byzantinischen Architektur. Die schönen Radfenster oder Fensterrosen, welche gewöhnlich über den Hauptportalen der christlichen Kathedralen des 12. Jahrhunderts vorkommen, sind sarazenischen Ursprungs. In

dem oberen Teile ihrer Gebäude huldigten die Araber wie die Italiener, und im Gegensatz mit der deutschen Baukunst, der horizontalen Linie. Ihre Dächer waren flach, und die waagerechte Eindeckung der Wohnräume gab ihnen Gelegenheit, ihren Reichtum an Dessins, den sogenannten Arabesken, zu entfalten. Charakteristisch ist überhaupt die ins Einzelne gehende Ausschmückung jedes besondern Teils. Die sarazenischen Bauten sind selten groß, selbst ihre Alkazar oder Schlösser (el cassr, das Schloß auf arabisch) sind von außen unansehnlich und nur durch die Höfe und Gärten, die sie umschließen, ausgedehnt. Die Häuser zeigen hier zwar nicht wie im Orient fensterlose Mauern, aber die weiß angetünchten Wände sind schmucklos und von wenig Öffnungen durchbrochen. Alle Pracht ist dem Innern zugewendet, und man erstaunt über die sorgsame Ausführung des Schmucks bis ins kleinste Detail. Unter diesem schönen Himmel haben sich nicht nur alle die bunt verglasten Ziegel, das in Marmor gearbeitete Blätterwerk der Kapitäle, sondern auch die in Stuck ausgeführten Arabesken der Wände und Decken unversehrt erhalten. – Die geschmackvollsten Zeichnungen und erhabene Arbeit lassen die Hauptlinien deutlich hervortreten, während die Zwischenräume mit Blattwerk, Blumen, Verschlingungen, Linien und Punkten bis ins allerkleinste durchgeführt sind, so daß man es Brüsseler Spitzen in Mauerwerk ausgeführt nennen kann. Prächtig passen in diese Umgebung die arabischen Schriftzüge, Sprüche aus dem Koran mit erhabenen oder vergoldeten Buchstaben auf tiefblauem Grunde. Sie sind in diese Architektur so verwebt, daß selbst spanische Intoleranz sie verschont hat, und mit Erstaunen sah ich über den Altären der Kathedrale von Cordova die Verse des Kameltreibers von Mekka.

Leider war es mir nicht vergönnt, die Spitze dieser Baukunst, Granada mit seiner Alhambra und dem Generalife, zu sehen, wohl aber den Alkazar von Sevilla. Ich erwartete hier wie in Italien eine Ruine zu finden, vor jeder noch halb erhaltenen Merkwürdigkeit einen Bretterverschlag, den ein hungriger Cicerone öffnet, und Bettlerschwärme und Krüppel, die Dir nicht einen Augenblick erlauben, Dich dessen zu freuen, was Du siehst. Nichts von alledem. Durch ein offenes Tor trat ich in einen schmucklosen Hof, nur daß in der Mitte der Hinterwand drei Tore und darüber drei Fenster mit Balkonen und Säulengängen von überraschender Schönheit die weiße Mauer durchbrechen. Eine reichgeschnitzte Treppe führte mich in eine Reihe von Zimmern mit getäfeltem Boden, vergoldeten Decken und mit Arabesken verzierten Wänden, alles vernachlässigt, aber nichts verwüstet, alles klein, aber unbeschreiblich wohnlich und nett. Und doch sind diese Räume vor 300 Jahren zum letztenmal bewohnt gewesen, als der Sohn Kaiser Maximilians, Philipp I., hier die wahnsinnige Johanna heiratete und Spanien und Indien mit Österreich und Brabant vereinte. Auch die sehr kleine Hauskapelle, in welcher er seine Andacht verrichtete, ist ungeändert erhalten und die Wappen von Kastilien und Leon, der Turm und der Löwe, überall in den Arabesken aufgenommen. Karl V., der frostiger Natur war, ließ Kamine in einigen Zimmern anbringen, sonst ist alles geblieben wie zur Zeit der Abencerragen, nichts absichtlich zerstört, nichts sorgfältig geschützt. Keinem Menschen begegnete ich, alles stand offen, niemand weder half mir noch störte mich, alle diese Räume zu durchwandern und zu bewundern. Wunderhübsch war der Blick von den zierlichen Balkons der Fenster auf einen von hoher Mauer umschlossenen Garten,

mit Taxushecken und Muschelgängen, Springbrunnen und Kiosken, voll Rosen, Myrthen, Granaten, Lorbeer und breitblättrigen Palmen. Den eigentlichen Mittelpunkt des ganzen Alkazars bildet ein im Quadrat gebautes zweistöckiges Gebäude, welches also einen viereckigen Hofraum umschließt. Von der doppelten Zimmerreihe kehrt die innere ihre Fensterbalkons oben und ihre Türen unten nach jenem viereckigen Raume; da dieser aber oben durch ein Dach und flachen Plafond geschlossen ist, so bildet er eine durch zwei Etagen gehende Halle, welche nach allen Seiten mit den Zimmern kommuniziert und ihr Licht durch ein drittes Stockwerk von Fenstern von oben erhält. Den marmornen Fußboden, die schlanken Säulen und Spitzbögen des unteren Geschosses, die vergoldeten Balkons des oberen, die Pracht der Decken und den Reichtum und die Harmonie der ganzen Ausschmückung dieser Halle würde ich vergebens zu beschreiben versuchen.

Aber wunderhübsch und eigentümlich sind auch die Privatwohnungen. Dieser Baustil ist naturgemäß aus der politischen und sozialen Lage der Orientalen hervorgegangen. Unter einer despotischen Regierung und preisgegeben der Bedrückung jedes Mächtigeren im äußeren Leben, suchte jeder sich eine Häuslichkeit zu bilden, in der er Ersatz fand. Dort herrschte er, fand er Sicherheit, Freude und Überfluß, aber nur im Verborgenen durfte er glücklich sein. Wie noch heute der reiche Türke, wenn er zu einem Machthaber geht, einen schlechten Kaftan anzieht, der die reichsten Seidenstoffe und Pelze darunter bedeckt, so bargen die kahlen Mauern in ihrem Innern ein kleines Eden. Durch starke mit Eisen beschlagene Torflügel tritt man zu Sevilla in einen ziemlich einfachen Vorhof. Dies ist das Bab der Perser, das Kapu der

Türken, die „Pforte", welche im Orient und schon bei unseren biblischen Erzvätern eine so große Rolle spielte, wo die Geschäfte verhandelt, Streitigkeiten geschlichtet und Recht gesprochen wurde, daher der Name der „hohen Pforte" des ersten Regierungskollegiums der Türkei. Die christlichen Besitzer haben fast in jedem dieser Vorhöfe ein Marienbild aufgestellt, vor welchem des Abends zahlreiche Kerzen angezündet werden, die einen freundlichen Anblick gewähren. Aus dem Vorhofe und durch ein stets geschlossenes sehr reich gearbeitetes Gittertor, meist einige Stufen hinabsteigend, tritt man erst in den inneren Hof. Rings um denselben läuft eine offene Halle, deren Bögen durch schlanke oft gekuppelte Säulen getragen sind. In der Mitte des Hofes plätschert jedesmal ein Springbrunnen, oft in schöne Marmorbecken mit Goldfischen und Forellen, überschattet von einem kleinen Hain von Orangen, Rosen, Granaten und Myrthen. Der übrige Raum ist mit Marmorplatten musivisch ausgelegt, und ein ausgespanntes Segeltuch oder wenigstens eine über ein Gitter geflochtene Weinrebe verwandelt diesen Hof in einen selbst im hohen Sommer kühlen und reizenden Salon, in welchem Sofas, Stühle, Gemälde und Spiegel nicht fehlen. Der Fremde wird im Vorhofe abgefertigt und nur der Gastfreund in das Innere gelassen. Freilich gehört ein solcher stets heiterer Himmel dazu, aber dann kann man auch nicht lieblicher wohnen als in diesem Raume, der Hof, Garten und Drawingroom zugleich ist.

Noch muß ich der Giralda erwähnen, des schönsten Turms in der Welt. Er ist viereckig, ich glaube 300 Fuß hoch und war oben flach und zu astronomischen Beobachtungen eingerichtet. Jede Seite ist von oben herab in drei Felder geteilt, von denen die äußeren schlicht und nur durch bunt verglaste Ziegel belebt sind, das mittlere aber durch

Türen, Fenster, Balkons und Säulen von ungemeiner Schönheit durchbrochen ist. Wie der Markusturm in Venedig hat auch dieser keine Stufen, sondern man geht auf einer geneigten Ebene gemächlich innerhalb der dicken Mauer bis auf die Plattform. Der Markusturm scheint mir überhaupt eine Nachbildung der Giralda; er ist noch riesenhafter, aber lange nicht so schön. Der Blick über Venedig, die Lagunen, das Adriatische Meer und die Alpen ist freilich noch viel reicher als der über Sevilla und die weite Ebene, die es umgibt.

Die christlichen Könige stellten auf diese Giralda noch eine vielfach durchbrochene Pyramide von wohl 100 Fuß Höhe und hingen die Glocken hinein, statt daß vorher die Stimme des Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief. Auf die oberste Spitze stellten sie eine vergoldete Figur als Wetterfahne und wählten dazu seltsamerweise eine Allegorie, welche den Glauben darstellt, der doch nicht so veränderlich sein sollte. Sie gab dem Turm den Namen (girare umdrehen).

Weltberühmt ist noch die Kathedrale von Sevilla. Früher stand unweit des geschilderten Turmes eine prachtvolle Moschee. Man riß sie ein, und die Erzbischöfe von Sevilla, zu deren Sprengel Indien gehörte, erbauten den gewaltigen Dom mit den Schätzen der Neuen Welt. Er bildet eine Basilika von fünf Schiffen, von denen das mittlere höhere von oben beleuchtet wird. Es ist aber doch gewaltig finster, und der innere Raum durch Kapellen, Altäre und Denkmäler verengt. Das Ganze hat mir keinen sehr großen Eindruck gemacht. Merkwürdig schien mir, daß im Innern das deutsche Spitzbogensystem vollständig durchgeführt ist, während das Äußere durchweg die horizontalen Linien der italienischen Bauart zeigt. Ein Überbleibsel der Moschee ist vielleicht der schöne Vor-

hof mit Säulengängen, Springbrunnen und Orangenbäumen.

Ausgezeichnet schön sind die betürmten Mauern von Sevilla und ihre Tore. Doch ich sehe, daß ich vom Erzählen ins Beschreiben gefallen bin. Aber Sevilla ist schön und so ganz anders als alles, was ich bisher gesehen, daß ich nicht kürzer machen konnte. Die Spanier sagen: „Quien no ha visto a Sevilla no ha visto maravilla!" „Wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunder gesehen." Also!

Jetzt nun galt es, in möglichster Schnelle Spanien zu durchreisen, Spanien, wo es bis vor wenig Jahren weder Straßen noch Wagen gab, sondern der Arriero oder Maultiertreiber die einzige Beförderung war. Da ich mein Reisegeld in Gold bei mir trug, so waren die Nachrichten von der Unsicherheit der Straßen nicht erfreulich, dazu sollte jetzt die vielbesprochene Hochzeit der unschuldigen Königin vor sich gehen, und in Gibraltar versicherte man, daß wir genau zum Ausbruch einer Revolution nach Madrid kämen. Preußen hatte dort weder Gesandten noch Konsul, seine Untertanen also dort keinen diplomatischen Schutz. – Es half aber doch nichts, und ich war sehr glücklich, sogleich einen Platz in der am folgenden Tage abgehenden, neu eingerichteten Diligence zu bekommen, auf welche einige der Reisenden acht Tage hatten warten müssen. Mein ganzes Reisegepäck bestand aus dem von Bettys kunstfertiger Hand gearbeiteten Reisesack, der auch auf der Pyrenäischen Halbinsel seinen Effekt nicht verfehlte. So ging es denn im lustigen Trabe aus Sevilla hinaus. Die Diligence hatte eine Besetzung von 20 Passagieren und ruhte in Betracht der heillosen Wege auf 24pfündigen Geschützrädern. Zwölf Maultiere waren in einer langen Reihe voreinander gespannt, und an der Spitze ritt der Chico, ein Junge, der beiläufig ge-

sagt 18 Stunden im Sattel blieb. Der Majoral führte die Leine der Stangenpferde, und der Besitzer der Tiere, welche alle drei Meilen gewechselt wurden, lief, obschon bergauf galoppiert, bergab getrabt wurde, nebenher. Diese Menschen sind von Eisen, denn dabei unterhält er sich fortwährend mit seinen Maultieren, jedes bei seinem Namen nennend. Generala! Generala! O Pelegrina! O Capitano! arre arre! Vorwärts! und dazwischen der beständige und doch nicht wohl zu übersetzende Fluch Carracho!

Wie in Frankreich liegt das ganze Gepäck oben auf dem Wagen, wo in der Imperiale noch drei Sterbliche saßen, zu denen ich gehörte. Die Gefahr des Umwerfens war daher nicht gering, und man empfing Stöße, daß man mit dem Kopf gegen die Decke fuhr. Aber es ging gut vorwärts, und wir machten in 24 Stunden immer 30 spanische Leguas oder etwas mehr als 25 Meilen.

Ich habe mir immer eingebildet, Andalusien sei eine Art Paradies, statt dessen fand ich eine menschenleere Wüste. Anfangs zwar sieht man in den Tälern noch einige hübsche Orangenhaine, Palmen, schöne Ruinen von maurischen Kastellen, bald aber empfindet man den gänzlichen Mangel an Wald und Wasser, an Menschen und Arbeit. Der Guadalquivir, der hier von der Meeresflut nicht mehr erreicht wird, ist zu einem ziemlich unbedeutenden Bache zusammengeschrumpft. Die meisten Felder sind von zwei Fuß hohen Fächerpalmen bedeckt und mit gewaltigen Aloehecken umzäunt, deren mannsdicke 30 Fuß hohe Blütenstengel zu Brennmaterial gefällt werden. An anderer Stelle bildet der Kaktus mit seinen roten Feigen einen undurchdringlichen Zaun. Die Abhänge der Hügel sind mit Olivenbäumen bepflanzt, aber diese geraden Linien von hohlen Stämmen mit grauen Blättern, gerade wie

unsere Weide, ermüden das Auge. Der Boden ist von der höchsten Fruchtbarkeit, aber nur zum geringsten Teile für Mais und Baumwollenkultur bearbeitet. Dabei machten die 48 Maultierhufe einen Staub, von dem man sich keinen Begriff macht. Ich war um 10 Uhr vormittags mit einer Tasse Schokolade (unübertrefflich gut) ausgefahren, und das erste Diner wurde uns um 1 Uhr in der Nacht serviert, bis dahin war nichts zu haben. – Selbst eine Stadt mit volltönendem Namen wie Cordova ist ein ziemlich miserables Nest und würde wenig Aufmerksamkeit verdienen, hätte sie nicht die schöne alte Brücke über den Guadalquivir und die Mezquita. Von der Brücke hat man gesagt, daß ihr nichts fehle als ein Fluß, die Mezquita ist eine der größten je erbauten Moscheen. Ein wahrer Wald von 400 Säulen trägt ebenso viele Kuppeln. Diese Säulen sind wie die byzantinischen ziemlich stark für ihre geringe Höhe mit schweren Würfelkapitälen. Sie stehen alle in gleicher Entfernung von nur etwa 25 Fuß, die Gewölbebogen stehen unmittelbar auf den Kapitälen, und man hat deren zwei übereinandergestellt, um nur einige Höhe herauszubringen.

Das Ganze sieht aber einer Börse oder einer Markthalle ähnlicher als einer Kirche. Von außen sieht man aber nur die vier kahlen Mauern. Mit diesem seltsamen höchst eigentümlichen Bauwerk scheinen die christlichen Besitznehmer in Verlegenheit gewesen zu sein, was zu machen. Sie ließen glücklicherweise alles, wie es war, nur daß sie die Mitte des Gebäudes durchbrachen und über den Hauptaltar ein hohes Chor wölbten. Einige der alten sarazenischen Gewölbe sind von der höchsten Schönheit, mit vergoldetem Mosaik reich ausgelegt, und überall findet man, wie schon gesagt, arabische Schriftzüge; so z. B. in der Kapelle der Conquistadores, des Cortez und

seiner Gefährten, welche Indien eroberten. Sehr schön ist der Vorhof der Moschee mit prächtigen Orangenbäumen. – In Cordova aßen wir in einem auf maurische Art eingerichteten Hause um 9 Uhr (vorsorgend) zu Mittag. Die Mahlzeiten bestehen in Spanien aus einer Menge von Fleischspeisen, namentlich Rebhühnern, die in unendlichen Mengen vorhanden sind, und sehr schlechtem Wein.

Am folgenden Nachmittag erreichten wir La Carolina. Zum allgemeinen Erstaunen sahen wir die wohl erhaltene Landstraße mit Bäumen besetzt, Weingärten und Obstpflanzungen umgaben die in gerader Straße gebauten Häuser, und ein Blumengärtchen umgab jede Wohnung. Es war, als ob man plötzlich in ein anderes Land versetzt wäre, denn die Menschen hatten blondes Haar und das liebe, treue, viereckige deutsche Gesicht. Es war die Kolonie von Schwaben, welche unter Karl III. durch den besten spanischen Minister Olivarez im vorigen Jahrhundert zur Bevölkerung der Sierra Morena hier angesiedelt worden war. Aber kein einziger verstand ein Wort Deutsch mehr, denn unsere Landsleute sind überall, wo sie hinkommen, die besten Ansiedler, die ruhigsten Untertanen, die fleißigsten Arbeiter, aber sie hören auf, Deutsche zu sein. Sie sind Franzosen im Elsaß, Russen in Kurland, Amerikaner am Mississippi und Spanier in der Sierra Morena; ja sie schämen sich ihres zerrissenen und ohnmächtigen Vaterlandes.

So heiß, wie es in Andalusien gewesen, so kalt fanden wir es, als wir durch den furchtbaren Engpaß bei Valdepeñas auf das kastilische Plateau hinaufgestiegen waren. Dieses ganze Land ist ein einziges Ackerfeld. Durchweg bebaut, ist es dennoch ohne Bäume oder Strauch, ohne Hecken oder Gräben, Wiesen, Gärten oder Gasthöfe. Nur wenige Dörfer und elende Städtchen findet man auf mei-

lenweite Entfernungen. Die Bewohner haben mehrere Tagereisen bis auf ihre Felderflächen; man begreift nicht, wie sie die Arbeit zwingen, und sie müssen in der Ernte- und Saatzeit dort biwakieren. Es ist eine für die Augen ermüdende trostlose Fläche, durch welche die Straße einen Tag lang führt. Dies ist denn auch wohl der Grund, warum man Aranjuez so schön findet; in jedem anderen Lande würde man wenig Aufsehens davon machen. Der Tajo fällt hier über ein Wehr und bildet einen recht hübschen Wasserfall. Seine Ufer und die Niederung zwischen den kahlen Kalkbergen sind mit Ulmen und Linden bepflanzt, die jedoch nicht sonderlich gedeihen. Das Schloß Philipps II. ist ein im holländischen Stil errichtetes Gebäude aus roten Ziegeln mit spitzem Schieferdach.

Am Abend des dritten Tages, nachdem wir Sevilla verließen, fuhren wir auf einer schönen Brücke über den Manzanares, der fast ohne Wasser war. Jenseits erhebt sich der Hügel, auf dem Madrid erbaut ist. Bald waren wir im Prado, der schönen Promenade mit vierfacher Baumreihe. Er war mit vielen Tausenden von Lampen erleuchtet. Die Häuser waren mit ebensolchen Lampen erhellt, welche architektonische Linien im sarazenischen Stil bildeten. Aus allen Fenstern hingen bunte Teppiche, oft von Samt mit Gold- und Silberfransen besetzt. Auf hölzernen Estraden wurden nationale Tänze in schönen Kostümen aufgeführt, und Musikbanden spielten dazu die Weisen der Seguidilla, des Bolero und Fandango. Eine wogende Menschenmasse füllte die Straßen, und nie konnte man Madrid in einem schöneren Augenblick sehen, als in dem wir zuerst einfuhren. Es war nämlich der Vermählungstag der jungen Königin und ihrer Schwester, der Infantin.

Eine schlimme Folge dieser Feier für uns war freilich,

daß in keinem Wirtshause ein Unterkommen zu finden war. Ich hielt mich jedoch an die Rockschöße eines jungen Franzosen, der fertig Spanisch sprach, und so kam ich glücklich in einem Privathause unter, einer sogenannten casa de pupillos, wo die Besitzer für schweres Geld den Fremden ihr Zimmer und ihr Bett räumen.

Der folgende Tag wurde der Besichtigung der spanischen Hauptstadt gewidmet. Madrid trägt den Stempel einer neuen Stadt. Die Straßen sind reinlich, meist breit und ziemlich gerade. Die weiß angetünchten Häuser haben zahlreiche Balkons, sind aber nicht sehr groß und meist schlecht gebaut. Die beiden schönsten Bauwerke sind die Bildergalerie, mit den köstlichsten Rafaels und Murillos, und das königliche Schloß. Letzteres ist gewiß eins der schönsten der Welt. Es liegt auf einer Anhöhe am Manzanares und übersieht das Land bis zum Gebirge, aber dies ist kahl und sonnenverbrannt...

Am 13. Oktober fuhren wir mit der Diligence weiter durch eine gleich öde Gegend und passierten endlich durch einen furchtbaren Engpaß die Somosierra. Dabei kam es vor, daß die Spitzenpferde wegen des schrecklichen Wetters von der Straße ausbogen und den schweren Wagen in ein Feld zogen, wo er bis zur Achse einsank. Wenn dies einige Augenblicke früher geschehen, so wären wir in den Abgrund gestürzt. Es kostete Mühe, die verirrte Diligence wieder auf den rechten Weg zu führen, und alle Passagiere mußten eine Strecke ziehen, um das Umwerfen zu hindern. Wir passierten den Duero und den Ebro und langten endlich in den baskischen Provinzen an, wo die Gegend einen ganz anderen Charakter zeigt. Hier, wo der Krieg so lange gewütet, zeugt alles von dem Fleiß und der Tüchtigkeit der Menschen. Prächtig ist der Anblick der Schneegipfel der Pyrenäen. Die Straße ist in

beständigem Steigen und Fallen, bald einem Flußlauf folgend, bald in ein anderes Stromgebiet übergehend. Die Dörfer sind zierlich gebaut, und die Häuser erinnern sehr an die Schweiz. Grünende Wiesen, rauschende Bäche und Bäume erquicken das Auge. Viele Bauernhäuser tragen ungeheure in Stein gehauene Wappenschilder, zum Zeichen, daß ihre Besitzer Edelleute sind. So sind z. B. alle Bewohner von Murcia adlig. Vergara, wo die Konvention[1] über Don Carlos geschlossen, und Vittoria sind schöne Städte. Prächtig liegt Fuenterrabia am Biskayischen Meer, welches seine Brandung hoch über die Felsenriffe spritzt. In Irun endlich an der Bidassoa erreichten wir Frankreichs Grenze. – Im Vergleich mit den Italienern sind mir die Spanier unendlich liebenswürdig erschienen. Nicht ein einziges Mal bin ich angebettelt worden, dazu ist selbst der Ärmste zu stolz. Schweigend und ernst steht er, den zerlumpten Mantel malerisch über die Schulter geworfen. So hat er auch verschmäht, das miserable französische Kleid anzuziehen, und statt des trostlosen Fracks sieht man noch überall die schöne nationale Tracht, die übrigens in allen Provinzen verschieden ist. Auch der geringste Spanier erwartet mit einer gewissen Rücksicht behandelt zu werden; aber mit einer freundlich dargebotenen Zigarre öffnet man sich alle Herzen. Selbst die angerauchte Zigarre wird, nachdem die Spitze abgebrochen, dankbar angenommen. Als Alemanne ist man überhaupt besser empfangen als jede andere Nation. England und Frankreich haben dem Lande zu wehe getan, und mit Stolz erinnert der Spanier sich der deutschen Kaiser, welche glorreich Spaniens Zepter führten.

[1] Vom 31. 8. 1839; machte dem Bürgerkrieg in den baskischen Provinzen ein Ende. Der Thronanwärter Don Carlos mußte fliehen.

Bis Bayonne ist das Land sehr hübsch, und man sieht zur Linken immer das brausende Meer. Im Departement des Landes glaubt man sich in die Mark Brandenburg versetzt, dieselbe Mischung von Kiefernheide und Sand; aber gewiß eine der schönsten Städte in der Welt ist Bordeaux mit seinen breiten Straßen, mit Bäumen besetzten großen Plätzen, der alten Kathedrale, den schönen aus Quadern erbauten Palästen, den breiten Quais und der steinernen 700 Schritt langen Brücke.

Wir waren äußerst schnell gereist, denn zwei Kompanien fuhren um die Wette, die Messagerie Guillard-Lafitte und die königliche. Das Umspannen dauerte nie über eine, höchstens einundeinhalb Minuten, alles stand fertig angeschirrt, und dann ging es Galopp weiter. Das Resultat für den Reisenden war freilich, daß man uns morgens vier Uhr mitten im Regen in einem Hofe absetzte, wo nichts zu haben war. Mein Franzose und ich klopften aber glücklich ein Wirtshaus wach, und eine Tasse Kaffee unter solchen Umständen und bei dieser Tages- oder Nachtzeit ist unbezahlbar. Um acht Uhr ging es schon wieder weiter, und bald erreichten wir die prachtvolle Kettenbrücke über die Gironde. Sie ist 1500 Fuß lang. Die Pfeiler, welche die Ketten tragen, sind wahre Türme aus Gußeisen von schöner durchbrochener Arbeit. Die Fahrbahn liegt gewiß 80 Fuß über dem Wasserspiegel, und die Entfernung der Pfeiler, also die Weite, in welcher die Bahn frei in der Luft schwebt, beträgt die ungeheure Spannung von 300 Fuß. Wenn man diese Linien zuerst von der Seite sieht, so erschrickt man bei dem Gedanken, daß ein schwerer Lastwagen da hinüberfahren soll. – Am folgenden Morgen kamen wir nach der hübsch gelegenen Vaterstadt der schönen Diana von Poitiers, der Geliebten Heinrichs II., und zu Mittag machten wir zu

Tours die angenehme Bekanntschaft des französischen Kochs. Um vier Uhr nachmittags setzten wir uns in ein bequemes Coupé auf der Eisenbahn und brausten hin durch das schöne Tal der Loire zwischen prachtvollen Schlössern und Landsitzen, von denen sich besonders die altertümliche Burg Amboise schön ausmacht. Blois und Orléans berührten wir nur im Fluge und trafen gegen Mitternacht in der Rue St. Honoré in Paris ein.

Von Paris schreibe ich Dir nichts, denn in 24 Stunden kann man nur die Läden des Palais Royal, die Tuilerien, das Louvre, die Champs Elysées und den Pont Neuf sehen. Es war ein schreckliches Wetter, und an diesem Tage verwüstete der Sturm eben die Straße, die ich ebenso leicht zurückgelegt. Diligencen mit Pferden und Menschen verunglückten, und die Viadukte der Eisenbahn wurden fortgespült. Am Abend des 21. Oktober verließ ich Paris und war am folgenden Abend in Köln. Wir waren durch Brüssel, Lüttich, Aachen gefahren und hatten in wenig mehr als 24 Stunden 100 deutsche Meilen, und zwar in der ersten Wagenklasse für drei Louisdor zurückgelegt. So reist man jetzt.

In Köln war ich genötigt, einen Vormittag zu bleiben, den ich ganz zur Besichtigung des Doms verwendete. Ich habe in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten den Stephan in Wien, den Dom von Florenz, St. Peter in Rom, die Kathedrale von Cordova, Notre Dame von Paris und den Kölner Dom gesehen und kann versichern, daß der jetzt vollendete Chor dieses letzteren mir einen größeren Eindruck machte als alle übrigen. Es ist sehr viel geschehen, und in wenigen Jahren wird das Schiff der Kirche unter Dach gebracht werden können.

Gerade an meinem Geburtstage, am 26. Oktober, traf ich frühmorgens mit dem „Primus" in Hamburg ein und

erfuhr zu meiner Freude, daß die Korvette mich nicht überholt hatte. Vielmehr mußte ich sie 10 Tage noch erwarten. Diese hätte ich freilich lieber in Spanien und Paris gewartet, aber es war nicht darauf zu rechnen gewesen. Ich hatte die ganze Reise von Gibraltar bis Hamburg, gegen 400 Meilen, in 18 Tagen, alle Aufenthalte eingerechnet, zurückgelegt, war aber freilich auch 12 Nächte durchgefahren...

An die Gattin

Berlin, Meinhardts Hotel, den 8. November 1846

.. Gleich nach Empfang Deines Briefes vom 6. fuhr ich per Eisenbahn nach Horst und mit einem Gutsbesitzer in einem vierspännigen Wagen sehr angenehm nach Retwisch bis dicht vor Legersdorf. Es war der schönste Sonnenschein, den man hier im trüben Norden haben kann, und mit großem Vergnügen wanderte ich durch den schönen Tannenwald über Breitenburg durch das Holz nach Itzehoe, wo ich um zwölf Uhr ankam. Der alte Squire[1] saß alleine an seinem Lieblingsplatz hinter dem Frühstückstisch, die Zigarre im Munde, die Augen an die Decke geheftet. – Mama war oben mit Eleonore Brockdorff, sie hatte eben einen Brief von Dir erhalten, und wir tauschten unsere Nachrichten gegenseitig aus. Ich erfuhr Eure Besteigung des Vesuvs und freute mich recht, daß Du den schönen Aufenthalt in Neapel benutzest und genießest. Die Kinder sind noch viel allerliebster geworden als früher, besonders der Junge, ich kann Dir nicht helfen, ist unvergleichlich. Kräftig, groß, artig und lustig. Nach Tische fuhr ich über Krempe nach Glückstadt. Mit einer Portion Kremper Kringel für die kleine Ernestine kam ich abends an und blieb die Nacht in Glückstadt bei Cais.

[1] Moltkes Schwiegervater.

Jeannette ist allerliebst und blüht wie eine Rose. Als ich aber am folgenden Morgen nach Hamburg zurückkehrte, fand ich die Nachricht vor, daß die „Amazone" endlich in Kuxhaven eingetroffen war. Den 4. früh sechs Uhr fuhr ich nach dem Grasbrook, wo der Dampfer „Prinz Karl" helle Dampfwolken in die kalte Luft wirbelte, dort war auch der Vizekonsul Stegmann. Wir fuhren ab, mußten wegen dichten Nebels eine Viertelstunde bei Flottbeck vor Anker gehen, fuhren dann an Glückstadt vorüber bis Brockdorf, wo wir die Korvette vor Anker fanden. Nachdem wir uns Bord an Bord gelegt, sprang ich hinüber und wurde von der ganzen Besatzung freundlichst begrüßt. – Die Korvette hatte eine abscheuliche Reise gehabt. Sie war über 100 Meilen westlich von Gibraltar ins Atlantische Meer hinausgefahren, ehe sie Westwind fand; dann hatte sie auf der Höhe von Kap Finisterre einen furchtbaren Sturm zu bestehen. Während vier Tagen mußten alle Luken geschlossen bleiben, wo es dann unten stockfinster ist, aber oben kann man nicht sein, weil die Wellen über das ganze Deck fortgehen. Kaum hatte man Feuer zum Kochen anlegen können. Öfen aber gibt es gar nicht an Bord. Die Offiziere versicherten mir, daß sie selbst tüchtig ausgestanden. Während zwei Tagen waren sie dann zurückgetrieben. Im Kanal ging das Schiff wegen schlimmen Wetters eine Nacht auf der Außenreede von Dover vor Anker, was auch bei hoher See ein schlechtes Vergnügen, bei welcher Gelegenheit ein Bett in Streits Hotel bei weitem vorzuziehen ist. Ein Mann war unterwegs gestorben und versenkt worden.
Der Sarg wurde in kurzer Frist übergeladen, wir tranken in Champagner auf glückliche Fahrt und dampften ab, während die Korvette den Prinzen mit 21 Minutschüssen salutierte. Dann entfaltete sie ihre Segel und

eilte, den Ostwind zu benutzen, da ihr noch eine schlimme Reise bevorsteht. Wir waren hingegen um vier Uhr schon wieder am Grasbrook und eilten bei Vollmondschein den Strom aufwärts. Schon am folgenden Morgen trafen wir bei Wittenberge ein. Dort nahm ich den Leutnant v. Plötz mit 20 Mann des ersten Garderegiments an Bord, welche seit acht Tagen und auf meine erste Anzeige von Hamburg aus dorthin geschickt worden waren. Die Leute hatten am Tage vorher umquartiert werden müssen, weil die Bewohner, welche keine Einquartierung bekommen hatten, sich deshalb beschwerten. Es wurden nun zwei Posten im Paradeanzug neben den Sarg gestellt, welcher auf dem Verdeck stand und mit einer Flagge eingedeckt war. Am folgenden Tage bei Sonnenaufgang passierten wir durch die Potsdamer Brücke, dann durch Spandau, Charlottenburg, Moabit nach Bellevue. Ich begab mich sogleich zu Fürst Wittgenstein und Hofmarschall Graf Keller, dann nach Sanssouci zum König, wo ich dinierte. Mein Empfang war überall gut. Abends in der Dunkelheit wurde nun der bleierne in einen Paradesarg von Mahagoni mit großem Johanniterkreuz gesenkt und auf einen schwarz ausgeschlagenen, sechsspännigen Wagen gestellt. Um elf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Voraus ein Zug Gardedukorps und der Kommandant mit seinem Stabe, dann ich in einem vierspännigen Trauerwagen, hierauf der Stallmeister, dann der Leichenwagen. Die Dienerschaft folgte zu Fuß. Erst gegen Mitternacht langten wir in dem schwarz ausgeschlagenen Dom an, wo der Sarg dem Domvorstande feierlich übergeben wurde. Gestern, am Sonnabend, fand die feierliche Beisetzung statt. Neben dem Sarg auf einer Estrade standen sechs große Kandelaber mit Wachslichtern und sechs Taburetts, auf welchen die Orden und

Insignien lagen. Ich stand hinter der Kette des Schwarzen Adlerordens, Graf Knyphausen von den Husaren, Graf Bredow und Major von Derenthal von der Gardedukorps, Graf Schlippenbach von den Ulanen hinter den übrigen. Sämtliche in Berlin anwesenden Johanniterritter standen zu beiden Seiten am Fuß der Estrade, hinter dem Sarge eine Deputation des dritten Regiments (Prinz Heinrich). Es dauerte fast eine Stunde, bis der Hof von der Eisenbahn kam, und mir wurde so flau, daß ich in der Stille ein Glas Wasser trinken mußte und Gott dankte, daß während der Feier alles gut abging. Ich weiß nicht, war es die Anstrengung der Reise, der ungewohnte Anzug, der starke Kaffee oder was, aber ich hatte solches Herzklopfen, daß ich glaubte, ich müßte umfallen. Indes ging alles gut. Es wurde eine Liturgie wundervoll gesungen, dann das Gebet und der Segen gesprochen, wobei neun Infanteriesalven und 27 Kanonenschüsse erdröhnten. Dann verließen die Anwesenden den Dom. Der Sarg wurde nun auf eine Versenkung auf dem Fußboden des Domes geschafft und in die Gruft herabgelassen. Es ist Sitte, daß der Adjutant dabei die rechte Hand auf den Sarg legt und mit hinabsteigt. Dies ging auch ohne alle Störung vonstatten, und bald darauf gelangten wir wieder ans Tageslicht. Zu Mittag mußte ich zur Tafel nach Sanssouci.

Soweit bin ich nun gekommen, was aber weiter wird, weiß ich nicht. Der König reist heute (bei trübem Regenwetter) auf die Jagd nach Quedlinburg (dicht bei Reinstedt am Harz) und nach Letzlingen und bleibt acht Tage weg. General Krauseneck empfing mich sehr gut. Besonders freundlich war General Diest, der mich dem Grafen Stolberg[1] zur Protektion empfahl. Wir müssen nun Ge-

[1] Seit 1842 Staatsminister und Minister des Königlichen Hauses.

duld haben, es ist jetzt nicht der Augenblick, um Berlin zu verlassen, denn les absents ont tort[1]. Von meiner Landreise hat mir niemand gesprochen. Diest will, daß ich Flügeladjutant werde, General Krauseneck mich im Generalstabe behalten. Ich habe ihn noch nicht gesprochen, überhaupt noch fast niemand, da ich beständig im Dienste war. Daß ich zum Könige komme, glaube ich nicht recht, weil er es mir dann wohl gestern gesagt hätte.

An den Bruder Adolf

Koblenz, den 30. Oktober 1847

Lieber Adolf! .. Ich rechne mit Bestimmtheit auf Deinen Besuch im nächsten Jahre und bitte Dich, nur auch gleich einen längeren Urlaub zu nehmen, damit die Zeit Deines Aufenthalts hier nicht gar zu kurz bemessen ist. Jedenfalls mußt Du einen Ausflug von hier auf der Mosel machen, welche den Rhein meiner Ansicht nach an Schönheit noch übertrifft. Es wird Dich gewiß interessieren, in Trier die Fußtapfen des größten Volkes der Weltgeschichte zu sehen. Nirgends, außer Italien, haben sich solche bedeutenden und wohlerhaltenen Denkmäler aus der Römerzeit gefunden wie dort. Vielleicht können wir zusammen einen Abstecher nach Paris oder der Schweiz machen, welche Marie noch nicht kennt. Ein Paar muntere Pferde und ein bequemer Wagen sollen Dich durch die schöne Umgebung von Koblenz führen, und dabei bekommst Du hier nichts von dem meerumschlungenen Ländchen zu hören. Unsere Wohnung wirst Du ganz freundlich und auf Besuch eingerichtet finden. Uns fehlt freilich das Glück, Kinder zu haben; ein großer Segen, wie sehr er auch oft mit Sorge verknüpft ist. Ich wüßte kaum etwas von Glücksgütern, die ich mir sonst wünschte. Mein

[1] Die Abwesenden haben unrecht.

Dienstverhältnis ist angenehm und stellt ein ferneres Fortkommen in Aussicht. Infolge meines früheren Verhältnisses bei Prinz Heinrich von Preußen habe ich, bis zur entsprechenden Gehaltsverbesserung, eine persönliche Zulage von achthundert Talern, so daß ich schon jetzt das Einkommen eines Regimentskommandeurs beziehe, bis ich einmal Chef des Generalstabes eines Armeekorps werde, was wohl in wenig Jahren kommen muß, dann aber freilich eine Versetzung nach sich zieht. Höher will ich nicht und werde dann den Abschied nehmen. So wenigstens denke ich, wenn nicht auf uns beide das Sprichwort zur Anwendung kommt, daß der Krug doch so lange zu Wasser geht, bis er bricht. Mein größtes Glück ist meine kleine Frau. Seit fünf Jahren habe ich sie selten traurig und nie verdrießlich gesehen. Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntnis davon bei anderen. Ein anderes Unrecht dürfte man ihr nie zufügen, sie würde es beim besten Willen nicht verzeihen können; denn bei aller Heiterkeit des Gemüts hat sie einen entschiedenen, festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde. Gott schütze sie davor. Ich weiß aber auch, was ich an ihr habe.

Dein Helmuth

An die Schwägerin Jeannette

1848 (ohne Datum)

Was uns hier in Koblenz betrifft, so sitzen wir recht eigentlich auf einer Pulvertonne. Ich kann mich über die hiesigen Verhältnisse nicht näher auslassen. Im allgemeinen ist es natürlich, daß ein Volk, welches seine geistlichen Fürsten alle zehn Jahre ein paarmal wechselte, keine große Liebe für eine Dynastie fassen konnte. Die Religionsverschiedenheit schuf große Antipathien, republikanische Gelüste traten hinzu, und das alles beutet das

Proletariat aus. Kurz, ein gewaltsamer Zusammenstoß kann hier täglich erwartet werden. Noch haben wir die Macht in Händen, aber der Gebrauch der Macht kann, wie in Berlin, unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Alles kommt jetzt darauf an, hinzuhalten, bis die tief erschütterte Autorität des Staates sich wiederherstellt.
Wenn hier irgendein Tumult stattfindet, so muß ich auf den Alarmplatz. Dann ist Marie ohne Hilfe und Beistand. Ich habe ihr, da sie bisher sehr leidend war (man hatte ihr nebst einem Zahn ein Stück Kinnbacken ausgebrochen), die Lage der Dinge nicht gesagt. Heute um zwei Uhr erklärte ich ihr, daß sie abreisen müßte, um vier Uhr war gepackt, und jetzt ist sie in Ems mit der Herzogin von Orleans[1] und dem Grafen von Paris. Sie wohnt mit Bekannten, mit der Gräfin Gneisenau und dem Fräulein Scharnhorst in einer freundlichen Wohnung und voller Sicherheit und Ruhe, und in einundeinhalb Stunden kann ich da sein. Sie hat das Wertvollste unseres Eigentums mit, namentlich alle Dokumente, auch die der Geschwister. Nächstens wird sie Dir schreiben...
Über Euch Schleswig-Holsteiner kann ich mich nur freuen. Die Dänen werden Euch wohl nicht unterkriegen. Europa rekonstruiert sich nach Nationalitäten, alles Fremde wird abfallen, möchten wir nur alles Deutsche wieder bekommen, so wären wir reichlich entschädigt. Aber dazu gehört Einheit und Kraft, und wir sind in der Richtung, beides zu verlieren. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß gesunder Sinn wieder obenauf kommt. Es ist jetzt eine Verblendung, die wie eine moralische Cholera durch Europa zieht...

[1] Tochter des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, Gemahlin des Sohnes von Louis Philipp, war Ende Februar 1848 mit ihren beiden Söhnen nach Ems geflohen.

Koblenz, den 29. März 1848, früh

Liebe Jeannette! Dieser Brief erhält seinen Schluß unerwartet von meiner Hand. Es tut mir leid, in Deine schöne patriotische Begeisterung manchen Tropfen der Bitterkeit gießen zu müssen. Ich kann mich über das, was in Deutschland vorgeht, freuen, sofern ich in den jetzigen Verhältnissen die einzige Möglichkeit sehe, ein einiges Deutschland erstehen zu machen – aber es kann doch nur dann etwas aus der Sache werden, wenn Ordnung und Gesetz fortbestehen, und wenn sich irgendeine zentrale Gewalt erhält. Wir sind aber auf dem besten Wege, dies alles über Bord zu werfen. Ich hoffe, daß in der Versammlung morgen zu Frankfurt die Republik durchfällt, wie in Heidelberg, aber selbst dann, wo ist noch eine Regierung übrig, die Kraft hätte? Die Vorgänge in Berlin haben dort nicht allein, sondern im ganzen Lande jede Autorität tief erschüttert. Nur große Klugheit und Mäßigung können sie langsam wiederherstellen. Ein Angriff von außen in diesem Augenblick wäre ein großes Glück, aber unsere Nachbarn im Osten und Westen werden warten, bis wir uns selbst in Parteien zersplittert und verzehrt haben werden. Alle Bande drohen sich zu lösen. Es handelt sich nicht mehr um Monarchie oder Republik, sondern um Gesetz oder Anarchie. Nicht von außen kommen unsere Feinde, wir haben sie im Innern – die Proletarier sind der Zauberbesen, den der Liberalismus heraufbeschworen und den er nicht mehr bannen kann. Bald wird der liberalste Deputierte ein Stockaristokrat sein, und *schwer* werden sie ihr Kokettieren mit Freisinnigkeit und Volksbeglückung büßen. Welche Zukunft verscherzt Deutschland!! Welche Verantwortlichkeit für die, welche diese Zustände veranlaßten! Wo war der Druck der Verhältnisse so groß, wer war so in seinem Recht gekränkt,

wer so in seiner Freiheit bedrückt, daß es gerechtfertigt schien, ein im schönsten Aufblühen begriffenes Staatsleben zu zertrümmern, eine neue Bahn einzuschlagen, von der niemand weiß, wohin sie führt.
Doch diese Klagen sind vergebens, man muß jetzt die Zukunft ins Auge fassen, aber sie zeigt lange und blutige Kämpfe.

An die Gattin

Berlin, den 2. Juli 1848

Liebe Marie!.. Berlin bietet einen traurigen Anblick. Die Schloßwache und das Brandenburger Tor sind mit Bürgern besetzt. Militär sieht man nur sehr wenig. Einzelne starke Ulanenpatrouillen durchziehen die Straßen. Die meisten Offiziere gehen in Zivil, eine Errungenschaft der neuen Zeit. Fast alle unsere Bekannten sind fort. Der ganze Hof ist in Potsdam. Gestern abend war ich bei Beuths, die alten, freundlichen Leute. Er hat im vorigen Jahr seine italienische Reise gemacht, und es gab viel zu erzählen über die bekannten schönen Punkte Amalfi, Palermo, Riviera del ponente und so weiter. Der alte Graf B., sein Freund, hat sich erschossen, weil – er nicht mehr ungestört die alten Gänge im Tiergarten machen konnte.
Ich wäre so gerne heute nach Potsdam gefahren, aber mein Helm ist nicht fertig. Ich bin sehr begierig, die hohen Herrschaften nach allem, was vorgefallen, wiederzusehen. Der General von Reyher[1] wird mir in den nächsten Tagen meine Abteilung übergeben. Übrigens bin ich einrangiert. An Wohnungen fehlt es nicht, von drei Häusern sind immer zwei mit Mietszetteln behangen. Ich werde nun in den nächsten Tagen einige vor dem Tore ansehen und suchen, auf kurze Kündigung eine zu mieten.

[1] Von 1848 bis zu seinem Tode 1857 Chef des Großen Generalstabes.

Gestern wohnte ich zum ersten Male der Sitzung der Nationalversammlung[1] in der Singakademie bei. Das ist eine traurige Gesellschaft. Es wird gepredigt, nicht gesprochen; viel Worte und wenig Inhalt. Einer kam und beschwerte sich, daß er bei der Wahl Prügel bekommen, und blieb dann stecken. Eine Stunde ging darauf hin, um zu bestimmen, ob acht oder sechzehn Mitglieder zu einer Kommission gewählt werden sollten. Bei den Abstimmungen ist ein guter Teil der Abgeordneten noch vollkommen unschlüssig, ob sie Ja oder Nein votieren; sie stehen auf, sehen sich um, setzen sich nieder, kurz, es ist klar, daß die Leute gar nicht wissen, worum es sich handelt. Und das sind unsere Gesetzgeber! Nach siebenwöchentlicher Beratung sind sie noch nicht mit der Adresse zustande gekommen. Ja, es wurde nochmals in Frage gestellt, ob man überhaupt die Adresse beraten wolle.

Indes blickt hier alles mit Vertrauen auf Schreckenstein[2]. Auch der Minister Kühlwetter[3] ist wegen der verhafteten Freischärler kräftig aufgetreten. Der Minister Rodbertus[4] wurde interpelliert wegen der Arbeiter, die eben in Massen vor die Singakademie rückten, zu deren Schutz die Bürger durch Hornsignale zusammengerufen wurden. Er erklärte bündig, daß er die Verpflichtung des Staates nicht anerkenne, den Arbeitern Arbeit zu geben. Gottlob, daß die Schwindelei Blanquis[5] ein Ende erreicht, die soviel Unheil angestiftet hat. Im ganzen scheint die Regierungsgewalt doch zu Kräften zu kommen, aber ein

---

[1] Die zur „Vereinbarung einer neuen preußischen Verfassung" aus indirekten Wahlen hervorgegangene Versammlung tagte seit dem 22. Mai in der Singakademie. – [2] Ludwig Roth von Sch., Kriegsminister im Ministerium Hansemann, entschiedener Verfechter des alten Regimes, trat im September 1848 bei den Auseinandersetzungen mit der „Nationalversammlung" um die Demokratisierung des Heeres zurück. – [3] Minister des Innern. – [4] Minister für Kultus und Unterricht. – [5] Präsident des republikanischen Zentralvereins in Paris.

ernster Zusammenstoß mit den losgewordenen, anarchischen Elementen scheint mir doch unvermeidlich. Das ist, was ich Dir für jetzt von hier aus mitteilen kann. Wie geht es nun in Holstein? Möchten Dänen, Schweden und Goten nur mal herauskommen, damit die unglückliche schleswigsche Geschichte ein Ende kriegte; wir haben jetzt wahrlich Wichtigeres auf der Hand. In Frankreich nimmt die Revolution den alten Verlauf, von der Monarchie zur Republik, von der Republik zur Diktatur, die sich nicht ohne auswärtigen Krieg behaupten kann, also von der Diktatur zur Eroberung oder Restauration, je nachdem wir uns unserer Haut wehren. Daher begrüße ich die Wahl des Erzherzogs mit Freuden. Nur erst eine Autorität, welche es immer sei, nur nicht länger die Herrschaft der Advokaten, Literaten und weggejagten Leutnants, die Deutschland einer Teilung, wie die von Polen, entgegenführen.

Was für prachtvolle Bauten sind hier ausgeführt, seit wir fort sind! Der Exerzierplatz ist in Gartenanlagen umgewandelt, die Ulanenkaserne ein wahrer Palast; eine gewaltige Kuppel erhebt sich über dem Schlosse – jetzt freilich liegt alles danieder. Adieu, liebes Herz. Ich hoffe, daß Du bald kommst, denn ich sehne mich sehr nach Dir.

Herzlichst Dein

Helmuth

An den Bruder Adolf

Berlin, den 9. Juli 1848

Lieber Adolf! Das Gerücht eines Friedens mit Dänemark gewinnt Bestand; auch liegt die Notwendigkeit des Abschlusses zutage. Wie würde es Holstein ergehen, wenn ein Krieg, sei es gegen Ost oder West, Preußen in die Lage setzt, für seine und für Deutschlands Existenz ins Feld zu ziehen! Würde man wohl imstande sein, ein

Korps von 15000 Mann Kerntruppen für einen dann wenigstens untergeordneten Zweck ferner zu verwenden? Aber leider fürchte ich, daß die Bedingungen dieses Friedens wenig den gebrachten Opfern entsprechen werden. Das einige Deutschland hat uns auch in dieser Sache so ziemlich ganz im Stich gelassen. Der preußische Handelsstand und das Militärbudget tragen die Kosten. Und was werden die Schreier in Frankfurt sagen, wenn die Einverleibung Schleswigs, Abschaffung des Sundzolls, kurz, alle ihre schönsten Träume erreicht werden? Die inneren Schwierigkeiten, die allgemeine Bewegung des Gehorsams gegen den Befehl, des Nichtbesitzes gegen den Besitz, werden auch in Holstein hervortreten, sobald die neue Organisation anfängt.

Du wirst nun an Ort und Stelle sehen, ob sich für Dich eine Deinen Grundsätzen entsprechende Stellung findet, in welcher Du zur Wiederherstellung eines rechtlichen Zustandes wirken kannst. Sehr erfreulich wird die Wirksamkeit im Staatsdienste wohl nicht sein, und ich begreife Deinen Widerwillen gegen den Wiedereintritt sehr wohl. Auch ich zöge das bescheidenste Privatleben vor. Wenn wir nicht zuvor Krieg bekommen, wodurch die ganze Sachlage geändert wird, und man uns mit einem neuen Eid auf eine neue Verfassung kommt, so werde ich wohl auch abgehen. Freilich kann ich dann nach dreißigjähriger Dienstzeit eine Pension nicht beanspruchen. Mein Lieblingsgedanke ist noch immer, daß wir uns nach und nach auf irgendeinem Grundbesitz sammeln, wo jeder an Kapital und Arbeitskräften mitbrächte, was er besitzt. Am liebsten wünsche ich das Besitztum auf dem lieben deutschen Boden. Gestalten sich aber die Verhältnisse in der Heimat immer schlechter, so habe ich nichts gegen eine andere Hemisphäre, was meine Person betrifft. Aber ich

verhehle mir nicht, daß die Realisierung der Kapitalien in diesem Augenblick einen Verlust von vielleicht 50 Prozent nach sich zieht, und daß die Frauen, die überhaupt so konservativ sind, sich schwer mit den Zuständen einer neuen Welt vertraut machen würden. Ihre Neigungen fesseln sie stärker noch als uns an den heimatlichen Boden, sie dem zu entreißen, ist eine große Verantwortlichkeit. Jedenfalls scheint es mir glücklich, wenn Deine jetzige Lage Dir schon gegenwärtig gestattet, Dir landwirtschaftliche Kenntnis zu verschaffen. – Die Rückwirkung unserer unseligen Wirren auf den bisherigen hohen Güterpreis kann nicht ausbleiben, und vielleicht trifft in nicht zu ferner Zukunft der Augenblick ein, wo man ohne späteren Verlust ein Besitztum kaufen kann. Bei uns werden in der Beamtenwelt die größten Reformen beabsichtigt. Die Gerichte und Regierungskollegien werden dem Personal nach reduziert. Die Landräte und Oberpräsidien gehen ganz ein, mehrere Provinzen zusammen sollen durch Zivilgouverneure wie in Belgien verwaltet werden. Preußen hatte bisher einen vielleicht teueren, langsam wirkenden, aber intelligenten und redlichen Beamtenstand. Möge das neue Experiment besser ausfallen als das gouvernement à bon marché[1] bei unseren Nachbarn. Die rückwirkende Kraft der Pensionsverminderung ist eine Härte, da die frühere Finanzlage eine solche Maßregel nicht bedingte. Am Militäretat hat man noch nicht zu rütteln gewagt, weil die auswärtigen Verhältnisse gar zu drohend sind; es wird aber auch kommen. Was man sich eigentlich unter Volksbewaffnung denkt, verstehe ich nicht; ich glaubte, wir hätten sie im ausgedehntesten Sinne in unserer Landwehr. Wie gesagt, ohne Krieg wird der Militärstand künftig ein trauriger sein.

[1] Die billige Regierung.

Da ich mir ohnehin sagen muß, daß ich zu einer größeren Wirksamkeit als der bisherigen die nötigen Fähigkeiten nicht besitze, so reift der Gedanke, aus diesen Verhältnissen auszuscheiden, immer mehr bei mir heran...

Berlin, den 3. August 1848

Lieber Adolf! .. Nie waren wir weiter von der Einigkeit als jetzt. Preußen will man nicht an die Spitze stellen, und ohne Preußen kann man nichts zustande bringen. Der heutige Tag soll eine Demonstration im preußischen Sinne bringen. Ich hoffe, es wird nicht viel daraus, denn alle diese Demonstrationen beweisen nichts oder wenig. Nur eine geringe Zahl, und zwar immer dieselben Leute, beteiligen sich dabei. Aber die Stimmung im Volk ist sehr gereizt; die Gegensätze treten scharf hervor, und die schon halb eingeschlafenen Straßentumulte heben wieder an. Schade, daß an der dreifarbigen Fahne soviel Schmutz klebt und daß sie uns durch die Hand der Demagogen gereicht wird. Ich kann Dir eben jetzt ein Bild unserer Zustände nicht geben; wir sind mitten in einer Krisis. Aber ich glaube, daß die Frankfurter der auch hier aufrichtig gewünschten Einheit durch Einigkeit einen schweren Stoß gegeben haben. Jedenfalls ist das schlimm für die schleswig-holsteinsche Sache. Denn den dortigen Kampf führt Preußen nur im deutschen und ganz und gar gegen sein eigenes Interesse.

Dein Verhältnis bei der konstituierenden Versammlung wird weder ein sehr angenehmes noch ein lukratives sein, aber ich glaube, daß Du außer dem negativen Nutzen, den Raum eines Wühlers einzunehmen, auch sehr positiv schaffen wirst. Ein Land mit fast ganz grundbesitzender und meist wohlhabender Bevölkerung ist immer noch ein Terrain, auf welchem sich etwas bauen läßt. Aus einigen

Korrespondenzartikeln aus Kiel sehe ich zwar, daß unsere Volksbeglücker ihre Filiale dort haben.
Heute lasen wir in der Zeitung, daß auch Österreich ein Kontingent zur Fortführung des Dänischen Krieges stellen soll. Gegen die Zeit, wo es ankommt, wird der Belt wohl zugefroren sein. Lieber wäre es Deutschland, wenn Österreich die 94000 Mann im Fall eines Krieges mit Rußland aufbringen möchte, die es bundesgemäß stellen soll und von denen es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einen Mann zu stellen imstande sein wird..
Adieu, lieber Adolf. Herzlichst der Deinige.

Helmuth

Magdeburg, den 9. September 1848

Lieber Adolf! Wir haben lange nicht von Dir gehört, und ich adressiere diesen Brief auf gut Glück nach Kiel. Ich weiß nicht, ob Du in der konstituierenden Versammlung sitzest, lese aber in der Zeitung, daß Du auch zu der provisorischen Regierung als Stellvertreter berufen bist.
Es mag sein, daß diese Regierung unter dem Grafen Moltke bei der gegenwärtigen Aufregung geradezu unmöglich ist. Allein mit Sorge erfüllt es mich, zu denken, daß Du in der, wie es scheint, so ganz revolutionären, verfassunggebenden Versammlung sein solltest. Möchte man sich doch in Holstein nicht täuschen. Ich kann natürlich die Absicht unserer Regierung nicht kennen. Aber gewiß wird sie, ich meine den König, bei dem abgeschlossenen Waffenstillstand stehenbleiben, was auch immer in Frankfurt beschlossen wird. Wir sind an der äußersten Grenze des zu Duldenden angelangt. Beide Ministerien in Frankfurt und Berlin haben abgedankt. Ich zweifle, ob der König die Abdankung des letzteren annimmt. Ein neues Ministerium kann nur aus dem linken Zentrum

gewählt werden, es wird diese elenden Zustände nur um einige Wochen verlängern. Die Zeit ist ernst, ein Bruch fast unvermeidlich, ein Bruch mit der Revolution in Preußen und mit Deutschland, soweit es in Frankfurt repräsentiert ist. Ich glaube, daß der König die Kammern auflöst und daß es in Berlin da anfängt, wo es am 19. März (leider) aufgehört hat. Das Volk muß sich überzeugt haben, daß es kein Heil von der Bande in der Singakademie zu erwarten hat. Kräftige Maßregeln sind getroffen. Der Groll der Armee wird absichtlich durch die Republikaner angefacht. Sie glauben zu siegen. Nun gut, wir glauben es auch. Aber daß man in Holstein glauben kann bei einer so ernsten Lage ganz Europa gegenüber, daß ihrer untergeordneten Interessen wegen ein allgemeiner Krieg gemacht werden soll, das ist stark. Und was ist denn so Verwerfliches in dem Waffenstillstand? Wenn die Gesetze der provisorischen Regierung aufgehoben werden, so sind es die der dänischen Regierung, mithin die Einverleibung Schleswigs ja auch. Wie dem auch sei, die preußischen Truppen werden zurückgehen. An Freischaren wird es Euch nicht fehlen, mögt Ihr dann aber sehen, wie Ihr zurecht mit ihnen kommt. Le remède est pire que le mal![1] Es wird schwer sein, die Stimmen der Vernunft durch das Geschrei der Leidenschaft hören zu lassen, und ich wollte mich freuen, wenn Du nicht dabei wärst. – Armes Vaterland! Die Besseren im Volke schweigen, die Hefe ist obenauf und regiert. Sie drängen zu einer Reaktion, die niemand will und wünscht. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob wir in diesem schmachvollen Zustande verharren sollen.

Ich bin seit 14 Tagen in einer neuen Stellung[2] und habe

[1] Das Heilmittel ist schlimmer als das Übel. – [2] Moltke war am 22. 8. 1848 zum Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps mit dem Sitz in Magdeburg ernannt worden.

viel zu tun. Das ist noch ein Glück; in Berlin war es fast unerträglich. Marie grüßt herzlich und ist gottlob wohlauf. Ich muß schließen und weiß auch nichts mehr zu schreiben, alles ist ungewiß, selbst die nächste Zukunft.
Vom 1. nächsten Monats beziehen wir eine sehr hübsche Wohnung auf dem Domplatz, der besten Gegend der Stadt. Wird es Dir in Holstein zu bunt, so komm zu uns mit Frau und Kindern, wir haben Raum für alle. Die Stimmung ist hier sehr gut, man blickt mit Verachtung auf Berlin. Zum Kriege wird es endlich doch wohl kommen, und da ist der Trost, daß bei dem ersten Kanonenschuß die Rolle aller dieser Schwätzer zu Ende ist. Gott vergebe ihnen, was sie dem armen, unglücklichen Lande bereitet haben. Dann wird Preußen entweder zugrunde gehen oder an Deutschlands Spitze treten, wohin es gehört.
Interessant ist es, zu vergleichen, wie in der Republik zu Paris die Theaterzensur, Polizeiministerium, Unterdrückung von Zeitungen, Verbot von Maueranschlägen, Martialgesetz votiert und angenommen wird, während in der Monarchie zu Berlin die frechste Zügellosigkeit in allen Richtungen noch nicht genügt. – Doch genug von der verdammten Politik. Mein lieber Adolf, mein Zweck war eigentlich nur, Dich zu warnen. In der Mitte der aufgeregten Zustände, in denen Du lebst, wird man fortgerissen. Schleswig-Holstein hat bei dem größten Teil denkender Männer in Preußen gar keine Sympathien mehr. Dein

Helmuth

Magdeburg, den 21. September 1848

Lieber Adolf! Aus Deinem Schreiben vom 16. dieses Monats ist mir klar geworden, unter welchen schwierigen Verhältnissen Ihr in Kiel zu arbeiten habt, um aus dem

Schiffbruch der Zeit zu retten, was für Ordnung und Bestand noch zu retten ist. Ich begreife, daß man dort die anfängliche Unterstützung Preußens und die scheinbar schließliche Preisgebung schwerlich gutheißen kann. Aber welche Ereignisse liegen nicht zwischen diesem Anfang und Ende! Man übersah im März nicht die Konsequenzen, zu welchen die Barrikadensiege führten. Die heimischen Zustände wurden mit jedem Tage drohender. Die Macht und die Frechheit der Demokraten stieg mit jedem Wechsel von Ministern, die Zeitungen dienten und dienen noch jetzt fast allein dieser Partei. Ich erinnere nur an die Schweidnitzer Ereignisse[1]. Die gerichtliche Untersuchung der kompetenten Behörde (nicht die ungesetzliche der Deputierten) hat jetzt herausgestellt, daß das Militär in seinem vollen Recht war. Wer hätte das wohl aus den Zeitungsberichten herausgelesen? Dennoch bildeten diese Ereignisse die Basis der Steinschen Interpellation und der Schultzeschen Amendements, durch welche die Majorität einer einzigen Stimme einen Tadel über das Heer aussprechen ließ, welches allein fleckenlos und rein, die letzte, einzige Stütze der Ordnung, dasteht. Jetzt war in der Tat die Republik fertig. Die Versammlung war zum Konvent geworden. Sie regierte und gouvernierte, sie gab die Gesetze und führte sie aus. Der König war faktisch beseitigt. Die Berliner Bürgerwehr sagte gut für die Beschlüsse der Kammer. So in Berlin. Am Tage, wo Du mir schriebst, brach der Aufstand in Frankfurt aus. Dort sind Jordan[2], Jahn, Gagern[3] usw. längst schon Reaktionäre, selbst Blum und Konsorten schon nicht mehr

[1] In Schweidnitz hatte das bei einem Straßentumult eingesetzte Militär vierzehn Bürgerwehrmänner getötet, worüber es in der Nationalversammlung zu einem heftigen Vorstoß gegen den „alten Militärgeist" kam. – [2] Wilhelm Jordan, einer der besten Redner in der Paulskirche. – [3] Präsident der Nationalversammlung.

auf der Höhe ihrer Zeit. Konnte wohl irgendein vernünftiger Mensch glauben, Preußen werde seine Truppen umkehren lassen, die Stettiner Schiffe wieder in das Kopenhagener Embargo schicken, Krieg mit Schweden und Rußland anfangen, weil Professor Dahlmann[1] den Waffenstillstand verworfen hat? Er fand die Männer nicht einmal, welche die Maßregeln zur Ausführung seiner Pläne übernehmen möchten. Gewiß war so viel, daß die Verwerfung des Waffenstillstandes der Bruch Preußens mit Deutschland war, die vollständige Vernichtung des einzigen, was mit all dem Unheil versöhnen konnte, welches wir seit einem halben Jahr erlitten, die Vernichtung jeder deutschen Einheit. Und ebendarum wollte die Linke diese Verwerfung. Erbärmlich genug ist es, wenn die Versammlung endlich zu dem entgegengesetzten Resultat ihrer Beratung kam und Männer wie Waitz für die Verwerfung redeten und für die Annahme stimmten – die weite Kluft zwischen dem Wort und der Tat. – Die Polen waren seit Sonnabend in Frankfurt, am Sonntag brach die Straßenmeute los. Sie ist besiegt durch das schnelle und kräftige Einschreiten der Mainzer Garnison. Ich zweifle aber nicht, daß dennoch in den nächsten Tagen die Republik in Baden und in Thüringen proklamiert werden wird. Sie wird auch dort besiegt werden. Welch ein Glück aber, daß unter diesen Umständen unser Heer nicht an der Schlei, sondern an der Spree steht. Wir haben jetzt 40000 Mann in und um Berlin; dort liegt der Schwerpunkt der ganzen deutschen Frage. Ordnung in Berlin, und wir werden Ordnung im Lande haben. Eine kräftige preußische Regierung, und Deutschlands Einigung kann durch Preußen bewirkt werden. Mit all

[1] Einer der „Göttinger Sieben". Wie Waitz Historiker und zum rechten Zentrum der Erbkaiserpartei gehörend.

diesem will ich nur so viel sagen, daß das Verfahren unserer Regierung hart, ungerecht, selbst treulos in Holstein aussehen kann, aber durch überwiegende, höhere Interessen geboten ist. Jetzt hat man in Berlin die Macht in der Hand und das volle Recht, sie zu brauchen. Täte man es diesmal nicht, so bin ich bereit, mit Dir nach Adelaide[1] auszuwandern. – Die nächsten Tage müssen Großes bringen...

Was meine dienstliche Stellung hier betrifft, so bin ich Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps (Provinz Sachsen). Ich habe vollauf zu tun, denn auch bei uns rührt sich die Demokratie. Unsere Altenburger, Reuß-Schleiz-Greizer, Meininger und Schwarzburger Nachbarn sorgen dafür. Wir schreiten aber mit unseren prächtigen Soldaten kräftig ein. Die aufrührerischen Städte werden durch mobile Kolonnen in Zucht gehalten, ganze bewaffnete Bürgerschaften und Schützengilden entwaffnet, die Rädelsführer verhaftet und den Wühlern kräftig gezeigt, daß das Gesetz noch waltet. Hier in Magdeburg ist die Bürgerschaft gut. Freilich gibt es auch hier viel Gesindel, und man kann in diesen Tagen überall Ausbrüche erwarten. Aber das ist alles Nebensache, Berlin, da liegt die Entscheidung.

Seit fast drei Monaten lebten wir in der Cholera, erst in Berlin, jetzt hier. Jeder leidet mit, es ist eine der Zugaben des Jahres achtundvierzig, welches wohl in unserer Erinnerung bleiben wird. Marie ist aber, Gott sei dafür gedankt, wohl und munter wie je. Es ist zum Verwundern; ohne Wirtschaft, da wir noch im Gasthof wohnen, fast den ganzen Tag allein, umgeben von lauter düsteren Bildern und drohenden Nachrichten bleibt sie gleich heiter und ruhig. Wenn ich noch so müde und verstimmt

[1] Hauptstadt von Süd-Australien.

nach Haus komme, so finde ich dort ein fröhliches Gesicht. Gott segne sie dafür...
Adieu, lieber Adolf, ich schließe mein hastiges Geschreibsel. Möchten wir uns bald und froh wiedersehen. Tausend herzliche Grüße Deiner lieben Frau. Herzlichst der Deinige.

Helmuth

Magdeburg, den 17. November 1848

Lieber Adolf! Wir stehen hier jetzt auf einem Wendepunkt, wo es interessant ist, seine Gedanken auf dem Papier zu fixieren, um vielleicht in wenig Tagen für einen Propheten zu gelten oder über die eigene Täuschung zu erstaunen. Wenn es so im Lande aussähe wie in den Zeitungen, so wäre jetzt alles verloren. Ein Schrei des Unwillens, um ja die französische Redensart nicht zu vergessen, geht durch alle Städte und Goue, keine Wahl als Reaktion oder Anarchie.
Wahr ist es, wir sind in einer ernsten Krisis. Bis zur Steuerverweigerung sind wir gekommen. Der nächste Schritt ist die rote Republik. Und alles dies unter dem vollen Beifall der Presse, begleitet von Adressen aus allen Teilen der Monarchie, unterstützt von den Bajonetten der bewaffneten Bürgerschaft. Mitten in diesem Sturm rufen wir die Landwehr ein, die Landwehr, die nichts anderes ist als das Volk selbst. Präziser kann man die Frage nicht stellen. Die Antwort wird das großartigste Dementi der einen oder der andern Partie sein.
Es ist eine Zeit, wo jeder auf seinem Posten selbständig handelt. Instruktionen von oben darf niemand mehr erwarten, und wir haben sämtliche zwölf Landwehrbataillone der Provinz einbeordert. Noch gestern haben Städte sich mit gewaffneter Hand dem Abmarsch von Truppen widersetzt, die Eisenbahnen verweigern den Transport.

Die Telegraphen sind zerstört, und Bürgerkompanien bieten den Rekruten ihren Schutz, wenn sie der Einberufung keine Folge leisten wollen. In Thüringen ist die Republik proklamiert, Dr. Stockmann zahlt regelmäßigen Lohn an Sensenmänner. Die Landwehrzeughäuser sind bedroht, zum Teil von Bürgern besetzt, einzelne Vorräte sogar schon genommen. Treue, Zucht und Gehorsam sind anscheinend nur noch im Heer und im Beamtentum vorhanden, über welche denn auch die Presse die ganze Schale ihres Zornes ausgießt. In diesen Tumult hinein werden nun die wenigen Worte gesprochen: Zur Fahne! Tausende sollen Hof und Herd verlassen, um die Bewegung zu bekämpfen, für welche sie eben petitioniert, geredet oder Beifall gespendet, vielleicht die Waffen ergriffen. Das scheint allerdings etwas außerordentlich.

Bei alledem hoffe ich jetzt mehr als seit sechs Monaten. Der bisherige Zustand war unerträglich, die Entscheidung ist ersehnt. Eine solche muß nun erfolgen, so oder anders. Ich hoffe zu Gott, daß Vernunft und Recht siegen. Das Ministerium Brandenburg mag eine unpolitische Maßregel sein, aber die Energie, mit der es auftritt, versöhnt mit allem übrigen. Zum erstenmal seit dem 18. März sehen wir einen festen Entschluß, und der zündet in Millionen Herzen. Und fest entschlossen ist man diesmal, entschlossen zu allen Konsequenzen. Es ist keine Frage, daß Berlin, wenn der Widerstand stattfindet, das Schicksal Wiens teilt. Und diesen Widerstand kann jede Stunde, jeder zufällige Zank hervorrufen. Alle Maßregeln sind getroffen, und auch hier in Magdeburg, wo unermeßliche Vorräte angehäuft, die Besatzung auf zwei Fünftel der Friedensstärke reduziert ist, sind wir auf alles gefaßt. Unsere prächtigen Sachsen stehen von Worms bis Berlin. Allen Nachbarn müssen wir helfen, so daß wir für uns

selbst fast nichts mehr übrig haben. Aber das wenige, was uns bleibt, haben wir gehörig in Tätigkeit gesetzt. Wo unsere Truppen erscheinen, ist die Ordnung hergestellt. Die Gutgesinnten erheben sich, und die lautesten Schreier sind verschwunden. Die drei Kugeln im Prater haben nicht allein Robert Blum[1], sondern noch manchen andern – in Deutschland getroffen. Indes wir sind wenig gegen viele, und niemand kann den Ausgang verbürgen. Die nächsten Tage sind für uns entscheidend; gebe Gott, daß ich bald Gutes melden kann...

An den Bruder Ludwig

Magdeburg, den 27. September 1849

Lieber Ludwig! .. Daß die schleswigschen Angelegenheiten einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden, sagen mir hier Männer, die eine Einsicht in die Sache haben. Es kommt nur darauf an, sich über einige schwere Monate hinwegzuhelfen. Es ist wahrscheinlich, daß die Drohung Preußens, sich ganz aus der Sache zurückzuziehen, die Großmächte veranlassen wird, ein ernstes Wort zu dem übermütigen Inselvolk zu sprechen.
Im allgemeinen habe ich das Gefühl, daß die Dinge sich bessern werden. Die Pendelschwingung der demokratischen Revolution ist, wie mir scheint, vollbracht, sie sinkt zur Stabilität zurück – ob sie etwa nach der entgegengesetzten Seite abschweifen wird, ist nach dem natürlichen Gravitationsgesetz nicht unmöglich. Die Rolle der Demokratie ist vorerst ausgespielt, wenn vielleicht auch andere große Kämpfe bevorstehen:

Es wird eine Zeit der Helden sein
nach der Zeit der Schreier und Schreiber.

[1] Als Abgesandter der Frankfurter Nationalversammlung wurde er in Wien von den Eroberern im Kampf gefangengenommen und auf Grund eines kriegsgerichtlichen Urteils am 9. 11. 1848 erschossen.

Das Wahre in der großen Bewegung Deutschlands ist der unleugbare Drang nach Vereinigung, und wenn die Kabinette den einzig möglichen, ihnen jetzt gebotenen Weg zu diesem Ziel, mag man ihn das Aufgehen in Preußen nennen oder anders, nicht einschlagen, so kann allerdings in einer späteren Periode ein neuer Ausbruch erfolgen. Aber zunächst wird gewiß die Ordnung zurückkehren, und das ist nur zu wünschen, denn wie richtig bemerkt worden, ist aus der Ordnung zuweilen die Freiheit, noch nie aber aus der Freiheit die Ordnung hervorgegangen. Schläft man freilich bei der Ordnung wieder ein, dann wird sie auch nicht von langer Dauer sein. Die Verhandlungen unserer Kammern tragen den Stempel des wieder erwachten besseren Bewußtseins des Volks. Gott erhalte uns das viel geschmähte Ministerium Brandenburg-Manteuffel; sie haben uns alle gerettet.

An den Bruder Adolf

Magdeburg, den 17. Februar 1850

Marie grüßt aufs freundlichste, wir hoffen bald gute Nachricht von Deiner Frau zu hören. Das abscheuliche Wetter, welches seit vierzehn Tagen anhält, wird Dich wohl zum Einbleiben nötigen. Es muß nun aber doch bald besser und dann der ländliche Aufenthalt sehr schön werden. Die Zeitstürme werden wohl über die hohen Buchen wegbrausen, aber hoffentlich Dein Dach nicht treffen. Es sieht allerdings sehr drohend aus. Wenn zwar für den Augenblick bei uns weniger als in den beiden letzten Frühlingen unmittelbare Kriegsrüstungen vorliegen, so ist doch die ganze Sachlage sehr ernst. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, daß durch die endliche Feststellung der Verfassung unleugbar eine größere Festigkeit im Innern unseres eigenen Landes gewonnen ist, dies um

so mehr, als von Erfurt her wohl kaum große Resultate zu erwarten sein möchten. Österreich ist so wenig eine deutsche Macht, daß man wohl gewärtigen darf, es werde einer wirklichen Einigung gegenüber seine außerdeutschen Interessen, selbst auf dem Wege der Waffenentscheidung, zur Geltung zu bringen suchen. Dem steht vielleicht nichts entgegen als die unleugbare Erschöpfung seiner Finanzen und die drohende Stimmung in zwei Dritteln aller österreichischen Lande, in Italien, Ungarn, Böhmen und Galizien.

Preußen muß sich gestehen, daß es nirgends in ganz Europa mehr einen Freund hat, sondern ganz allein auf sich selbst angewiesen ist. Für uns ist nur etwa Louis Napoleon, ein Mann mit höchstens einer Partei, nicht einer Nation hinter sich. In Frankreich scheint ein blutiger Konflikt unvermeidlich, der Ausgang zweifelhaft. Man weiß daher nicht, was man an Frankreich hat, ob Freund oder Feind. – Preußen ist von den Demokraten aller Nationen gehaßt, weil es die stärkste Stütze der Ordnung, in den Augen des Petersburger und des Wiener Kabinetts aber ist es revolutionär und überhaupt in der ganzen Staatenfamilie als Parvenü, als Sohn seiner Taten, wenig beliebt; den Kleinstaaten, als herabgekommenen Altadeligen, besonders fatal. Also keine Allianz, kein Aufgehen weder von noch in, keine Hoffnung als auf sich selbst.

Wie es auch kommen mag, ich glaube nicht, daß der gefährlichste aller Feinde, die Demokratie, Aussicht auf Gelingen bei uns hat. Denn diesmal würde man wohl zu allen Konsequenzen entschlossen sein. Dagegen ist es freilich schlimm, daß allem Anschein nach der Streit um Schleswig wieder losgeht, und daß ein nicht unbeträchtlicher Teil unserer Streitkräfte nochmals in einen Kampf

verwickelt werden dürfte, der, in Ermangelung einer Flotte, auf keine absehbare Weise der Erledigung zugeführt werden kann. Erfreulich sind die allmählich erfolgenden Militärkonventionen mit Anhalt, Braunschweig, Mecklenburg. Wäre der von England apanagierte König von Gottes Gnaden nicht, so würde Norddeutschland sich wohl bald einigen.

Auf die „D. Reform"[1] werde ich sogleich abonnieren.

Die herzlichsten Grüße an Frau und Kinder. Dein Bruder

Helmuth

Magdeburg, den 21. März 1850

Lieber Adolf! Unsere Reisepläne können freilich durch die Ereignisse leicht gekreuzt werden, welche das Jahr in seinen nicht sehr rosenfarbigen Falten birgt. Es ist aber immer schon sehr viel gewonnen, daß man nur noch an den auswärtigen Krieg denkt. Wie hochfahrend auch die Sprache des Wiener Kabinetts klingt, so dürfte doch Österreich kaum in der Lage sein, die Waffen gegen das deutsche Einigungswerk zu erheben. Die Armee in Böhmen befindet sich im kläglichsten Zustande, Italien und Ungarn wollen durch zahlreiche Heere niedergehalten sein, und die Finanzen des Kaisertums verursachen die ernstesten Bedenken. Ernster sieht es mit Rußland aus, welches uns namentlich in Kopenhagen alles mögliche Herzeleid antut. Aber wenn irgend etwas, so würde ein Angriff der Russen die deutschen Stämme zur Einigung treiben. Die eigentliche Pandorabüchse bleibt aber doch la belle France mit ihren neuesten Wahlen. Frankreich hat das unabsehbare Unglück, drei Dynastien zu besitzen. Es scheint, daß Louis Napoleon sich aufrichtig der Majorität anschließen will gegen den Sozialismus, aber wohl

[1] „Deutsche Reform", eine Berliner Tageszeitung.

nur die allerdringendste Gefahr von dieser Seite kann die Majorität zusammenhalten. Sobald es sich um Begründung eines dauernden Zustandes handelt, wird die legitimistische und die orleanistische Partei sich von der napoleonischen trennen. Von dort kann ein Raubanfall über Nacht kommen und leider Sympathien im südlichen Deutschland finden. Bayern hat gerüstet, ohne daß man recht absieht, wofür. Gewiß ist nur, daß es seine Finanzen zerrüttet. Was dagegen von Zusammenziehung preußischer Truppen bei Erfurt immer in den Zeitungen wiederholt wird, entbehrt alles und jedes Grundes. Nur 30 Gendarmen und einige Schutzmänner sind abgesandt, und auch durchaus keine Truppenzusammenziehung beabsichtigt. Selbst das erste Landwehrregiment, welches zur Disposition des Generals Döring in Hamburg stand, ist nach der mecklenburgischen Grenze zurückverlegt, woraus man schließen muß, daß unsere Regierung jedes fernere Eingreifen mit Waffenmacht in die dänische Angelegenheit aufgibt. Es scheint wirklich, als ob man nur Holstein besetzen will. Wenn nun auch die Schweden abziehen, was entsteht dann in dem Vakuum Schleswig? Gehen die Dänen vor, so werden die Holsteiner nicht zu halten sein, und es ist sehr die Frage, wer dann der Stärkere ist. Die Abberufung der preußischen Offiziere wird erfolgen, aber angesichts eines Feldzuges werden gewiß viele hier ihren Abschied nehmen, um dort zu bleiben. Am meisten dabei zu verlieren hat offenbar Bonin, aber er ist auch am lebhaftesten bei der Sache beteiligt. Führt er einen glücklichen Feldzug, so wird man ihm verzeihen. Mit Rendsburg und der nicht zu überschreitenden Eider im Rücken kann er schon operieren und jedenfalls das Land bis Flensburg hin behaupten. Darüber hinaus wird die Flankenstellung von Alsen gefähr-

lich, aber bis dahin kann er sich frei bewegen. Die Landungen der Dänen weiter südlich können zur Verwüstung der Küstenstädte führen, setzen aber die Existenz des gelandeten jedesmal notwendig nur kleinen Korps in Frage. Zersplittern sich die Holsteiner nicht, so können sie die Entscheidung in offener Schlacht suchen. Eine wirkliche Entscheidung wird dadurch kaum gegeben werden. Die Eiderlinie gewährt den Holsteinern Schutz, denn ihre Überschreitung würde das ernstlichste Vorgehen deutscher Armeen rechtfertigen. Die Dänen finden Schutz auf Alsen oder in Jütland. Dorthin nachzufolgen würde für ein schwaches Heer sehr bedenklich sein. Aber allerdings würde es von unschätzbarem moralischen Wert sein, wenn die Herzogtümer wie den Willen so die Kraft zeigten, sich der Dänen zu erwehren. – Es hat etwas Widerwärtiges, so den Holsteinern zu sagen: seht selbst, wie ihr fertig werdet. Aber weder Holstein noch Dänemark will die Ausgleichung annehmen, die ihm geboten wird. Auch durch Teilnahme preußischer Truppen ist eine endliche Erledigung nicht zu erzwingen, solange wir ohne Flotte sind. Endlich befindet sich Preußen in der Entwickelung seiner eigenen Zustände, in einer Krisis, in welcher es auf einen europäischen Krieg stündlich gerüstet sein muß.

Das Parlament in Erfurt ist heute eröffnet. Man wird redlich versuchen, eine Einigung zu erzielen. Gelingt es, so muß die magnetische Kraft eines einigen, gewaltigen deutschen Staatenkomplexes in wenig Jahren fast von selbst bewirken, was man in zwei Feldzügen nicht hat erreichen können: einen intellektuellen Anschluß der deutschen Bevölkerung Schleswigs, gegen den keine politische Form einen Damm zu bilden vermag.

Aber diesem Einigungswerke steht nicht nur die Demokratie, sondern auch die Oligarchie der kleinen Dynastien

entgegen. Wäre die Volksrepräsentation wirklich der Ausdruck des Volkswillens, so müßten beide Hindernisse fallen. Gibt es etwas Wahres in den Bestrebungen der letzten Jahre, so ist es der Drang nach deutscher Einigung, aber dieser Drang findet keine Worte gegen den Partikularismus auf der einen, die Negation jeder gesellschaftlichen Ordnung auf der andern Seite. Ich hoffe, daß Preußen sein Wort lösen und den Versuch bis zur Darlegung der evidenten Unmöglichkeit durchführen, dann sich aber darauf beschränken wird, Preußen zu sein. Materielle Vorteile werden für Preußen durch den jetzt angebahnten Anschluß kaum erzielt. Für die kleinen Staaten aber dürfte die nächste Erschütterung wohl entweder den Untergang des monarchischen Prinzips überhaupt oder die vollständigste Mediatisierung bringen. Lebt dann Preußen noch, so ist es der Erbe.

Herzlich der Deinige. Helmuth

Magdeburg, den 4. November 1850

Lieber Adolf! Seit gestern mittag hängt der Friede Europas nicht mehr allein von den Ministerkonferenzen, sondern von dem Verhalten einer Husarenpatrouille ab. Die Preußen und Bayern müssen in der Gegend von Saalmünster aufeinandergestoßen sein. Ein paar Karabinerschüsse können leicht in die Pulvertonne Deutschland fallen und alle feinen Distinktionen der Politik in die Luft sprengen. Unsere Diplomatie muß doch wohl eine verkehrte sein, da jeder Schritt vorwärts uns weiter ins Verderben führt. Schon bleibt fast nur die Wahl zwischen Demütigung oder einem Krieg unter den schwierigsten Umständen, einem Kriege, in welchem gegen Osten, Norden und Süden Front gemacht werden soll, und wo in der Welt kein Verbündeter mehr ist. Glücklich, wer hier

nicht zu entscheiden, sondern nur zu gehorchen hat. Vor zwei Tagen glaubte man den Krieg gewiß. Heute zweifelt man, und jede Stunde, die den Mobilmachungsbefehl nicht bringt, macht den Krieg unwahrscheinlicher. Aber wie man aus all den angefangenen Händeln nur einigermaßen mit Ehren herauskommen wird, sehe ich nicht ein. Der Kampf, den man von allen Seiten fürchtet und vertagt, wird wohl zum Frühjahr doch zum Ausbruch kommen. – Griesheim ist zur Zeit Kommandant von Koblenz; man wird schon noch von ihm hören.

Mein General erinnert sich Deiner mit wahrer Teilnahme; er freut sich jedesmal, von Dir zu hören. Es gibt hier viel zu ordnen und vorzubereiten, denn durch all die einzelnen Entsendungen, Aufstellung von Truppenkorps aus allen Provinzen zusammengewürfelt, ist das verwickelte Geschäft einer Mobilmachung der Armee unendlich kompliziert. Möchte sie nicht eher befohlen werden, als man entschlossen ist, auch wirklich zu schlagen. Die Demonstrationen kosten Preußen Millionen und ziehen doch nicht. Es sind der Worte zuviel gemacht. Alles fordert Taten. Der schlimmste Handel bleibt die holsteinische Sache. Aber genug davon. Die Dinge sind nun so verwirrt, daß eine Entscheidung nicht mehr lange ausbleiben kann.

Der Deinige. Helmuth

An die Gattin

Merseburg, den 29. Januar 1851

.. Daß unsere ganze Politik eine so verkehrte gewesen ist, daß wir jetzt manche Demütigung hinnehmen müssen, daß wir alles seit drei Jahren Beanspruchte und Versuchte aufgeben, das begreife ich; daß wir aber 500000 Mann aufstellen, um in allen Dingen nachzugeben, um die Öster-

reicher am Geburtstage Friedrichs des Großen über die Elbe zu helfen, das ist schwer zu begreifen. Und brächen wir nun auch wirklich mit der Revolution und gäben allen Firlefanz auf! Aber da ist der Eid! Welch Unheil hat ein einziger Tag über uns gebracht!
Die Österreicher werden die Holsteiner fürs erste nicht wieder los. Dennoch halte ich die Wendung der Dinge dort für kein Unglück. Was zu erreichen ist, wird vielleicht auf diese Art am besten erreicht. Aber unser armes Preußen mag seiner Diplomatie ein Denkmal setzen...

An den Bruder Adolf

Magdeburg, den 25. Februar 1851

Lieber Adolf! Über Politik mag ich nichts schreiben. Die unwürdige Rolle, die man uns spielen läßt, kann nicht lange dauern. Ich habe immer noch nicht an Krieg geglaubt, aber jetzt glaube ich, daß wir in Jahresfrist den Krieg haben werden. Ein schimpflicher Friede hat noch nie Bestand gehabt. Was für eine Streitmacht haben wir beisammen gehabt! 24 Wochen war das IV. Armeekorps mobil und aus allen Garnisonen abgerückt. Was für eine Truppe! Hatte Friedrich der Große je solch ein Material gehabt? 30 Millionen sind verausgabt für eine Demonstration und um alle und jede Bedingung anzunehmen. Aber die schlechteste Regierung kann dies Volk nicht zugrunde richten, Preußen wird doch noch an die Spitze von Deutschland kommen. Eine Einigung des Zollverbandes (nach Ausscheiden der Süddeutschen) mit dem Steuerverein ist meine Hoffnung. In Holstein ist für den Augenblick alles verloren, aber der Prozeß wird wohl noch einmal aufgenommen. Aber das muß wahr sein, eine kläglichere Nation als die deutsche gibt es nicht auf Erden.

Mobilmachung und Demobilmachung haben mir viel zu tun gemacht, aber das Resultat war befriedigend; es fehlte nur an dem Willen, davon Gebrauch zu machen, wenn auch nicht zu einem Kriege gegen ganz Europa (denn in diese Lage hatte uns unsere Diplomatie gebracht), so doch, um bewaffnet zu unterhandeln. Aber es ist, als ob man mit Aufbietung aller Kräfte des Staates sich den demütigsten Bedingungen unterwerfen wollte. Die Mißstimmung ist furchtbar und allgemein. Wenn der Sieg über die Demokratie solche Früchte trägt, so möchte man sie fast wieder heraufbeschwören. Doch dies wird nicht nötig sein. Dein Helmuth

Magdeburg, den 23. Januar 1853

Lieber Adolf! Die äußerliche Aussöhnung Österreichs und Preußens dürfte vielleicht der Kopenhagener Regierung auch einige Rücksicht gegen die Herzogtümer auferlegen; wenn sie zwar ihre Rachsucht gegen den einzelnen nicht beengen wird, wie das ihr Verfahren gegen den armen Krohn nur zu deutlich zeigt. Ein wirklicher Beistand ist freilich nur von der Erhebung deutscher Nation zu erwarten, und dazu gehört ein allgemeiner Krieg, für den jedoch Louis Napoleon[1] vielleicht in wenig Jahren sorgen wird. Sein Kaisertum nimmt immer mehr den Charakter eines großartigen Schwindels an. Seine Vermählung mit der Spanierin schließt ihn von dem Eintritt in die legitime Monarchenfamilie vollends aus, und die Londoner Börse kann durch einfache Erhöhung des Agios sein ganzes Finanzsystem erschüttern. Die Franzosen werden des Abenteurers bald müde sein, der es schwieriger

[1] Hatte sich am 2. 12. 1852 als Napoleon III. zum Kaiser der Franzosen proklamieren lassen und am 29. 1. 1853 mit der spanischen Gräfin Eugenie von Montijo vermählt.

finden wird, Kaiser zu bleiben, als zu werden. Ohne Siege kann er sich wohl kaum behaupten, und ob er selbst Feldherr ist, und zwar im Stil des Onkels, das muß sich erst zeigen. Selbst muß er aber Schlachten schlagen, denn sein Feldherr würde Kaiser sein.

Herzlich der Deinige.

Helmuth

An den Generalmajor Fischer[1]

Magdeburg, den 12. Dezember 1853

Lieber Fischer! Ich freue mich, daß Du Schritte getan hast, um unser Anrecht an die geographische Kenntnis Kleinasiens zu wahren. Unsere Entdeckungen sind schon in alle neueren Karten und Atlanten übergegangen, ohne daß die Quelle davon weiter erwähnt worden ist. Um das Weitere zu fördern, habe ich Deinen Brief vom 9. dieses Monats nebst Anlage an Vincke übersandt, welcher in Berlin Gesetze gibt. Teils bin ich mit der Durchführung des neuen Mobilmachungsplans eben jetzt außerordentlich beschäftigt, teils ist Vincke in Berlin an der rechten Quelle, und an Eifer für die Sache wird er es nicht fehlen lassen. So zweifle ich nicht, daß alles aufs beste besorgt werden wird.

Die Russen haben geglaubt, ganz Europa zu imponieren, und wer weiß, wie nahe sie daran gewesen sind, das zu bewirken, wenn nicht die Türken auf eigene Faust zur Tat geschritten wären. Jetzt freilich liegen die Sachen so, daß Rußland eigentlich gar keinen Erfolg haben kann. Der glücklichste Feldzug kostet ein Jahr und 100000 Mann. Stehen aber nur 40000 Franzosen und Engländer bei Adrianopel, so wird die eigentliche Siegesbeute schwer zu erlangen sein. Ich kann mir gar nicht denken, daß die

[1] Moltkes Kamerad aus den türkischen Jahren.

Russen auf diesen Versuch und ohne die Herrschaft im Schwarzen Meer eingehen werden, aber freilich hat der allerfrömmste Kaiser der Sache eine religiöse Weihe gegeben, so daß man nicht einsieht, wie er mit Ehren herauskommen kann, und bei Kaiser Nikolaus ist das keine Nebensache. Ich glaube wohl, daß man uns gern dazu brauchen möchte, diese Kastanien aus dem Feuer zu holen. Rußland ist engagiert im Kaukasus und an der Donau, es muß Petersburg gegen eine englische Flotte sichern und Polen im Zaum halten. Schließen wir uns Rußland an, so haben wir nicht einen Mann von ihnen zu erwarten. Österreich hat Sardinien und die Revolution in Italien zu bekämpfen und die Revolution in Ungarn zu verhüten, wir haben die Revolution in Baden und Hessen und eine französische Armee in der Rheinprovinz. Vielleicht helfen uns dann die Russen im nächsten Jahr, und wir haben die „Dankbarkeit" Österreichs nachzuahmen. Das ist klar, daß man für jetzt die Allianz abgelehnt hat, ob aber Kreuzpartei und Familienbande nicht noch einen Mittelweg ersinnen, ist wohl noch nicht so ganz unmöglich, dann mag man mit der Allianz aber auch nur gleich den Mobilmachungsbefehl erlassen.

Wohl möglich, daß wir noch einmal nach dem Orient geschickt werden. Nur ins russische Hauptquartier nach Bukarest möchte ich nicht. Es wäre eine schiefe Stellung nach der, die wir zur Pforte eingenommen haben, und ich wenigstens wünsche den ehrlichen Moslem allen Erfolg gegen die Moskowiter. – Wie sie sich schlagen! Man sieht, daß jedes Volk brav wird, wenn der Krieg nur wirklich eine innere Notwendigkeit hat...

An Materialien über die Türkei habe ich selbst gar nichts mehr. Ich habe die Originalaufnahmen an den Generalstab übergeben, und dort sind sie, wenigstens zum

Teil, abhanden gekommen. Ich besitze eine Reduktion auf 1/50 000 der Küstenplätze, Donaufestungen und Balkanpässe. Dagegen fehlt mir gerade Varna ganz, und es würde mir sehr lieb sein, wenn Du mir eine Ölpapierkopie meiner Aufnahme schicken könntest. Die Originalaufnahme von Schumla ist auf dem Generalstabe noch vorhanden. Die Balkanpässe kann ich Dir kopieren lassen, aber nur in kleinem Maßstabe.

Adieu, lieber Fischer, die Zeit drängt zum Schluß. Ich werde Vincke bitten, wegen der eingangs gedachten Angelegenheit sich mit Dir in Korrespondenz zu setzen. Die besten Empfehlungen von mir und meiner Frau an die Deinigen. Bitte grüße meinen alten Freund Frobel herzlich und sage ihm meinen Glückwunsch zur Verlobung.

Herzlich der Deinige v. Moltke

An den Bruder Adolf

Magdeburg, den 5. März 1855

Lieber Adolf! Der Tod des Kaisers[1] ist eins von den Ereignissen, wo man das Walten der Vorsehung mit Augen zu sehen glaubt. Welche Folge das Ereignis haben wird, liegt aber noch ganz im Dunkeln, möglicherweise einen totalen Umschlag der jetzigen Politik. Seine letzten noch vernehmbaren Worte waren zur Kaiserin: „Dites à Fritz, que je compte sur lui pour la Russie et que je lui rappèle les dernières paroles de papa!“[2] Der König hat in Erwiderung auf diesen Anruf an Alexander II. telegraphiert und eine entsprechende Antwort erhalten. Die Gesundheit der Kaiserin hat sich erhalten, und die Aufgabe, unter ihren beiden ältesten Söhnen

[1] Nikolaus I. starb am 2. 3. 1855. – [2] Sagt Fritz, daß ich auf ihn für Rußland zähle und daß ich ihn an die letzten Worte von Papa erinnere.

Einigkeit zu erhalten, wird sie länger bewahren. Der Kaiser gehört zu der gemäßigten deutschen Partei, Nesselrode, Orlow, der Großfürst Konstantin der extremen russischen Kriegspartei an. Es ist aber die Frage, ob der verstorbene Kaiser, der Mann wie keiner in Europa, von dieser Partei nicht schon weiter gedrängt wurde, als er selbst wollte, und ob der neue Monarch ihr wird widerstehen können. Die unwahrscheinliche, doch zur Ausführung gelangende Reise Napoleons nach der Krim deutet auf eine für den Krieg definitiv entschlossene Politik Frankreichs. Die Sachen stehen schlecht in Sewastopol. An einen Sturm glaube ich nicht. Mit aller Bravour kann man nicht eine Wand hinauflaufen. Die Entscheidung im freien Felde ist, aus Mangel an Kavallerie der Alliierten, sehr zweifelhaft, die Folgen einer Niederlage unberechenbar. Herzlich der Deinige. Helmuth

An die Gattin

Berlin, den 3. Juni 1855

Liebe Marie! Ich will Dir vom gestrigen Tage gleich berichten: In Potsdam ging ich um zehn Uhr nach Sanssouci, wo Major von Loën den Dienst hatte. Ich sagte ihm, ich wisse, daß der König sonntags keine Meldung annehme, daß ich aber keinen andern Tag disponibel hätte, um noch vor Antritt der Reise Seiner Majestät zu danken. Hierauf ging ich in den Garten, wo ich Friedrich[1] mit der Mütze nach der großen Fontäne bestellt hatte, und wanderte in den Anlagen herum. Es ist wieder sehr viel Neues und Schönes geschaffen, namentlich die Friedenskirche in Verbindung mit Häusern gesetzt, die wie ein großes Kloster angelegt sind, ein hoher Kampanile, ein Campo santo mit Säulengängen, ein kolossaler Erz-

[1] Moltkes Bursche.

abguß des Thorwaldsenschen Christus in der Frauenkirche, prächtige Freskogemälde, alles mit vielem Geschmack. In dem Hauptgebäude wohnen, statt der Mönche, die Kinder des Prinzen Albrecht. Auch die Stadt Potsdam hat vor dem Brandenburger Tore eine prächtige Vase mit Bronzefiguren aufstellen lassen, aus welcher das Wasser durch die Rinnsteine der Stadt fließt. Der schöne blaue Himmel belebte mich recht, da ich eigentlich unpäßlich abgereist war. Die Bäume sind prächtig, und ein unbeschreiblicher Reichtum an Flieder steht in Blüte. Ich hätte recht gewünscht, daß Du mit gewesen wärest. Um zwölf stiegen die großen Fontänen eine nach der andern und warfen mächtige Brillanten in die blaue Luft. Als ich bei dem Obelisk aus dem Garten trat, begegnete ich dem Hofkourier, welcher aus dem Einsiedler zurückkam, um zu bestellen, daß der König mich sogleich sprechen wollte. Er war so freundlich, zu Fuß zurückzugehen und mir den Wagen zu überlassen. Ich fuhr nun rasch nach dem Gasthof und ließ den Wagen halten, um mich schnell wieder in Staat zu werfen. Da war aber weder Friedrich noch Schlüssel, noch Helm, noch Schärpe. Ich schickte Lohnbediente nach allen Richtungen ab, und Du kannst denken, daß ich in keiner pfirsichblütenen Laune war. Glücklicherweise sah ich den Leutnant von Brauchitsch vom ersten Garderegiment vorübergehen, der mir dann bald seinen Helm und Schärpe schickte, ersteren zwar mit gelben Schuppen. – Der König empfing mich im Schlafgemach Friedrichs II. Ein Alkoven mit roten Damastgardinen enthält das Bette; die Uhr, welche beim Sterben des großen Königs stehenblieb, stand auf einem Konsol an der Wand. Der König saß vor dem Arbeitstisch am Fenster, ziemlich zusammengebückt in einem niedrigen Lehnstuhl. Er ließ mich neben sich niedersitzen, er wolle

ganz offen mit mir über die gegenwärtigen Verhältnisse sprechen. Er sagte mir Sachen, die mich ebenso mit Dankbarkeit als mit Beschämung erfüllten. Er wünsche dringend, daß ich die erste Adjutantenstelle bei seinem Neffen annehmen möge, er sehe wohl ein, daß ich eine gute und wirksame Stellung deshalb aufgeben müsse, daß hierdurch alles für mich etwas wankend werde, auch könne er noch nichts bestimmt zusagen. So sprach der König eine volle Viertelstunde mit großer Lebendigkeit, manches mit großer Offenheit berührend, bis ich erwidern konnte, daß ich mich bestens bemühen werde, dem jungen Prinzen nützlich und bequem zu werden. Ich solle dem König nach Beendigung der Reise persönlich Bericht abstatten. Dann ging Seine Majestät auf die Reise selbst ein, die Eigentümlichkeit von Königsberg und Danzig führte auf Baulichkeiten in Rom und so weiter, auch Stolzenfels und Erdmannsdorf, wohin der König, um sein Fieber loszuwerden, gehen will, aber noch nicht entschieden ist, ob nach dem einen oder dem andern Orte. Es war gerade die Stunde, wo er den Anfall erwartete, der sich aber nicht einstellte. So saß ich über eine halbe Stunde, als der Herr mich entließ und mir die Hand reichte. Ich hatte den linken Handschuh ab, in der rechten den Helm. „Nein, die rechte", sagte der König freundlich, „und gehen Sie auch zu Elise[1]; sie wird sich freuen, Sie zu sehen."

Die Königin, bei welcher eben der Prinz von Baden[2] war, empfing mich gnädig wie immer. Sie trat auf die Terrasse hinaus, von wo man einen prächtigen Blick auf die sonnige Landschaft und die rauschenden Wasserkünste hat. Mein Rückweg führte mich bei Tümpling vorbei, der

[1] Die Königin Elisabeth. – [2] Von 1858–1907 Großherzog von Baden. Seit 1856 vermählt mit der Prinzessin Luise von Preußen, der Tochter Kaiser Wilhelms I.

mich sehr herzlich aufnahm und bei dem ich zu Mittag essen mußte. Sie bedauerten so, daß Du nicht mit seiest, und baten sehr, sie zu besuchen. Über alles dies war die Zeit verlaufen, in einer wahren Backofenglut stürzte ich nach dem Bahnhof um fünf Uhr und traf richtig um eine Minute zu spät ein. Ich mußte nun bis sieben Uhr warten. Ein gewaltiges Gewitter zog herauf, aber auf dem schönen, bedeckten Perron läßt es sich bei strömendem Regen ganz angenehm umherschlendern. Halb Berlin kam mit einem Extrazug aus dem Wildpark. Ich hatte mich vorsichtig in die erste Klasse retiriert, und bei untergehender Sonne breitete sich Berlin, das alte, gute Berlin, mit seinen Kuppeln und Türmen vor uns aus. An Droschke war nicht zu denken. Ich wanderte daher langsam zu Fuß und bestellte bei Herrn Franzen einen Überrock bis heute abend. In Begleitung des Prinzen kann ich denselben nicht entbehren. Überraschend schön war der Leipziger Platz, die Frische des Rasens, die Üppigkeit der Baum- und Fliedergruppen. Der Apfelbaum unter unserm Fenster war sehr gewachsen, aber abgeblüht.

Das Resultat des gestrigen Tages ist im ganzen ein sehr gutes. Es mag aus der Sache überhaupt etwas werden oder nicht, so habe ich den Beweis so gnädiger Gesinnung des Königs über mich, daß ich davon wahrhaft erfreut bin; wir werden nun sehen, was der heutige Tag bringt. – Sieben Uhr früh.

Den 4. – Der Prinz hat mich freundlich empfangen. Mit Graf Dohna habe ich eine lange Unterredung gehabt. Er war sehr freundlich und bat mich, nachdem wir lange gesprochen, um Mitteilung meiner politischen Ansichten. Ich erwiderte nun, wie ich es für meine Schuldigkeit halte, ihm auszusprechen, daß ich nicht auf dem Standpunkt der Kreuzzeitung stehe, daß ich Bündnis aller deutschen

Mächte, Neutralität für wünschenswert halte, um die Front sowohl gegen Osten als Westen machen zu können. Er schien damit zufrieden. Adieu, liebes, gutes Herz.

Dein Helmuth

An den Bruder Adolf

Magdeburg, den 4. Juli 1855

Lieber Adolf! In der Krim dauert die Menschenschlächterei fort, ohne daß man begreift, welches Resultat dadurch erzielt werden kann. Österreich tritt durch seine umfassende Reduktion faktisch auf den Standpunkt der preußischen Neutralität. Gebe Gott ein aufrichtiges Zusammenhalten aller deutschen Mächte. 500000 Mann, welche bereit sind, Front sowohl gegen Osten als Westen zu machen, sind ein Gewicht, welches vielleicht das Umschlagen in einen allgemeinen europäischen Krieg verhüten wird, dessen erster Akt die Herstellung Polens, die Revolution in Ungarn, Italien und Deutschland sein dürfte.

Ich habe soeben in Begleitung des künftigen Thronerben eine sehr interessante Reise durch die Provinz Preußen gemacht. Das Riesenwerk der Weichselbrücke erregt Erstaunen. Fünf Pfeiler von der Größe einer Dorfkirche tragen ein 40 Fuß hohes Gitterwerk, welches von fern aussieht wie ein Gradierwerk. Die Entfernung der Pfeiler, über welchen die Fahrbahn schwebt, beträgt im Lichten 360 Fuß. Ähnlich ist die Nogat überbrückt. Überall findet man noch wohlerhaltene Reste der gewaltigen Herrschaft des deutschen Ritterordens. Ein Schloß wie die wiederhergestellte Marienburg, den Sitz der Hochmeister, gibt es wohl nirgends in der Welt. Fast in allen Städten stehen noch die Ordensschlösser der Landpfleger und Komture. Dagegen ist die ursprüngliche preußische Bevöl-

kerung vollständig vertilgt oder in der Einwanderung untergegangen. Die Einführung des Christentums durch die polnischen Herzöge dauerte vom Martyrium des heiligen Adalbert bis zur Herbeirufung des deutschen Ordens zweihundert Jahre. Der Orden kämpfte um den Besitz des Landes fünfzig Jahre, und so ist der ursprüngliche Stamm, seine Sprache und seine Denkmäler bis auf einige Aschenkrüge und Waffen vollständig vertilgt. Die Besitznahme eines Landstriches wurde durch Anlegung einer Burg bezeichnet, unter deren Schutz deutsche Ansiedelungen sich bildeten. Nur zwei Familien, die Kalnein und Perbandt, sind nachweislich preußischen Ursprungs, die Dohna, Lehndorff, Dönhoff, Waldburg usw. sind die Angehörigen der Ritter. In seiner Blüte war der Orden eine souveräne Macht, seit Siegfried von Feuchtwangen den Sitz der Hochmeister von Venedig nach Marienburg verlegte und die Kniprode, Jungingen, Aldenburg und Reuß mit gewaltiger Hand, aber auch unter beständigen Kämpfen, die Herrschaft führten. Die Städte, welche nachmals vom Orden abfielen, tragen den Stempel ihres hanseatischen Ursprunges. Danzig ist eine der schönsten Städte, die ich kenne. Es erinnert sehr an Lübeck, aber übertrifft es an Größe, Schönheit und Reichtum. Die Gegend ist reizend, drei- bis fünfhundert Fuß hohe Berge mit dichtem Laubwald, der gewaltige Strom, die üppige Niederung und das Meer vereinen sich zu einer prachtvollen Umgebung. Sehr interessant war auch die Besichtigung des prachtvollen Hauptgestüts Trakehnen und der Remontedepots von Jurgaitschen, Neuhof usw. Selten sieht man wohl soviel treffliche Pferde beisammen; in Trakehnen allein über tausend Zuchtstuten und Fohlen.

Dein Helmuth

An die Gattin

Nordhausen, den 16. September 1855

.. Den 17. früh. – Gestern ging ein Schreiben des Feldmarschalls Grafen Dohna an mich ein:

„Seine Majestät wünschen, daß Euer pp. sobald als irgend tunlich dem Prinzen Friedrich Wilhelm nach England folgen, zuvor aber sich bei Prinz und Prinzeß von Preußen melden. Zu dem Ende wollen Seine Majestät, daß Ew. pp. am 19. sich nach beendigtem Manöver dem Gefolge Seiner Majestät anschließen und mit demselben an diesem Tage bis Eisenach und am 20. bis Mainz oder Speyer reisen, um sich beim Prinzen von Preußen zu melden, welcher an einem dieser beiden Punkte mit Seiner Majestät zusammentreffen wird. Gleich nach dieser Meldung werden Sie nach dem Wunsche Seiner Majestät sogleich nach Koblenz reisen, um sich der Frau Prinzeß vorzustellen, und sodann ohne Aufenthalt dem Prinzen Friedrich Wilhelm nach England (eigentlich Schottland) folgen. Vom Manöverterrain bis Eisenach würden Sie mit dem Generalarzt Dr. Grimm fahren, dann per Eisenbahn. In Eisenach und Speyer ist ein Nachtquartier für Sie besorgt. General v. Schöler wird Ihnen einen Reisepaß mitbringen. Die vorstehenden Bestimmungen Seiner Majestät habe ich soeben erst erhalten, sonst würde ich sie Ihnen früher mitgeteilt haben."

Es freut mich, daß der König doch Wert darauf legt, daß ich den Prinzen begleite und daß ich a glimpse of England catch[1]. Am 30. wird der Prinz jedenfalls nach Koblenz zurück sein wollen. Es scheint, daß die Verlobung der Prinzeß[2] vor sich gehen wird, wo dann auch der König zugegen sein würde. Ich werde wohl Zeit

[1] Einen Strahl von England erhasche. – [2] Luise, Tochter des Prinzen von Preußen. Vgl. Fußnote S. 191.

haben, von Köln ein paar Zeilen zu schreiben, gutes Herz. Die nächsten Anordnungen muß ich nun Deiner verständigen Tätigkeit überlassen. Adieu, mit herzlicher Liebe, Dein

Helmuth

Balmoral, den 30.[1]

Sonntag. – Beim schönsten Sonnenschein und durch die herrliche Gegend fuhr ich gestern mit der Eisenbahn weiter. Ganz besonders schön wird das Land bei Stirling, bis wohin der Firth of Forth einschneidet. Hinter demselben erheben sich hoch die Berge des Grampian, und der Allanfluß bildet mit seinen waldigen Ufern einen Abschnitt, der in den Kriegen der Grenze eine wichtige Rolle spielte. Das wohl erhaltene, wunderschöne Kastell von Stirling, in welchem die unglückliche Königin Marie solange gefangen saß, liegt überaus malerisch. Die Eisenbahn steigt nun recht steil durch das prächtige Tal des Allan auf die Höhe hinauf, wo sich die Szene gänzlich ändert. Die Vegetation wird immer dürftiger, und der Wald hört auf. Es wächst nur noch Roggen, dann Hafer, Gerste und turnips[2]. Der Hafer steht zum Teil noch auf dem Halm. Weite Heidestrecken mit zahllosen Granittrümmern und hin und wieder eine Hütte mit Strohdach und engen Fenstern erinnern an die Walter Scottschen Beschreibungen. Doch kommen oftmals auch wieder schöne Schlösser und Waldpartien vor. Schließlich tritt die Eisenbahn bei Aberdeen wieder an das Meeresufer heran, wo sich höchst malerische Klippen und tiefe Felseinschnitte zeigen, in welche die Wogen hineinschäumen, und in die man ein Schmugglerschiff sich hineindenken kann. Von Aberdeen, 100 deutsche Meilen nördlich London,

[1] 30. 9. 1855. – [2] Rüben.

lenkt die Bahn wieder ganz westlich landeinwärts, immer dem Laufe des schönen Dee-River folgend. Es war schon sieben Uhr abends, als ich mit Extrapost von Aboyne abfuhr, und bei hellem Mondschein, aber bitterlicher Kälte traf ich abends elf Uhr hier ein.

Es ist sehr überraschend, daß die königliche Gewalt von England sich in diesem menschenleeren, kahlen, kalten Gebirgsrücken befinden soll, und fast unglaublich, daß die mächtigste Monarchie allen Hofstaat so abstreifen kann. Es ist ein reines Familienleben hier, zwei Kavaliere, zwei Damen und freilich nur sechs Kinder, die ältesten. Nur ein Minister ist stets anwesend, jetzt der Herzog von Argyle, ein ganz junger Mann, ein echter Schotte mit roten Haaren. Kein Portier, kein Heer von Lakaien, nicht ein Mann Wache war zu sehen. Ich fuhr unmittelbar vor der Tür Ihrer Majestät vor, und als ich in die mit Hirschgeweihen geschmückte Halle trat, schallten mir die Töne eines Dudelsacks entgegen. Man tanzte in einem anderen Saal nach den nationalen Klängen der bag-pipe.

Das Schloß von Balmoral, in welchem die Königin wohnt, ist neu und nicht einmal fertig, ganz aus schönem Granit erbaut. Für mich sind Zimmer in dem dicht daneben liegenden alten Schloß eingerichtet. Der gute Roth, Garderobier des Prinzen, installierte mich, ein cheerful fire wurde bald im Kamin angezündet, eine turtle Suppe, Koteletts usw. und a pint of cherry wuchsen an, und bald erschien Heinz mit der Aufforderung, mich vorerst auszuruhen. Heute halb neun Uhr habe ich mich dann endlich beim Prinzen gemeldet, welcher mich sehr freundlich und herzlich empfing. Dann ging es zum Frühstück, die königlichen Herrschaften unter sich, das ganze Gefolge für sich. Dabei herrschte die völligste Zwanglosigkeit; ich bin im braunen Reiserock und schwar-

zer Binde, auch bleibt man so zum luncheon zwei Uhr, und erst abends acht Uhr zum Diner werden der schwarze Frack, pantalon collant, Schuhe und Strümpfe angelegt. Ob für mich früher schon eine Präsentation stattfinden wird, weiß ich nicht. Um zwölf Uhr ist Kirche, und zwar eine Meile von hier, nach dem strengsten John Knoxschen Ritus, sehr lang. Ich werde mich davon dispensieren und mit Heinz etwas in der Gegend umherstreifen. Nach dem Frühstück fahre ich mit dem Prinzen zur Herzogin von Kent, für die ich ein Paket habe. Ich kann mir denken, daß das Leben, ein rechtes Familienleben, hier höchst angenehm sein muß, und bedaure, daß wir morgen vormittag schon wieder abreisen. Doch ist es mir lieb, auch nur einen Blick hineinzutun. Sehr gespannt bin ich auf die Bekanntschaft der allerhöchsten Persönlichkeiten.

Die Gegend ist rauh, aber sehr romantisch. Zunächst um das im Stil der Elisabethzeit erbaute Schloß etwas Wald und grüner Rasen, dahinter aber gleich kahle Hügel, welche in ihrer Form und mit Steintrümmern bedeckt an den oberen Brocken erinnern. Der Dee in einem steinigen, breiten Bette bildet das Tal und rauscht unter einer schönen Drahtbrücke fort. Charakteristisch ist aber, wie gesagt, die tiefe Ruhe. Kein Getümmel von Dienerschaft oder Fremden, keine Equipagen, und niemand kann ahnen, daß hier der Hof eines der mächtigsten Staaten residiert, und daß aus diesen Bergen die Weltschicksale wesentlich mitbestimmt werden. Am Anberge nahe hinter dem Schloß stehen mitten im Heidekraut solche Hütten, wie Sir Walter sie beschreibt. Ich wurde beim Frühstück einer Dame vorgestellt von großer Schönheit, aber nicht mehr jung. Wegen ihres einfachen, bescheidenen Wesens hielt ich sie für eine Erzieherin der königlichen Kinder. Nachher erfuhr ich, daß es die Herzogin von Wellington

sei. Mir fiel ein, wieviel exklusiver in der Regel unsre Damen auftreten, die doch keine peeresses, also wirkliche Reichsfürstinnen, sind. Die andere Dame ist Miß Byng; der equerry in waiting[1] ist General Gray, der master of the house des Prinzen Albert[2] Colonel Phepps.

Die Kirchfahrt geschah in zwei zweispännigen Wagen mit einem outrider[3], alle Livreen schwarz, bloß mit Kokarde am Hut. Die Pferde derbe Grauschimmel. Die Lakaien im Schloß in Scharlach.

Abends. – Ich fange schon jetzt an, zu bedauern, daß es morgen fortgeht. Was sind das für prächtige Menschen. Nach dem luncheon wurde ein walk beschlossen. An der Deebrücke war das Rendezvous mit den Damen der Herzogin von Kent, deren Palais eine Viertelmeile entfernt liegt. Denke Dir die jungen Damen mit dicken Nägelschuhen, braunen Strümpfen, hoch aufgeschürztem Bauernrock und runden Hüten, einen derben Stock in der Hand. So ging es über Hecken und Mauern mit kräftiger Unterstützung der Herren, die vor und hinterher blieben, dann einen steilen Berg hinauf mit großen Steinblöcken. Lady Bruce, die etwas stark ist, konnte nicht folgen; ich brachte sie unten um den Berg und stieß erst nach einer halben Stunde wieder zur übrigen Gesellschaft. Mit Lady Seymour kroch ich in eine Erdhütte, aus der Rauch durchs Dach drang. Sie wollte nicht glauben, daß Menschen drin wären. Da war kein Tisch, kein Stuhl, kein Fenster, kein Rauchfang, wohl aber drei Weiber, eins blind, eins krank. Ich gab einen Schilling, und als wir ein Stück fort waren, sagte meine schöne Begleiterin: „I should like to have a shilling from you“[4], und ging zurück, um ihn

[1] Stallmeister vom Dienst. – [2] Prinz Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, Gemahl der Königin Viktoria von England. – [3] Vorreiter. – [4] Ich möchte gern einen Schilling von Ihnen haben.

zu geben. Dann wateten wir durch einen Bach, kletterten über eine Mauer und holten die anderen ein. An der Brücke trennte man sich mit einem shakehands, der von den Damen ausging. Ziererei ist hier nicht Mode. Sie lachen über ihr schauderhaftes Französisch. „Ce serait une impertinence de vous parler Anglais." – „Do, never mind!" – „You know nobody?" – „No, but I do not feel a stranger here."[1]

Montagfrüh. – Meine Vorstellung gestern ging sehr einfach vonstatten. Der Hof war im Drawing-room versammelt, und um halb neun Uhr erschien die königliche Familie. Prinz Friedrich Wilhelm führte die Königin, welche ein weißes Spitzenkleid und Brillanten trug, dann folgte Prinz Albert mit der Herzogin von Kent und die Prinzeß Royal. Der Royal husband war in hochschottischer Tracht, einer schwarzen Jacke, den Kordon des Schwarzen Adlerordens über die weiße Weste, den Kilt[2] und die Gamaschen, die Beine nicht etwa in Trikot, sondern ganz korrekt bloß. Die Präsentation erfolgte durch den Prinzen im Vorübergehen. Ich war angewiesen, die Herzogin von Wellington in den Speisesaal zu führen, sie dort ihrem Schicksale zu überlassen und mich neben die Herzogin von Kent zu setzen, gegenüber der Königin. Die Konversation mit den königlichen Herrschaften erfolgte auf deutsch, was alle fließend sprechen. Nur die Herzogin von Kent sprach mit ihrer Tochter Englisch. Mit den übrigen half man sich mit Englisch und Französisch. Das Diner war sehr gut, die Speisen wurden ebenso angekündigt wie bei uns die feinen Weine. Von letzteren gab es erst Sherry und Madeira, dann gleich Champagne doux

[1] „Es würde eine Ungezogenheit sein mit Ihnen englisch zu sprechen." – „Bitte sehr, es macht nichts." – „Sie kennen niemand?" – „Nein, aber ich fühle mich nicht als Fremder hier." – [2] Knierock der Schotten.

ou froid (non mousseux), zum Dessert Claret und Bordeaux. Dann erhob sich die Königin und zog sich mit den Damen ins Drawing-room zurück. Die Herren setzten sich wieder, aber eigentlich nur der Sitte wegen und auf kurze Zeit, es wurde alter Sherry gereicht, aber sehr bald aufgestanden. Dann gingen die Prinzen zu den Damen, während der Hof den Kaffee im Speisezimmer nahm und schließlich ebenfalls sich im Drawing-room etablierte. Eine andere Etikette ist, daß man ohne Hut und Handschuh erscheint. Man spielte Domino, sah Bilder; Tee wurde gar nicht serviert, und um elf Uhr zogen die Herrschaften sich zurück.

Die Prinzeß Royal ist etwas klein, hat ein rundes, freundliches Gesicht, sehr schöne, kluge Augen und einen gutmütig freundlichen Ausdruck. Sie spricht fließend deutsch und soll ihren Pony mit großer Keckheit reiten. Den Prinzen von Wales, der noch nicht bei Tafel erscheint, hoffe ich heute zu sehen. Wir fuhren um zehn Uhr auf einem Gebirgswege nach Perth und werden die Nacht in Edinburgh bleiben.

Edinburgh, abends. – Wir haben einen schönen Weg durchs Gebirge bis Perth gemacht, von da per Eisenbahn und trafen halb zehn Uhr hier ein. Dann wurde diniert, und ich will nun noch diesen Brief abschließen und morgen früh absenden. Morgen wollen wir Warwick Castle sehen.

Der Prinz will einen Tag in London und zwei Tage in Brüssel bleiben, dann nach Koblenz gehen und zu Königs Geburtstag in Berlin sein. Ich bitte Dich, liebes, gutes Weibchen, mir daher etwa zum 8. n. Mts. poste restante nach Koblenz schreiben zu wollen, und hoffe zu Gott, gute Nachricht von Dir zu erhalten. Möchtest Du nur gesund geblieben sein. Wir wollen uns freuen, wenn wir wieder beisammen sind. Mit herzlicher Liebe Dein Helmuth

An den Bruder Adolf

Berlin, den 27. Oktober 1855

Lieber Adolf! Meine jetzige Adresse ist: Oberst v. Moltke, erster persönlicher Adjutant Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, Berlin. Mein junger Prinz ist ein höchst liebenswürdiger, hoffnungsvoller Herr, und das ist für meine Stellung allerdings entscheidend. Sonst hätte ich das Hofparkett nicht gesucht; ich trete in manche schwierigen Verhältnisse. Ich werde sehen, wie lange ich das durchführen kann. Die Reise nach Schottland war sehr interessant. Heute nacht bin ich von Letzlingen zurückgekehrt, wo in zwei Tagen über dreihundert Stück Damwild und über hundert Sauen geschossen sind. Recht bedeutende erste Anschaffungen lagen mir ob, namentlich Pferde, dann eine schwarze, eine rote, eine graue und eine bunte Toilette für Reisen ins Ausland, Parforcejagd, Treibjagd und Hofgesellschaft. Herzlich der Deinige.

Helmuth

Berlin, den 12. Dezember 1855

Lieber Adolf! Wir wohnen hier in einem Stadtteil, von welchem Du wohl nur die ersten Anfänge hast entstehen sehen. Jetzt enthält er mit die schönsten Häuser der Stadt. Dicht bei uns zieht der neue Schiffahrtsgraben, vormals Schafgraben, durch welchen nunmehr der sehr bedeutende Schiffahrtsverkehr stattfindet, welcher früher durch die Stadt ging und die Brücken sperrte. Breite Chausseen mit doppelten Baumreihen begleiten den Kanal und bilden einen sehr angenehmen Reitweg, welcher längs des Tiergartens bis nach Charlottenburg führt. Zum Frühjahr ist das eine große Annehmlichkeit, und die Pferde sind gleich vom Pflaster.

Leider ist die Kriegsfrage auch in diesem Jahre unerledigt geblieben. Die Russen werden die Halbinsel nicht räumen, und es fehlt an einer Basis für Friedensunterhandlungen. Die Alliierten stehen auf dem Taurischen Chersones, eng eingeschlossen und gleichsam belagert von den Russen. Ihre Stellung ist sehr stark und schwer zu nehmen, ihre Existenz ist durch den Besitz der Häfen von Balaklawa und Kamiesch gesichert, aber sie können nicht heraus. Nach meiner Ansicht bleibt ihnen nur übrig, zum Frühjahr abermals in Eupatoria zu landen, noch eine Schlacht an der Alma zu gewinnen und diesen Sieg dann zu benutzen, wie sie den ersten zu ihrem großen Nachteil unbenutzt gelassen haben. Erst wenn sie die Krim haben, werden sie unterhandeln.

Fast scheint es, als ob man einen ernsten Schlag im Finnischen Meer versuchen wollte. Die Russen haben von neun Armeekorps eins in Asien und fünf in der Krim. Von Finnland bis nach Polen stehen nur drei Korps, außerdem zwar noch viele, aber nur neuformierte Truppen (Depotbataillone und Druschinen). Die Ausrüstung einer sehr großen Zahl schwimmender Batterien mit äußerst weittragendem Geschütz kann selbst Kronstadt gefährlich werden.

Die letzte Thronrede sprach das Festhalten Preußens an der Neutralität aus. Dein

Helmuth

An den Bruder Ludwig

Berlin, den 16. März 1856

Lieber Ludwig! Der unleidliche, kalte Ostwind, der uns seit 14 Tagen quält, macht alle Menschen krank und erinnert an die Behauptung, daß Deutschland eigentlich nur bis Heidelberg bewohnbar ist. Sagt doch schon Tacitus: „Wer möchte auch Attika, Italien oder Afrika ver-

lassen, um in diesen grauenhaften Wäldern und scheußlichen Sümpfen zu wohnen – es sei denn das Vaterland." Der Ratzeburger See hat nur das Gute vor der Berliner Gegend voraus, daß er nicht stäubt, aber kalt, windig ist es dort wohl auch. Ich bin neugierig, ob es am Rhein besser sein wird. Wenn Du einmal zu uns kommst, lieber Ludwig, so wirst Du uns in einer großen, schönen Stadt finden, die in Deiner Abwesenheit von hier neu erstanden ist. Der Landwehr- bzw. Schafgraben ist in einen sanft geschlängelten Schiffahrtskanal umgewandelt, mit breiten Alleen zu beiden Seiten und prachtvollen Häusern eingefaßt. Dies ist unser naher Spaziergang und Reitweg, der dicht hinter dem Tiergarten fort an der Fasanerie, jetzt Zoologischer Garten, in die Charlottenburger Chaussee führt. Ausgedehnte Kirschplantagen beschatten die angrenzenden Felder und überdecken die unheilbarsten Sandflächen. Die gewaltige, alles überragende Kuppel des Schlosses und zahlreiche hohe und spitze Türme neuer Kirchen haben das Ansehen der Stadt aus der Ferne ganz verändert. Dazu kommen nun die Industrie mit ihren Dampfschornsteinen, riesenhafte Kasernenbauten, Bahnhöfe und Isoliergefängnisse vor den Toren, dann Gasbeleuchtung, Wasserleitung, Trottoirs von Granitplatten, kurz, Berlin ist in der Tat eine schöne Stadt geworden, und es lohnt der Mühe, sie sich einmal wieder anzusehen.

Wenn Du noch außer Akten sonst etwas lesen kannst, so empfehle ich Dir Droysens Geschichte der preußischen Politik. Sie hat nicht bloß ein preußisches Interesse. Ich bin jetzt beschäftigt, auch Riehl, „Naturgeschichte des Volkes", zu lesen. Der Deinige.

Helmuth

An die Gattin

Aachen, Dienstagmorgens, den 20. Mai 1856

.. Ich besah den Dom, das wunderbarste Bauwerk, bestehend aus einer Rotunde aus dem neunten, einem Chor aus dem vierzehnten Jahrhundert und verschiedenen Türmen, aber gar keinem Langschiff. In dem Bau Karls des Großen, zu welchem er die Säulen aus Ravenna hergeschafft, war er selbst beigesetzt. Kaiser Otto III. ließ das Gewölbe öffnen und fand den ersten Deutschen Kaiser auf einem steinernen Stuhl sitzend, die Krone auf dem Haupt, den Reichsapfel in der Hand. Er ließ ihn dem Volke zeigen, bei der Berührung mit der Luft zerfiel der Leichnam in Staub. Die Gebeine wurden in einen silbernen Schrein getan, der noch vorgezeigt wird, der Stuhl auf den ersten Umgang der Rotunde gestellt und auf demselben nachmals sechzehn Kaiser gekrönt. Da steht er noch heute. Das Chor ist ganz neu konstruiert und mit außerordentlich schöner, neuer Glasmalerei geschmückt. Prächtig wiederhergestellt wird auch jetzt der Bankettsaal Karls des Großen im Rathaus. Große Freskogemälde an den Wänden zeigen die Taufe Wittekinds, des Sachsenherzogs, die Zerstörung der Irmensäule im Teutoburger Walde, die Schlacht gegen die Araber in Spanien, endlich wie Otto III. den Kaiser im Grabgewölbe gesehen. Die ganze Halle ist gewölbt, ganz kleine Kapelle am Ende. In einigen Tagen, liebe Marie, hoffe ich Dir aus old England gute Nachricht geben zu können. Leb wohl. Gott behüte Euch. Dein

Helmuth

Dienstag, den 20. Mai 1856

Mittags verließen wir Aachen mit dem Kurierzuge. Es mußten sämtliche sieben Diener erster Klasse fahren, da

keine Wagen zweiter Klasse gegeben werden. Es kann sich daher wohl fügen, daß man in einem Kurierzuge in Belgien für höhere Bezahlung mit lauter Domestiken zu sitzen kommt. Ich fuhr mit Prinz Friedrich Wilhelm, General Schreckenstein und Fürst Löwenstein-Wertheim, der auch nach England, aber über Calais geht. Die Gegend im frischesten Grün, die zierlichen, reinlichen Wohnungen, das Vieh auf den Weiden nahmen sich hübsch aus. Um sechs Uhr abends langten wir in Ostende an und schifften uns auf einem Kahn zum Dampfschiff ein, welches wegen der Ebbe in ziemlich weiter Entfernung vor Anker schaukelte. Ich hatte absichtlich, und weil mir nicht recht wohl war, den ganzen Tag nur den Kaffee und ein paar Schnitten Butterbrot zu mir genommen, an Bord nur eine Tasse Tee. Da es sehr kalt war, legte ich mich in der dumpfigen Kajüte schlafen. Die Bewegung des Fahrzeuges war sehr gering. Gegen elf Uhr wachte ich auf und ging aufs Deck, wo die übrigen biwakierten. Es war sehr milde geworden, die See ruhig. Das Schiff lief zwölf englische Meilen in der Stunde. Links sah man die Leuchtfeuer von Calais und Grisnez, rechts die der englischen Küste. Bald erkannte man die steilen weißen Kalkfelsen im Vollmondschein. Nach kaum fünfstündiger Fahrt liefen wir in den engen Hafen von Dover ein. Colonel Seymour, in der Krim verwundet, war abgeschickt, den Prinzen zu empfangen. Ein mächtiges Souper stand in Ship Hotel serviert, aber ich mochte doch meinem Magen nach Mitternacht keine Hummer, Wildpasteten und dergleichen bieten, um so mehr, als er doch über die eben bestandene Seereise etwas bestürzt schien. So war dies ein rechter Fasttag für mich geworden.

Schon um sieben Uhr früh einundzwanzig Kanonenschüsse aus ungewöhnlicher Nähe, dann Ehrenwache mit

schlechter Hornmusik unter den Fenstern. Seltsam genug, daß gerade der Prinz hier die englische Fremdenlegion sehen mußte, in der gar mancher Ausreißer des siebenten und achten Armeekorps stecken mochte. Sie wurden indes zensiert, Schweizer zu sein. Der Prinz begnügte sich, einmal die Reihen entlang zu gehen. Der Prinz allein mit Schreckenstein nach Osborne. Wir machten in zwei Wagen, vom Sattel durch Kutscher in roten Jacken gefahren, eine hübsche Ausfahrt nach den neuen Befestigungen. Dover liegt zwischen zwei Kalksteinhöhenrücken, die beide senkrecht etwa zwei- bis dreihundert Fuß zum Meer abstürzen. Auf dem östlichen liegt die mittelalterliche Burg, ein schönes, altes Schloß. Schon die Römer fingen an, daran zu bauen, und die sächsischen Könige sowie die normannischen setzten den Bau fort. Nach der Seeseite hat man Galerien mit Schießscharten hinter der senkrechten Felswand fortgeführt wie bei Gibraltar. Aus der Höhe von etwa hundert Fuß kann man natürlich mit schwerem Kaliber herannahende Schiffe in sehr großer Entfernung schon erreichen. Der westliche Höhenzug ist durch zwei Werke gekrönt, die durch ein Glacis verbunden sind. Das Hauptwerk liegt nächst der Küste, hat schönen Hohlbau, bombensichere Kaserne, gemauerte Traversen. Einige Terrainfalten mangelhaft oder gar nicht eingesehen. Diese Höhe würde sehr schwer zu ersteigen sein, ist aber nicht sturmfrei.

Ich ging dann mit Heinz und Schreckenstein, dem Sohn, nach dem prächtigen Lord Wardens Hotel am Meere. Es war eine köstliche, frische Seeluft dort, die wir in London entbehren werden. Wir besuchten den Bau der neuen Jettee (Damm). Er erstreckt sich bereits über zweihundert Schritt ins Meer und soll nun links weitergeführt werden, um einen neuen geräumigen Hafen zu bilden. Dieser

Damm wird aufgeführt durch lauter ganz gleich große Quadern, etwa sechs Fuß lang, vier Fuß breit, drei Fuß hoch; nach der Seeseite Granit, nach der Hafenseite Kalkstein, im Innern ein künstlicher Stein aus Zement und Kies, der vollkommen steinhart ist. Die Meerestiefe an der Stelle, wo jetzt gebaut wird, beträgt etwa sechsunddreißig Fuß. Um das Fundament zu legen, arbeiten zehn Mann, je zwei in einer Taucherglocke, am Meeresboden. Diese Glocken sind von Eisen, sehr schwer, damit die Strömung sie nicht fortreißt, oben mit Klumpglas versehen, um sehen zu können. Eine Dampfmaschine treibt durch Spritzenschläuche frische Luft hinein. Die Leute bleiben sechs Stunden unter dem Wasser und werden dann abgelöst.

Um zwölf Uhr fuhren wir mit Graf Bernstorff nach London. Ein langer Tunnel führt unter der berühmten Shakespeareklippe hindurch, dem steil zum Meer abfallenden Felsen, von welchem der blinde König Lear ins Meer hinabzuspringen glaubt und betäubt zu Boden fällt. Noch ein zweiter Tunnel, und man ist in Folkestone, dem hübschen Überfahrtsort nach Boulogne. Dann geht es durch die freundliche Grafschaft Kent und die englischen Weinberge, nämlich Felder mit zahllosen Pfählen, an welchen der Hopfen gezogen wird. Alle Häuser haben spitze, kleine Türmchen, in welchen die Hopfenstangen des Winters aufbewahrt werden. Das Wetter muß in England das Jahr sehr schlecht gewesen sein, denn die Vegetation ist außerordentlich weit zurück. Die Eichen haben eben erst die ersten Blätter, die Apfelbäume stehen noch in Blüte.

Beim Herabfahren von Croydon sieht man die dicke Rauch- und Dampfwolke über der Themse lagern und nimmt Abschied von der Sonne. Nachdem man links den

ungeheuren Kristallpalast passiert, zeigt sich rechts Greenwich, dann der Tower mit seinen vier Ecktürmen, die hohe Säule, welche an den großen Brand von London erinnert, ein Wald von Masten und ganz dunkel im Nebel die gewaltige Kuppel von St. Pauls. Die Eisenbahn führt nun in gewölbten Bogen über die ganze Vorstadt Southwark fort. Man fährt über die Dächer der freilich meist niedrigen und unansehnlichen Häuser mit ihren zahllosen Rauchfängen fort bis nahe an London Bridge.

In Dover waren wir die Gäste der Königin (doch gab der Prinz für die eine Nacht 10 Liv. Trinkgeld). Equipagen wurden gestellt, das Coupé auf der Eisenbahn war genommen. Auf dem Bahnhof erwarteten uns zwei königliche Equipagen (schwarze Livree) und zwei Fourgons[1], welche uns nach Buckingham Palace fuhren. Dort war nichts von unserer Ankunft bekannt. Ich ließ nach Howards Hotel fahren, fand es besetzt, von da nach Regents-Street Nr. 1, wo wir drei bedrooms und einen saloon erhielten. (Der Doktor wohnt beim Gesandten.) Bald darauf kam ein dicker Gentleman vom Hofmarschallamt, er hatte eine telegraphische Depesche aus Osborne, sollte für alles sorgen und so weiter. Wir sind also ausgemietet.

Das Wetter war für London schön, wir machten einen Gang durch die fashionable Regents-Street, Pallmall und so weiter. Man wird ganz schwindelig von diesem Gedränge. Nach Tische um sieben Uhr fuhren wir nach Hyde Park, um die Menge der zu Pferde und zu Wagen passierenden Spazierenden zu mustern. Sehr viel Damen ritten ganz unabhängig, nur von einem Groom gefolgt. Man sah gute Pferde, doch nichts Außerordentliches. Die Pferde werden ganz anders wie bei uns geritten, lang

[1] Gepäckwagen.

weg, auf den Blättern, bohren gegen die Zügel. Keiner wäre imstande gewesen, eine kurze Volte zu machen. Hyde Park ist eigentlich eine große grüne Hutung mit einzelnstehenden, zum Teil sehr schönen Eichen, rings umgeben von hohen Häusern, darunter mehrere schöne, wie man sie sonst in London sehr selten findet. Mitten unter den eleganten Equipagen und Reitern, die sich jedoch wie auf eingezäunten Wegen bewegen, grasen friedlich die Kühe und Schafe. Da es anfing, zu regnen, so fuhren wir heim, ließen ein cheerful fire im Kamin anzünden und tranken unsern Tee. In meinem acht Fuß breiten Bette habe ich vortrefflich geschlafen. Heute, den zweiundzwanzigsten, ist es so trübe, daß man Licht anstecken möchte, es regnet, und nachdem der Kaffee mit Eiern, Toasts und Muffins[1] verzehrt, rauche ich bei verriegelter Tür und zwischen offenem Fenster und Kamin im bedroom die verpönte Zigarre, ungewiß, was man an einem solchen Tage in London anfängt.

Als die Normannen England eroberten, fanden sie etwa eine Million Einwohner. Jetzt enthält London 2200000 Menschen, weit mehr als die Königreiche Sachsen, Hannover oder Dänemark. Alle Woche sterben hier mehr als 1000 Menschen. In der großen Feuersbrunst 1666 (Karl II.) brannten 13000 Lehmhäuser ab. Man baute dann erst aus Ziegel. Die letzte Pest, ein Jahr früher, 1665, hatte 68000 Menschen weggerafft. – Oxford-Street ist über eine halbe Meile lang. – Zur Zeit Jakobs I. hatte London 150000 Einwohner, jetzt stehen ungefähr soviel Menschen unter polizeilicher Aufsicht.

Bei dichtem Regen nach Buckingham Palace, nicht groß, aber sehr schön, dann nach St. James, dem einzigen Schlosse der Königin in London von Wilhelm III. (wo

[1] Eine Art Gebäck.

Whitehall abbrannte) bis in neueſter Zeit, wo Buckingham Houſe für Königin Viktoria eingerichtet wurde.
St. James iſt wohl das unanſehnlichſte Schloß in der Welt, ein langes, unregelmäßiges, zweiſtöckiges Haus, ungefähr wie Monbijou, aber aus roten Ziegeln, mit Zinnen und einigen Türmen und Höfen.
Colonel Seymour aus Osborne bringt die Einladung, dorthin zu kommen.
23. Mai. – The South Eastern Railroad führt von Waterloo Bridge eine Station weit über die Dächer der Häuſer fort, und noch innerhalb der Stadt liegt der zweite Halteplatz Vauxhall. Wir hielten aber nur an zwei Orten bis Southampton an. Die Sonne ſchien, aber die Gegend iſt nicht ſehr intereſſant; es kommen Heideſtrecken vor, dann aber auch ſehr hübſche Punkte, namentlich Claremont, der Sitz der vertriebenen Orleans. Höchſt unanſehnlich iſt Southampton, aber die gewaltigen Dampfer, die nach Weſtindien laufen, geben dem Hafen ein Anſehen. Wir wurden um halb drei Uhr durch ein äußerſt kleines und leichtes Dampfſchiff der Königin abgeholt. Es war ſtürmiſch, aber das Waſſer doch in der Bucht wenig bewegt. Bei ſtarkem Regen näherten wir uns Osborne. Neben dieſem Beſitztum liegt Norris Caſtle, ein prachtvolles Schloß, ganz und gar von Efeu überkleidet, prächtige Bäume, grüne Grashänge bis zur Mauer am See. Die Hofequipagen führten uns nach Osborne. Das Schloß beſteht aus einem Pavillon, den die Herrſchaften bewohnen, und aus einem Gebäude für den Hof, alles im Renaiſſanceſtil, der für die freundliche Gegend gut paßt, wie der Bauſtil der Eliſabeth für die ernſte Umgebung von Balmoral. Durch ein Wieſental auf beiden Seiten von Bäumen eingefaßt, hat man den Blick aufs Meer, und im Hintergrund erkennt man Portsmouth und die

Hügel von Portsdown. Ein Teil der Flotte liegt im Angesicht von Osborne vor Anker. Leider haben wir noch keinen klaren Himmel gehabt, um die Schönheit dieses Blickes zu würdigen. Meine Fenster gehen nach der Südseite auf den Park, eine weite grüne Fläche mit einzeln stehenden schönen Eichen und seltenen Bäumen, unter anderen einem Paar schöner Zedern. Hinter dem Park erheben sich in der Entfernung von etwa einer Meile die kahlen, langgestreckten Hügel, welche diese Insel in zwei Hälften teilen. Ich schlenderte allein nach Cowes, dem eine Viertelmeile entfernten Hafenplatz, und auf einem sehr hübschen Wege über Elm-Cottage zurück.

Die Königin, lila Kleid mit gelbem Besatz ohne Brillanten. Prinz Albert, schwarzer Frack, Kordon des Schwarzen Adlerordens unter der Weste, Goldene Vlies um den Hals, den garter[1] ums Knie. Prinz von Leiningen links der Königin. Prinzeß Royal erschien heute nicht. Nach dem Diner ladies retire. Bald darauf folgten die Prinzen, nach dem Kaffee der Hof. Jetzt erst macht die Königin Konversation. Tee. Die kleinen Prinzen haben ein Feuerwerk, welches draußen abgebrannt wird. Um elf Uhr alles zur Ruhe.

Den 24. Regenwetter, nach dem Frühstück wurde es schön. Ich traf mit dem Doktor und Schreckenstein am Strande zusammen, wo wir uns außerhalb der precincts of the park auf einen Baumstamm setzten und eine Zigarre rauchten. Die Herrschaften kamen desselben Weges, und wir gerieten zwischen die Flut und das hohe, felsige Ufer. Zum luncheon nahm ich nur köstliche Trauben und Ananas. Dann mit Captain du Plat an Bord der prachtvollen Dampfjacht Victoria and Albert. Das Schiff ist 237 Fuß lang, also noch länger als das größte Linien-

[1] Hosenbandorden.

schiff. Die Räume unter dem Deck sind so hoch und hell, daß man gar nicht glaubt, auf einem Schiff zu sein. Die Königin hat außer Schlafzimmer und Kabinett einen großen Salon mit Spiegelfenstern auf dem Deck und einen unter demselben. Captain Duman und Captain Christby waren in fünf Tagen nach Madeira gedampft. Wir wurden herübergerufen, die Geschenke zu sehen. Ein Diadem und Schmuck in Gold und Perlen von Prinz Albert, eine Brosche vom Prinzen, ein Fächer, den die Prinzeß Royal gemalt, Zeichnungen von den Kindern und so weiter. Gratulation eine bloße Verbeugung. Promenade nach West-Cowes.

Zum Diner saß ich zwischen Prinzeß Royal und Miß Seymour. Das wäre bei uns unmöglich, wo die königlichen Prinzessinnen stets durch Hofdamen eingefaßt werden. Die Prinzeß ist höchst liebenswürdig. Sie spricht Deutsch ohne allen Akzent, ist schlicht, freundlich und sehr gescheit. Mit der Prinzeß Luise schreibt sie sich fast täglich.

Nach dem Diner Ball, das heißt mit Aushilfe einiger Damen und Kavaliere, die Familie unter sich. Die Königin tanzte alle Tänze mit, ebenso Prinz Albert. Zu Tische waren schon Prinz Arthur und Leopold, die jüngsten, ausnahmsweise, aber nur als Zuschauer zugelassen. Sie liefen zwischen den Lakaien herum und amüsierten sich köstlich. Dann wurden sie zu Bette gebracht. Die übrigen Kinder tanzten mit. Der Prinz von Wales ist ein lebhafter und hübscher Knabe, aber wie mir scheint, dem kleinen Matrosenbilde gar nicht mehr ähnlich...

Moskau, Donnerstag, den 28. August[1]

Die Stadt Moskau nimmt an, daß der Kaiser noch nicht da ist. Zwar behaupten einige, er halte sich seit gestern in

[1] 1856.

dem eine Wegstunde von hier entlegenen Schloß Petrowskoj auf, wo er Hof halte und hunderttausend Garden mustre; aber das ist sein Inkognito, offiziell ist er noch nicht da...

Wer wie ich von der Höhe des Kreml zum ersten Male die Stadt Moskau an einem warmen, sonnigen Tage erblickt, der wird gewiß nicht denken, daß er sich hier noch unter demselben Breitegrade befindet, unter welchem in Sibirien die Renntiere weiden und in Kamtschatka die Hunde den Schlitten über die Eisflächen ziehen. Moskau macht entschieden den Eindruck des Südens, aber zugleich den des fremdartigen, nie gesehenen. Man glaubt sich nach Ispahan, Bagdad oder sonst einem Ort versetzt, in welchem die Märchen der Sultanin Scheherezade spielen.

Obwohl Moskau nicht über dreihunderttausend Einwohner zählt, so bedeckt es doch mit seinen Häusern, Gärten, Kirchen und Klöstern zwei Quadratmeilen. Man sieht in dieser flachen Gegend kaum noch über die äußersten Vorstädte hinaus, und Wohnungen und Bäume erstrecken sich soweit wie der Horizont.

Keine Stadt der Welt, Rom ausgenommen, umschließt so viele Kirchen wie die heilige Stolitza[1] Rußlands. Man behauptet, daß Moskau vierzigmal vierzig Gotteshäuser besitzt. Jedes hat mindestens fünf, einige sogar sechzehn Kuppeln, die bunt bemalt, mit farbigen, glasierten Ziegeln gedeckt sind, oder reich versilbert und vergoldet in der blauen Luft funkeln, wie die Sonne, wenn sie halb über dem Horizont emporgestiegen ist. Selbst die schlanken Türme, welche aus der ungeheuren Masse von Häusern und Gärten zum Teil in bedeutende Höhe emporsteigen, tragen diesen glänzenden Schmuck, und auch den größeren Palästen fehlt die Zierde einer Kuppel nicht.

[1] Hauptstadt.

Die Wohnhäuser liegen fast immer in Gärten und zeichnen sich auf dem dunklen Grunde der Bäume mit ihren weißen Mauern, hellgrün oder rot angestrichenen, flachen Eisendächern in sehr bestimmten Umrissen ab. Nur der älteste Teil dicht am Kreml, die Kitai-gorod, das Chinesenviertel, bildet eine Stadt, wie wir sie kennen, wo Haus an Haus sich lehnt, von einer prachtvoll betürmten und hier natürlich weiß angestrichenen Mauer sorglich umschlossen. Alles übrige scheint eine weite Versammlung von Landhäusern zu sein, zwischen welchen die Moskwa in weiten Krümmungen hinfließt.

Auf der Höhe des Kremls erheben sich neben den Palästen des Zaren und des Patriarchen die Rüstkammer des Heeres und die Heiligtümer der Kirche. Dort thronen die oberste weltliche und geistliche Macht. Die Klöster, meist an den äußersten Enden der Stadt, bilden Festungen für sich.

In der Kitai-gorod ließen sich die Kupzi nieder, der Handelsstand, der seine Schätze aus China, aus der Bucharei, aus Byzanz und Nowgorod durch Mauern zu schützen hatte. Den übrigen, bei weitem ausgedehnteren Teil von Moskau baute sich der Adel, und lange noch, nachdem der erste Kaiser eine neue Hauptstadt auf Feindes Grund und Boden errichtet, verschmähten diese die Großen des Reichs, welche den Sitten ihrer Väter anhingen.

Noch immer ist das ehrwürdige Moskau mit seinen alten Heiligtümern und geschichtlichen Erinnerungen für jeden Russen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe, und sobald er, oft Hunderte von Meilen herbeiziehend, das goldene Kreuz auf dem Iwan Weliki von ferne erblickt, wirft er sich in Andacht und Vaterlandsliebe auf die Knie. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau steht seinem Herzen nahe.

Wirklich hat auch Moskau gar keine Ähnlichkeit mit Petersburg. Hier gibt es keine Newa, kein Meer und keine Dampfschiffe, nirgends eine gerade Straße, einen großen Platz oder eine Waldinsel. Aber ebensowenig hat Moskau Ähnlichkeit mit irgendeiner anderen Stadt. Die Kuppeln, flachen Dächer und Räume würden an den Orient erinnern; aber dort sind die Kuppeln flach gewölbt, mit grauem Blei gedeckt und von schlanken Minaretts überragt, die Häuser zeigen nach der Straße keine Fenster, die Gärten sind von toten, einförmigen Mauern hoch umschlossen. Moskau hat eben seinen Charakter ganz für sich, und wenn man diesen mit Bekanntem vergleichen will, so muß man ihn einen byzantinisch-maurischen nennen.

Rußland empfing sein Christentum und seine erste Gesittung aus Byzanz. Es blieb bis in die neueste Zeit vom Abendlande vollständig abgeschlossen und bildete das einmal Angeeignete in völlig nationaler Weise fort. Die schwere Geißel der Mongolen- und Tatarenherrschaft, welche fast drei Jahrhunderte auf diesem Lande lastete, hinderte lange jeden weiteren Fortschritt. Alle Bildung war auf die Klöster beschränkt, und von diesen ging auch nachmals die Befreiung aus. Die tatarischen Khane forderten nie den Übertritt zum Islam, sie begnügten sich mit dem Tribut. Um ihn zu erheben, brauchten sie eine einheimische Autorität. Sie selbst stützten daher das Ansehen der Großfürsten und der Geistlichkeit, und die Gewaltherrschaft der Goldenen Horde, wie sehr sie auch sonst alle Entwickelung hemmte, befestigte in den Unterdrückten den Glauben an ihre Religion, die Treue gegen ihre Beherrscher und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande.

Diese Züge bezeichnen noch heute das Volk, und wenn man bedenkt, daß der Kern dieser Nation, die Großrussen, sechsunddreißig Millionen Menschen einer Abstammung,

eines Glaubens, einer Sprache, die größte homogene Masse Menschen in der Welt bilden, so wird man nicht zweifeln, daß Rußland eine große Zukunft vor sich hat.

Man hat gesagt, daß bei zunehmender Bevölkerung das unermeßliche Reich in sich zerfallen müßte. Aber kein Teil desselben kann ohne den anderen bestehen, der waldreiche Norden nicht ohne den kornreichen Süden, die industrielle Mitte nicht ohne beide, das Binnenland nicht ohne die Küste, nicht ohne die große gemeinsame Wasserstraße der vierhundert Meilen schiffbaren Wolga. Mehr noch als dies hält aber das Gemeingefühl aller auch die entferntesten Teile zusammen.

Und für dies Gefühl nun ist Moskau der Mittelpunkt nicht nur des europäischen Kaisertums, sondern des alten heiligen Zarenreiches, in welchem die geschichtlichen Erinnerungen des Volkes wurzeln, und aus welchem, trotz einer zweihundertjährigen Abschweifung, vielleicht doch noch seine Zukunft hervorgehen wird.

Die gewaltsame fremdartige Zivilisation ist nirgends in die Masse des Volkes eingedrungen. Die nationale Eigentümlichkeit hat sich vollständig erhalten, in Sprache, Sitte und Gebräuchen, in einer höchst merkwürdigen Kommunalverfassung, der freiesten, selbständigsten, die es irgendwo gibt, endlich auch im Baustil...

Bei der Paroleausgabe meldeten sich die Kommandierten aller Regimenter, die der Kavallerie zu Pferde. Es war hübsch, eine Probe von allen diesen glänzenden Uniformen zu sehen. Die Kürassiere mit dem byzantinischen Doppeladler auf dem Helm, ähnlich wie unsere Gardedukorps, aber mit Lanze, die Ulanen fast ganz wie die unsern, die Husaren in weißem Dolman mit goldenen Schnüren, die Linienkosaken mit Pelzmütze und rotem Kaftan, die tschernamorskischen Kosaken in dunkelblauen

Röcken mit rotem Überwurf, die uralischen hellblau, alle mit der Lanze, auf kleinen Pferden und hohen Sätteln. Die Tataren sind meist Heiden oder Muselmänner. Die Tscherkessen erschienen in Helmen und Schuppenpanzern. Sie führten ihre Reiterstückchen auf, schossen vom Pferde mit ihren langen Flinten, schützten sich gegen die Verfolgung durch ihren Kantschu, deckten sich, indem sie sich seitwärts warfen, so daß sie die Erde mit der Hand berührten, andere stellten sich aufrecht in den Sattel, alles in gestreckter Karriere und unter lautem Geschrei.

Sehr gut gefiel mir ein Regiment Druschinen, eine Reichswehr, welche auf den kaiserlichen Apanagegütern ausgehoben wird. Sie trugen eine Mütze mit dem Andreaskreuz, bloßen Hals, den Kaftan des Landvolks, nur kürzer und ohne Knopf, ganz weite Hosen (das Hemd darüber, wie alle gemeinen Russen), das untere Ende der Beinkleider in den halbhohen Stiefeln. Das ist der uniformierte Muschik. Diese Tracht ist ganz national, kleidsam und praktisch. Der Mann kann den Pelz (der hier unentbehrlich ist) daruntertragen, und ich möchte voraussagen, daß die ganze russische Infanterie sich eine dieser ähnliche Tracht aneignen wird. Les proverbes sont l'esprit des peuples[1], und die Nationaltracht ist das Ergebnis hundertjähriger Erfahrung über das Zweckmäßige, zugleich Kleidsame. Die österreichische Uniform ist in Mähren weiß, im Banat braun, weil die Schafe dort diese Farbe haben; der Spanier trägt die Tabarra, wie die Ziege ihm das Material dazu liefert, der Araber ist weiß von Kopf bis zu Fuß, weil die Hitze seines Klimas es verlangt, und der Muschik trägt seinen Kaftan nicht aus Laune oder zufällig, sondern weil er ihm am besten zusagt.

[1] Die Sprichwörter sind der Geist der Völker.

Das Kortege des Kaisers ist wahrhaft imposant, wohl fünfhundert Pferde...

Heute abend beim Sonnenuntergang war ich noch auf dem Kreml. „Diem perdidi“[1] würde ich von dem Tage sagen, wo ich diesen Wunderbau während meines Aufenthaltes hier nicht besuche.

Ich stieg dann nach der Moskwa hinab und besah mir unten vom schönen Kai die gewaltige weiße Mauer, die Türme und Torzwinger, welche den Zarenpalast und eine ganze Stadt von Kirchen der seltsamsten Bauart umgeben. Heute abend gibt die Stadt ein großes Fest, von welchem ich mich entbinden werde, um zu schreiben. Man nimmt so viel Eindrücke auf, daß man sie gar nicht alle verarbeiten und seine Gedanken zurechtlegen kann.

Ich suche nach Verständnis für die hiesigen Bauten. In Kulm in Westpreußen sah ich voriges Jahr auf dem Marktplatz ein so seltsames Rathaus, daß es in mein Hirn gar nicht passen wollte; jetzt begreife ich, daß es moskowitischer Bauart ist. Die Schwertritter von Livland standen mit den deutschen Rittern in Preußen in vielfacher Verbindung, und einer ihrer Baumeister mag an der Weichsel wiederholt haben, was er an der Moskwa gesehen. An den Orient erinnern hier die Fontänen, runde, überdachte Häuschen auf den Hauptplätzen, welche fortwährend von Menschen und Tieren umlagert sind, die ihren Wasserbedarf holen. Zuerst erscheinen sie roh und ungeschickt, wenn man sie mit der schönen Bauart, der reichen Skulptur, den goldenen Gittern, den durchbrochenen Marmorwänden der Tschesmen Konstantinopels vergleicht. Dann sieht man hier, ebenso wie in den Moscheen ungeheure Schwärme von Tauben, die so dreist sind, daß sie kaum den Wagen und Fußgängern Platz machen. Aus

[1] Ich habe einen Tag verloren.

den Läden werden sie oft wie ein Volk Hühner hinausgejagt, und überall suchen sie ihre Nahrung. Niemand tut ihnen etwas zuleide, und sie zu essen gilt den Russen eine Sünde. Ganz besonders ist das Gostinoj-Dwor, die Kaufhalle, eine Wiederholung der orientalischen Tschurchi. In großer Ausdehnung steht eine Bude neben der andern. Die sie trennenden schmalen Gänge sind überdacht, daher dasselbe Halbdunkel und genau auch derselbe Geruch von Leder und Spezereien wie auf dem Missir oder ägyptischen Markt in Konstantinopel. Meist finden sich hier jedoch nur eingeführte europäische Waren, die man bei uns besser und wohlfeiler bekommt, so daß man nicht sehr versucht ist, zu kaufen.

Wenn ich zu wählen hätte, ich würde doch lieber in Moskau wohnen als in Petersburg.

Peter der Große fand ein Binnenland vor, ohne alle Seeküste. Er konnte das Schwarze Meer oder die Ostsee als Verbindung mit der gesitteten Welt betrachten, aber das eine oder die andere mußte erst erobert werden. Der hitzköpfige Schwedenkönig drängte ihm den Kampf nach Norden auf, und überdies war damals das südliche Meer von Barbaren umwohnt. Er soll ursprünglich die Absicht gehabt haben, seine neue Hauptstadt am Pontus zu gründen, auch den Platz dafür bestimmt haben, und die eine Küste ist nicht viel weiter vom Mittelpunkt des Reichs entfernt als die andere.

Wie, wenn er sein Petersburg an den prachtvollen, nie vom Wintereise versperrten Hafen von Sewastopol verlegt hätte, dicht an die paradiesischen Höhen des Tschadir-Dagh, wo die Weinrebe wild wuchert, und alles das im Freien gedeiht, was an der Newa im Treibhaus gezogen wird, wo keine Überschwemmung mit Vernichtung droht, die Flotte nicht sieben Monate eingefroren liegt, und die

Dampfkraft die Verbindung mit Europas schönsten Ländern leichter herstellt als vom Finnischen Meerbusen aus?! Welche Stadt wäre Petersburg, wenn sie ihre breiten Straßen bis nach Balaklawa erstreckte und das Winterpalais über den tiefblauen Spiegel des Schwarzen Meeres blickte, wenn die Isaakskirche auf der Höhe des Malakoff stünde, wenn Aluschta und Orianda das Peterhof und Gatschina der kaiserlichen Familie wäre?!

Sonntag, den 7. September

.. Es kann wohl kein harmloseres und gutmütigeres Volk geben als das gemeine Volk in Rußland.

Dort gehört Grund und Boden der Gesamtheit, die Nutznießung aber ist der Gemeinde überlassen. Diese kann ihre Feldflur weder ganz noch teilweise veräußern. In ihr kann der einzelne nie Eigentümer sein, sondern jedes Gemeindeglied hat mit allen übrigen völlig gleiches Recht auf Benutzung. Diese ist für Wald und Weide gemeinsam, dagegen werden Acker und Wiesen wirklich in so viel gleiche Parzellen geteilt, als männliche Gemeindemitglieder eben vorhanden sind. Da nun dieser Bestand wechselt, so werden Neuteilungen in Zeiträumen von zehn bis fünfzehn Jahren wirklich vorgenommen. Man bewahrt in den Dörfern heilig gehaltene Maßstäbe auf, die nach Verhältnis für den guten Boden kürzer, für den schlechten länger sind. Jeder Haushalt empfängt nach der Zahl seiner männlichen Mitglieder einen verhältnismäßigen Anteil zur beliebigen Benutzung. Ecken und Winkel werden zur nötigen Ausgleichung in der Zwischenzeit in Reserve behalten; Streitigkeiten gleicht die unbedingte Autorität der von der Gemeinde selbst gewählten Starosten oder Ältesten aus.

Diese urälteste, noch jetzt bestehende Einrichtung hat die

merkwürdigsten Konsequenzen. Abgesehen von den Pelowniks oder Halbbauern, welche tschudischen Ursprungs, gibt es in Rußland kein Privateigentum an Grund und Boden für Personen. Die freien Gemeinden sind Eigentümer, die Krongemeinden Besitzer, die adligen Gemeinden Inhaber. Innerhalb der Gemeinde gibt es nur Nutznießer. Es existiert demnach für Grund und Boden kein Erbrecht. Der Sohn erbt nicht den Acker des Vaters. Er erhält seinen Anteil nicht kraft des Erbrechts, sondern kraft seiner Geburt als Gemeindeglied. Jeder Russe ist irgendwo ansässig, und es gibt keinen Pöbel, kein Proletariat. Niemand ist ganz arm. Ein Vater kann alles durchbringen, die Kinder erben seine Armut nicht. Die Vermehrung der Familie, bei uns ein Gegenstand der Sorge, ist in Rußland ein Zuwachs an Reichtum. Alles drängt zur frühzeitigen Heirat. Der Einzug selbst der mittellosesten Schwiegertochter ist ein Freudenfest der Familie. Sie bringt arbeitende Hände mit, und für ihre Söhne werden schon bei der Geburt die Ackerparzellen zugelegt.

Andererseits leuchtet freilich ein, daß bei dieser Einrichtung der Ackerbau nie auf eine Stufe der Vervollkommnung gelangen kann. Wer wollte Meliorationen machen, Bäume pflanzen, Dränierungen anlegen auf einem Grundstück, welches nach fünfzehn Jahren vielleicht einem andern gehört?

Persönlich war der russische Bauer vollkommen frei. Der Adel ist keine ursprünglich russische Institution; er ist, wie in England, germanischen Ursprungs; die Normannen, die mit Rurik 860 herüberkamen, führten ihn ein. Aber auch sie wurden nicht eigentlich Feudalherren des Grund und Bodens, sondern die in einem gewissen Bezirke wohnenden Bauern wurden ihnen zinspflichtig. Dieser Zins,

Obrok, wurde sehr mäßig normiert und konnte nicht gesteigert werden, weil sonst die Zahler verarmten, das landwirtschaftliche Inventar zugrunde ging und die Zahlung ganz unterblieb. Boris Godunow erst hob die Freizügigkeit 1580 auf, und in den russischen Volksliedern lebt noch die Klage über diese Beschränkung. Die Leibeigenschaft des Bauers trat aber erst im achtzehnten Jahrhundert unter Peter dem Großen ein; bis dahin waren nur Kriegsgefangene leibeigen gewesen. Der Bauer diente entweder persönlich dem Herrn in seinem Hause, oder er zahlte den Obrok und baute das Feld. Der Herr hatte für seinen Unterhalt zu sorgen, wenn er verarmte oder arbeitsunfähig wurde; er konnte ihn allerdings schon damals verkaufen, aber nicht ohne den Grund und Boden: die Untertanen waren gleichsam ein Servitut, welches diesem anwohnte. Er verkaufte nicht das Land, sondern den Zins der Leute, die auf dem Lande lebten und denen allein die Nutznießung zustand. Der Adel selbst wohnte fast nie auf dem Lande. Nirgends erblickt man hier die Burgen und Schlösser, in welchen unsere Ritter so fest wurzelten und von denen ihre Namen noch stammen. Der russische Adel lebte und lebt noch jetzt meist in der Stadt, entweder in Moskau oder Petersburg. „On dit que j'aie de superbes terres du côté de Tomsk!“[1] hört man sagen. Ein Flügeladjutant des Kaisers kam en mission an die Wolga, er fand die Gegend reizend, verweilte einige Zeit und erkundigte sich nach dem Besitzer; man nannte ihm seinen eigenen Namen. Es ist, wie wenn wir eine Hypothek auf ein Gut besitzen, welches wir nie gesehen und mit dessen Bewirtschaftung wir nichts zu schaffen haben. – Peter der Große nun schenkte dem Adel die

[1] Man sagt, daß ich prächtige Ländereien in der Gegend von Tomsk besitzen soll.

Grundstücke, ein unermeßliches Geschenk, die Hälfte alles kultivierten Landes in Rußland; indes blieb die Nutzung den Bauern. Er riß ferner Rußland aus der Reihe der Ackerbaustaaten heraus und gründete die ersten Fabriken. Diesen wurden ganze Gemeinden zugewiesen, welche für sie arbeiteten, wogegen die Fabrik für ihre Unterhaltung zu sorgen hatte. So entstand zuerst der Gedanke, daß man einen Leibeigenen zu jeder beliebigen Leistung verwenden könne. – Ein Leibeigener erhält die Erlaubnis zu wandern, er wird ein gefeierter Künstler, ein Kaufmann und Millionär. Jetzt steigert der Herr den Obrok auf Tausende von Rubeln, er kann dem Manne das Heiraten verbieten, kann ihn auf das Gut zurückbeordern usw. Die Fabrikanlagen haben seit 1825 eine ungeheuere Verbreitung gefunden, ihr Betrieb zwingt zu beständiger Aufsicht, der Besitzer ist genötigt, auf seinem Gute zu wohnen, und nun wird der Obrok in Frondienst umgewandelt. Der Bauer erhält die Hälfte bis zwei Drittel des Feldes und muß dafür den Teil des Herrn bestellen, der vielleicht ein Parvenu ist und für patriarchalische Verhältnisse keinen Sinn hat.

Ein jeder fühlt, daß die Leibeigenschaft, im Widerspruch mit der angebahnten Zivilisation, nicht mehr fortbestehen kann; die große Schwierigkeit ist, wie sie abzuschaffen? Wollte man vierundzwanzig Millionen Adelsbauern plötzlich die Freizügigkeit wiedergeben, so würde in den minder fruchtbaren Teilen des Reiches der Ackerbau ganz zugrunde gehen. Man hat überhaupt nur fünf Monate, in welchen gepflügt, gesäet, geerntet werden kann, am 6. August muß schon die Wintersaat wieder bestellt sein. Der Ackerbau wird schon jetzt gewissermaßen nur nebenher getrieben; sieben Monate fuhrwerkt der Mann, spekuliert, handelt oder treibt ein Handwerk. Der Feldbau

Aufnahme aus dem Jahre 1871.

wirft nur Korn ab, und das hat in guten Jahren geringen Preis; dagegen zahlen die Fabriken einen so hohen Tagelohn wie in England. Eine Spinnerin verdient täglich einen Scheffel Korn im östlichen Rußland, in Bielefeld drei Metzen. Je mehr die Fabriken zunehmen, je schwieriger wird die Sache. Da, wo sie nicht vorhanden, der Obrok gering ist, läßt letzterer sich zum zwanzigfachen Betrage kapitalisieren und in Grundbesitz abfinden. Wie aber soll das Recht des Herrn an den Obrok einer ersten Sängerin, eines Großhändlers, eines Häuserspekulanten und Millionärs normiert werden? Allein so gut man bei uns das Servitut abgelöst hat, muß es doch auch hier gehen, wo man es nicht mit Individuen, sondern mit Kommunen zu tun hat. Denn, daß man die uralte Gemeindeeinrichtung nicht ändern will, ist anzunehmen; trotz ihrer Nachteile für die Agrikultur hat sie in sozialer Beziehung die unschätzbarsten Vorzüge und ist einer weiteren Ausbildung fähig.

Die russische Gemeinde verwaltet ihre eigenen Angelegenheiten durch selbstgewählte Obere, die Staroſten, denen sie unbedingt gehorcht. Die kaiserlichen Beamten sind leider oft von notorischer Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit. Der junge Kaiser hat hier schon mit kräftiger Hand eingegriffen, aber das Übel wurzelt tief. Auf einem Unterschleif ertappt zu werden, ist ein Unglück, nicht wie bei uns eine Schande. Zu viele sind bei den Mißbräuchen interessiert. Je weniger solcher Beamten daher, desto besser.

Das Mittel zur Selbstregierung ist nicht allein den Gemeinden, sondern auch dem Adel gegeben, welcher unter seinen Adelsmarschällen von Katharina II. korporativ konstituiert ist; aber er hat bis jetzt wenig Gebrauch davon gemacht.

Kein Adel entspricht überhaupt weniger als der russische seinem eigentlichen Zweck, auf eigenen Füßen zu stehen und selbständig das Recht gegen unten und oben zu wahren. Es gibt allerdings einen wirklichen, alten Adel; die Trubetzkoi, Gagarin u. a. leiten ihre Abstammung von Rurik, also von Odin, ab. Aber dieser Erbadel wird bei weitem überwogen durch den Rangadel. In allen übrigen Ländern wird der Adel erteilt nach der Willkür des Monarchen, in Rußland streng nach dem Gesetz. Jeder, welcher die fünfte Rangklasse erreicht, erlangt dadurch den erblichen Adel; die Kinder des Obersten und des Kollegienrates werden Edelleute, und noch mehr: der älteste Erbadel geht verloren, sobald der Besitzer in drei Generationen nicht im Staatsdienst einen Tschin oder Rang erhalten hat. Dadurch ist der Adel ganz und gar abhängig von der Regierung, und es kann ihm nicht leicht einfallen, irgend gegen diese Opposition zu machen. Nicht als ob dieses sein Zweck wäre, aber mit der Möglichkeit fällt auch die ganze Bedeutung desselben fort. Allerdings je kräftiger, gesunder und unabhängiger das Volk durch seine Gemeindeverfassung konstituiert ist, je einflußreicher auch die Geistlichkeit, je weniger kann die Regierung dulden, daß der Adel mit seinem unermeßlichen Grundbesitz sich ihrem Einfluß entzieht. Aber in England besteht ebenfalls das selfgovernment der Kommune und die Macht und der Reichtum des Adels. Ein englischer nobleman ist alles durch seine Geburt, der Staatsdienst tut gar nichts hinzu. Der Viscount, welcher Premierminister oder Generalleutenant ist, geht stets hinter dem Earl oder Duke, der Fähnrich oder gar nichts ist. Ob diese Einrichtung für Rußland passen würde, kann ich nicht entscheiden; aber wo das nicht ist, da ist auch kein Adel im politischen Sinne.

Ebensowenig gibt es hier einen Bürgerstand. Die erste Klasse der Kaufleute tritt in den Tschin des Adels; die kleineren sind Mushiks, obwohl oft Millionäre, und stehen auf derselben Bildungsstufe wie der Bauer, dem sie in Tracht und Sitte gleichbleiben. Auch die Fabriktätigkeit ist fast ganz in den Händen des grundbesitzenden Adels.

Die Popen bilden eine förmliche Kaste, fast nur Kinder der Popen werden es wieder und heiraten (vor der Weihe und nie zum zweiten Male) nur Popentöchter. Sie sind ebenso ungebildet wie der Bauer; aber dieser küßt dem Popen die Hände, als dem Träger des Heiligtums, und ihr Einfluß ist sehr groß.

Rußland zerfällt sonach eigentlich nur in zwei sehr ungleiche Teile, die Klasse der Gebildeten und „die schwarze Brut", „tschorni narod", erstere zählt höchstens eine halbe, letztere sechzig Millionen Menschen.

Peter der Große konnte es nicht abwarten, sein Volk aus der Wurzel zu veredeln, er pfropfte deutsche und holländische, Katharine französische Reiser auf die Krone. Diese trägt nun ihre südlichen Früchte, der derbe und gesunde Stamm und seine weit ausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel fort.

Die plötzlich und gewaltsam eingeführte westeuropäische Zivilisation ist nirgends in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Eine kleine Zahl französisch erzogener, im Luxus aufgewachsener, elegant gebildeter, uniformierter und besternter Russen tritt ohne jede Vermittelung neben der an Zahl hundertfach überlegenen Masse der bärtigen, unwissenden, kräftigen, frommen und dabei gelehrigen Bevölkerung auf. Man glaubt kaum, daß der kleine, feine Kammerherr, der elegante Gardeoffizier, der das Französische wie seine Muttersprache redet, gleicher Nation ist wie der Iswoschtschik, der seine

Droschke führt, oder der Mushik, der vor seiner Tür wartet. In England sehen alle Stände äußerlich gleich aus, nicht einmal der Bauer trägt eine besondere Tracht. Dabei ist eine allgemeine Bildung durch alle Klassen verbreitet, welche die geistige Verschiedenheit ausgleicht. In Rußland stehen die Unterschiede schroff nebeneinander: Paläste neben Hütten, prachtvolle Städte in öder Gegend, eine hundert Meilen lange Eisenbahn, die zwischen Anfang und Endpunkt keine Stadt berührt, Ananashäuser, wo kein Korn wächst, Überfeinerung neben Roheit. Überall ist die Kunst im Kampfe mit der Natur, um ihr gewaltsam abzuringen, was übermäßige Ansprüche fordern. Man muß gestehen, daß die russischen Kaiser Unglaubliches geleistet haben. Eine der prachtvollsten Hauptstädte erhebt sich über dem Sumpf der Newa, obwohl die Fluten derselben sie zu ertränken drohen, mächtige Flotten in Meeren, die sieben Monate lang zugefroren sind, ein vortreffliches Heer geschaffen, wo jeder Mann ein zinstragendes Kapital seines Herrn ist, Museen mit den Meisterwerken aller Länder, wo das Volk hundert Meilen umher nur die schwarzen Heiligenbilder schätzt, parkettierte Fußböden, aber halsbrechendes Straßenpflaster, kurz bis ins Detail schroffe Gegensätze ohne Vermittlung.

Es entsteht die wichtige Frage, ob man auf dem von Peter I. betretenen Weg fortschreiten, die Zivilisation fremder Nationen und anderer Klimas immer weiter verbreiten, oder ob man versuchen will, dies gelehrige und folgsame Volk aus sich selbst zu kultivieren.

Die Reaktion gegen die seit fünfzig Jahren eingeschlagene Richtung ist von Anfang an dagewesen und hat sich in Moskau konzentriert. Sie hat sich auch in dem eben erst beendeten Kriege kundgegeben und ist nicht glücklich

gewesen. Die Russen werden auch noch lange nicht ohne die Hilfe der Fremden fertig werden, namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen; denn nur langjährige und eiserne Strenge wird redliche, russische Beamte schaffen können. Vor allem muß erst der Klerus für die Aufklärung des Volkes gewonnen und selbst erzogen werden. Plötzlich und gewaltsam ist hier nichts zu machen, aber das Bestreben eines Jahrhunderts wäre wohl kein zu geringer Preis für eine wirklich nationale, russische Entwicklung.

Windsor Castle, den 10. Juni 1857, Donnerstag

Meinen Brief aus Berlin, liebe Marie, hast Du hoffentlich vor Deiner Abreise noch erhalten. Abends sieben Uhr reiseten wir mit dem Prinzen von Preußen und Boyen ab. Es war eine schöne Vollmondnacht, aber heiß und staubig; erst als wir uns dem Gebirge bei Minden näherten, fühlte man, daß die Luft feucht und warm war. Montagfrüh begleiteten wir den Prinzen von Preußen bei der Besichtigung des ersten und zweiten Bataillons fünfzehnten Regiments in Minden, des Füsilierbataillons in Bielefeld und dinierten dort. Ich ging mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm noch einen Augenblick auf den Sparenberg und erfreute mich an der weiten Aussicht, die Du gewiß auch erinnerst. Die hellroten Dächer und die großen Leinwandsbleichen auf den grünen Wiesen, die vielen mit dunklen Eichen umgebenen Bauernhöfe, das Ganze eingefaßt von den wallartigen Höhen des Teutoburger Waldes. Es ist doch ein sehr eigentümliches Land. Der Landrat von Ditfurth erzählte mir, die höchste Steuer in seinem Kreise, 10000 Tlr., zahlt ein Bauer, dann folgt der Graf Fürstenberg-Stammheim, dann vierzehn Bauern und dann erst die größeren Rit-

tergutsbesitzer. Solchen Bauernstand kann man sich gefallen lassen.

In Hamm erwarteten wir die Prinzeß von Preußen und trafen in der Dunkelheit in Münster ein, welches festlich erleuchtet war. Es ging durch die ganze Stadt nach dem Schloß, in welchem nicht nur der Kommandierende General und der Oberpräsident wohnen, sondern auch noch die Prachtzimmer für königliche Herrschaften reserviert sind. Es ist auffallend, daß die geistlichen Fürsten ihre Prachtbauten zu einer Zeit ausführen, wo ihre weltliche Macht schon im Zusammenbrechen begriffen war. Klemens Wenzeslaus (von Bayern) hat seinen Palast in Koblenz, Klemens August (von Sachsen) den in Münster kaum bezogen, als die Französische Revolution ausbrach, in deren Folge ihre Fürstentümer mediatisiert und säkularisiert wurden. Seltsam, daß die klugen, geistlichen Herren ihre Zeit nicht erkannten. Das Schloß in Münster erinnert sehr an das Neue Palais in Potsdam, doch fehlt die Kuppel. Es ist aus roten Ziegeln und gelbem Sandstein erbaut, was sehr gut aussieht, sonst etwas im Zopfstil jener Zeit.

Ich wünsche, daß der Bischof von Münster in seinem Palais je so vortrefflich geschlafen haben mag, wie ich in der Nacht zum Dienstag. Morgens fuhren wir nach Loddener Haide und stiegen dort auf Küraſſierpferde, um die zwei Bataillone dreizehnten Regimentes zu inspizieren. Prachtvolle, große, schöne Leute. Das vierte schwere Reiterregiment war erst seit zwei Tagen zur Übung versammelt; mir fiel der französische General ein, welcher sagte: „Je ne m'étonne pas que Vos gens fassent tout cela, mais je m'étonne de l'esprit militaire encore de Vos chevaux[1].“ Um ein Uhr war große Cour im

[1] Ich staune nicht, daß Ihre Leute alles dies fertigbrachten, aber ich staune über den militärischen Geist noch Ihrer Pferde.

Schloß angesagt. Ich benutzte den Augenblick vorher noch, die Stadt anzusehen. Der Dom ist eine ganze Geschichte der Architektur. Das Mittelschiff mit Rundbögen und glatten Mauern ohne Strebepfeiler ist aus dem zehnten Jahrhundert. Die seltsamen Radfenster sarazenischen Ursprungs kommen erst im elften vor. Türme und Transept zeigen den Übergang der Rund- in die Spitzbogen, und die Seitenportale erinnern ganz an den Kölner Prachtbau. Sie sind aus der vollen Kunstblüte des vierzehnten Jahrhunderts. Ein schöner Klosterhof mit Säulengängen stößt an den schönen, ehrwürdigen Dom, der rings umher von hohen Buchen umstanden ist. Interessant ist das Rathaus, der Balkon, von welchem Johann von Leyden das Volk als Prophet anredete, der freilich dem Einsturz nahe Lambertusturm mit den an seiner Spitze hängenden Käfigen, in welchen die gerichteten Wiedertäufer eingesperrt wurden. Auch gibt es reizende, alte Privatwohnungen, die so selten geworden sind. Nicht bloß die Höfe des Adels entre cour et jardin, sondern auch Bürgerhäuser. Eins war ganz einzig, im Renaissancestil mit einzeln stehenden Säulen und Figuren aus Sandstein, 1650 renoviert, also wohl 300 Jahre alt. Ich hätte es gerne gezeichnet, aber schon hielten die Galen, Westphalen, Schmiesing, Fürstenberg, Korff, Landsberg, Bentheim, kurz, alle Häupter dieses so abgeschlossenen, erzkatholischen und reichen münsterländischen Adels ihre Auffahrt, welcher durch so viele Jahrhunderte die Mitra und den Krummstab in diesem Lande getragen hat. Um vier Uhr war Galatafel von vierzig bis fünfzig Gedecken, und um fünf Uhr reiste ich mit Prinz Friedrich Wilhelm ab...

In Dover empfing uns General Wylde im Auftrage der Königin. Diner in dem prächtigen Hotel Lord Warden.

Doch eilten wir, um mit dem bereitstehenden Spezialtrain weiter zu können. Diese Fahrt war ganz reizend, es war einmal in England wirklich schönes Wetter. Nur am Horizont des Atlantischen Meeres waren prachtvolle Wolken aufgetürmt. Dabei senkte sich die Sonne zum Untergehen, was immer eine besonders schöne Beleuchtung gibt. Köstliches Land das Sussex und Kent, alles grün und frisch, das Vieh auf der Weide, große, zottige Schafe und Kühe von eigentümlicher, leuchtender, rotbrauner Farbe. Getreidefelder sieht man selten und nirgends die sieben Fuß hohen, wogenden Halme des Münsterlandes, dagegen viel kentische Weinberge, nämlich Hopfenfelder, prachtvolle, dunkle Eichen, einzeln und in Wäldchen vereint, sehr kleine, aber zierliche Wohnhäuser. Sobald man über Sydenham hinaus ins Tal der Themse hinabsteigt, bedecken kalte, finstere Nebel die ganze Gegend. Am Bahnhof in London Bridge warteten königliche Equipagen, die uns schnell durch Southwark nach dem Bahnhof der Windsorbahn führten, und um zehneinviertel erblickten wir diesen stolzen Sitz des britischen Königtums. Ein Meer von Licht brach durch alle Fenster. Die Königin saß noch in St. George Hall beim Bankett. Jetzt galt es, rasch von Kopf zu Fuß sich umkleiden, Schuhe, Strümpfe, enge Beinkleider, weiße Binde, Ordensband über der Weste und schwarzen Frack. Konzert und Tee waren um elf Uhr beendet, und nach einer Tour von über hundert Meilen in vierundzwanzig Stunden tat die Nachtruhe gut...

London, den 22. Juni 1857

.. Freitag, den 19., fuhren wir zu Lande nach Claremont. Der Weg ist sehr schön, nur staubte es bei der anhaltenden Dürre sehr, welche anfängt, selbst dem englischen

Rasen nachteilig zu werden. Allerliebst sind die kleinen, aber zierlichen lodges mit Rosenspalieren, Blumengärten und kleinen Grasplätzen. Auf den großen Grundstücken stehen dann prächtige Bäume und besonders prachtvolle Zedern. Sehr merkwürdig erscheint mir, daß man hier in England, wo jedes Besitztum so hohen Wert hat, dennoch selbst in der Nähe von London sehr ausgedehnte Strecken Landes findet, die nur mit Heidekraut und Gestrüpp bedeckt sind und nie kultiviert werden. Dies sind die sogenannten Commons. Sie sind selbst zur Hutung für Schafe kaum brauchbar, aber es ist ein freier Raum, und die Gemeinden haben ein Recht, diesen Raum frei zu erhalten. Wären nicht die großen Grundbesitzer, so würde bald alles bebaut und eingefriedigt sein, nur die Landstraße bleibt noch frei. Aber die Entwickelung nimmt die entgegengesetzte Richtung in England. Die Zahl der free-holders oder kleinen Besitzer nimmt fortwährend ab, und bald wird der ganze Grund und Boden dieses Inselandes im Besitze einiger hundert großer Eigentümer sein, welche die Landwirtschaft fabrikmäßig betreiben. Die Engländer halten unsere massiven Wirtschaftsgebäude, Scheunen, Schafpaläste für eine Torheit, die Zinsen des Anlagekapitals verzehren die Revenuen des Gutes. Das Getreide wird in Mieten auf dem Felde aufbewahrt und mit Strohdächern geschützt. Auf feine Schafzucht gibt man gar nichts, besonders jetzt, wo man aus grober Wolle feines Tuch zu machen versteht oder doch Stoffe wie die modernen gewürfelten und andere, die einmal Mode geworden sind. Das grobwollige Schaf, welches übrigens vom Kohlendampf fast ganz schwarz gefärbt ist, kann den ganzen Winter im Freien bleiben, liefert mehr Wolle und besseres Fleisch als das veredelte, kostet weniger und ist den Seuchen nicht so leicht unterworfen. Da-

gegen erfordern die Anlagen zur Erzielung des möglichst hohen Ertrages, die Dränierungen, ein sehr großer Viehstand, hohe Tagelöhne usw. so bedeutende Betriebskapitalien, daß der kleine Besitzer nicht darin konkurrieren kann...

Sonnabend, den 20., fuhr ich mittags mit der Eisenbahn nach Twickenham und loitered[1] von da nach Richmond. Ich war allein. Das englische Klima trägt nicht dazu bei, verstimmte Nerven aufzuheitern, und ich zählte die Tage, die wir hier zugebracht und wohl noch hier zubringen möchten. Wären wir nur an der See, daß man Bäder nehmen könnte. – Abends der gewöhnliche Ritt im Hyde Park. Nach dem Diner fuhr der Hof nach Kensington, um die dort eingerichtete Künstlerschule in Augenschein zu nehmen. Was würde man bei uns denken, wenn die Schüler und Schülerinnen der Bauakademie abends um elf Uhr bestellt würden, um ihre Arbeiten vorzuzeigen.

Sonntag, den 21. Gottesdienst in der Schloßkapelle. Das nächste Mal will ich doch nach Westminster Abbey gehen, wo wenigstens die Liturgie gesungen wird. Das Kapitel aus dem Alten Testament, welches man uns vorlas, handelte von einer abscheulichen Person, ich habe ihren Namen vergessen, in deren Zelt ein ammonitischer König auf der Flucht Gastfreundschaft sucht, sie überreicht ihm Milch zu trinken, übernimmt es, am Eingang des Zeltes Wache zu stehen, und klopft ihrem Gast, als derselbe schläft, einen Nagel in den Kopf. Das versauerte Gemüt der Puritaner fand in dem Alten Testament die Rechtfertigung jeder Feindseligkeit und Grausamkeit gegen die, welche ihre Unduldsamkeit Feinde Gottes nannte. Die jetzige Hochkirche Englands ist ein Kompromiß aller Religionsparteien, daher die an die römisch-katholische Kirche

[1] Trödelte.

erinnernden Formen, Trachten, Kniebeugungen neben der Nüchternheit und der Vorliebe für das Alte Testament, die Heiligen im Lande. Die commonprayers[1] sind die Haupt-, die Predigt reine Nebensache. – Nach dem luncheon fuhr ich mit unserem gefälligen Doktor Becker die Themse hinab nach Greenwich. London ist am Sonntag so dull a place[2], daß alles daraus entflieht. Eine ununterbrochene Folge von Dampfbooten vermittelt den kleinen Verkehr auf dem Strom aufwärts nach Kew, Hampton Court und Richmond, abwärts nach Woolwich, Chatham und Gravesend. Man geht an irgendeine Landebrücke und ist sicher, nicht länger als fünf bis zehn Minuten zu warten, bis eines der Hunderte von Dampfschiffen in der gewünschten Richtung anläuft. Alle waren so besetzt, daß auf dem Deck Mann an Mann stand. Und wie viele Tausende schaffen nun außerdem die Eisenbahnen, Omnibus und flies[3] fort. Zum ersten Male besuchte ich den Tunnel, ein prachtvolles, gänzlich verfehltes Bauwerk, abwärts von London Bridge und Tower gelegen, wo die Schiffahrt die Anlage einer Brücke nicht mehr gestattet. Die Passage kostet nur einen Penny, sie ist aber zu umständlich. Auf einer nicht allzu bequemen Treppe steigt man in einem in die Erde gesenkten runden Turm etwa fünfzig Fuß tief hinab und tritt dann in den etwa sechshundert Schritte langen, mit Gas erleuchteten Tunnel selbst. Es liegen zwei solcher vermauerten Röhren nebeneinander, aber da schon eine derselben mehr als ausreicht, um den schwachen Verkehr zu vermitteln, so ist die andere in Läden verwandelt. Man sagt, daß in den chinesischen Städten die Menschen *auf* den Flüssen wohnen, hier wohnen wenigstens siebzig shopkeepers[4] *unter* dem Fluß. Die Kälte des Winters und die Hitze des

[1] Liturgien. – [2] Ein so langweiliger Platz. – [3] Eilwagen, Fiaker. – [4] Krämer.

Sommers reichen nicht bis in diese Räume, man kennt nicht Donner, Blitz oder Regen. Dampfschiffe und Dreimaster ziehen über den Häuptern dieser Troglodyten hin, welche den Wechsel der Tageszeit nur an der Uhr erkennen und deren Sonne eine Gasflamme ist.

Von dem berühmten Observatorium in Greenwich im schönen Park hat man eine weite Aussicht auf London. Wirklich sah man St. Pauls und Westminster, aber doch alles nur grau in grau, was mehr als ein paar hundert Schritte entfernt ist. Es mußte uns dabei zur Genugtuung dienen, daß unsere geographische Position aufs allergenaueste bestimmt war.

Nicht weit von Greenwich liegt am Ufer der Themse und parallel mit ihrem Lauf das größte Schiff der Welt, der mit Masten, Rädern und Schrauben ausgerüstete Great Eastern. Er ist fast doppelt so lang wie das größte Linienschiff und ragt vom Stapel hoch über die umgebenden Gebäude empor. Dies eiserne Schiff soll zweitausend Passagiere und den Kohlenvorrat für die ganze Reise nach Australien fassen. Für eine kürzere Tour kann er zehntausend Mann Militär aufnehmen. Ganz leer geht er siebenundzwanzig Fuß tief. Eine merkwürdige Operation wird es noch sein, ihn ins Wasser zu bringen, was nur durch die unwiderstehliche Kraft der hydraulischen Presse bewirkt werden kann. Hätte man das Ungeheuer wie andere Schiffe auf einem Stapel senkrecht auf das Flußufer gestellt, so würde man es zwar leicht herablassen. Da es aber beinahe so lang, wie die Themse hier breit ist, so würde es am jenseitigen Ufer hinauflaufen und Greenwich aufspießen. Es muß also ganz leise seitwärts herabkomplimentiert werden...

Um nach London zurückzukehren, fuhren wir die Themse noch weiter abwärts nach Blackwall am linken Ufer, wo

die gewaltigen India docks die größten Fahrzeuge aufnehmen. Von hier führt eine Eisenbahn dreiviertel deutsche Meile weit mitten in die city hinein; nahe bei der Brücke von London Bridge steigt man aus. Die größere Hälfte dieser Strecke fährt man auf gemauerten Bogen durchschnittlich in der Höhe des dritten Stockwerks, vielfach aber auch über die Dächer der Häuser fort. Nicht daß dies besonders hoch wäre, denn die Häuser selbst sind nur niedrig, aber das Terrain, durch welches diese und noch zwei andere Eisenbahnen geführt werden mußten, ist nicht Feld oder Garten, sondern dichte Stadt und Straße. Man blickt fortwährend in die inneren Höfe, in die oberen Stockwerke, in die Schornsteine der Häuser hinein, welche dicht gedrängt nebeneinander stehen. Viele Hunderte von diesen kleinen Wohnungen haben teilweise oder ganz weggerissen werden müssen, um den Pfeilern Raum zu schaffen, auf welche die Bogen gewölbt sind. Welche Summen mag es gekostet haben, ehe die Verhandlungen mit mehreren Hunderten von Hausbesitzern nur aus den Händen englischer Juristen herauszubekommen waren, welche Summe dann für Grundentschädigung und endlich für den Bau selbst! Und doch hat die Größe des Verkehrs bereits genötigt, ein zweites Geleise zu legen, was nicht anders möglich war als durch Erweiterung des Planums, für welche der Raum abermals auf demselben Wege gewonnen werden mußte.

Übrigens sieht man von dieser Eisenbahn aus erst recht, wie häßlich London ist. Nur die Assoziation ist reich genug, um auf einen Grund und Boden zu bauen, der nach neunundneunzig Jahren mit allem, was darauf steht, dem Grundherrn ohne alle Entschädigung wieder anfällt. Die schönsten Gebäude selbst im fashionable Westend sind die Bahnhöfe und die Klubs. Der conservative united

Service Reform und andere Klubs sind ohne Vergleich prachtvoller als St. Jamespalast. Sie zeigen breite Fronten, Granitsäulen, Fenster aus einer Kristallscheibe, schöne Treppen und eine Enfilade von Zimmern. Unstreitig gibt es auch außerdem einige Paläste der Großen in ähnlichem Stil, so die der Lords Ellesmere, Southerland, Wellington, Grosvenor usw. Aber in der Regel wohnt die nobility und gentry auf dem Lande. Dort hat sie ihre manors und lodges[1], in London aber nur Absteigequartiere für die season. Nun kann sich der Engländer durchaus nicht damit befreunden, mit einer andern Familie unter demselben Dach zu wohnen. An Englishman's house is his castle, zwei unabhängige Garnisonen in derselben Festung geht nicht. Eigentlich ist das wohl rein imaginär. Denn ob meine Haustür auf die Straße oder auf ein gemeinsames Treppenhaus mündet, ist doch ziemlich gleichgültig. Ich wohne in Berlin mit acht Familien in demselben Hause, aber in völlig abgeschlossener Wohnung. Nur die unvermeidlichen Klavierstudien durchbrechen jede Schranke, aber gewiß nicht minder hier bei den leichten Mauern als bei uns in den massiven Häusern. Der ganze Unterschied ist, daß die Castles bei den Engländern dicht nebeneinander, bei uns dicht übereinander liegen, die Folge davon aber, daß wir unsere Zimmer neben-, sie die ihrigen übereinanderliegen haben. Man kann dreist behaupten, daß die bei weitem überwiegende Zahl aller Häuser in London zwei, höchstens drei Fenster Front haben. Man wohnt im mittleren, speiset im unteren, schläft im oberen Stock. Daher der gänzliche Mangel an Gesellschaftsräumen. Ladet jemand den Hof zum Ball ein, so muß ein provisorischer Saal im Hofraum erbaut werden, um zu soupieren, ein anderer, wohin die Königin

[1] Rittergüter und Landhäuser.

sich zurückzieht; die Erfrischungen werden unten verabreicht, wenn es gelingt, die enge Treppe hinabzukommen. Überall Gedränge, Unmöglichkeiten der Zirkulation, kurz, rout[1].

Manchmal glaubt man in London Palastfronten zu sehen von schlechtem Geschmack, aber ungeheurer Ausdehnung. Die ganze Seite eines Square oder einer Straße bildet ein einziges Gebäude, durchweg derselbe Stil, dieselben Farben. Dreißig, vierzig Balkons, auf derselben Säulenordnung ruhend, treten hervor, aber freilich sind auch ebenso viele Haustüren da. Ein Bauunternehmer kalkuliert die wohlfeilste Form eines Palastes von zwei Fenstern Front und vier Etagen Höhe aus, welcher notwendig seinen Portikus und Balkon haben muß. Nach dieser Schablone baut er zunächst ein Dutzend; findet er Mieter, so rüstert er noch ein Dutzend solcher Paläste an und fährt fort, bis die Straße alle wird. Trostlose Monotonie! Manchmal läuft auch im italienischen Stil ein fortgesetzter Balkon längs der ganzen Front einer solchen Straßenseite, was weder zum Klima noch zu den klausnerischen Sitten des Landes paßt. Ein solcher Balkon ist dann alle fünfzehn Schritte durch ein Gitter versperrt, welches dem trespasser[2] die angenehmsten Spitzen in Haken- und Fußangelform aufs verbindlichste entgegenhält.

Vollends nun in den Stadtteilen, wo die Arbeiterbevölkerung wohnt. Da stehen Hunderte von Häusern in Reihen, als ob sie aus der Schachtel einer Nürnberger Spielstadt genommen wären. Da hat jedes Haus genau gleich viele Scheiben und Schornsteine, jedes sein Gärtchen, so groß wie eine halbe Stube und doch mit einer Mauer umgeben. Denn isoliert will man sein. Setzt man sich doch in der Taverne in Bretterverschläge, wie die Kasten-

[1] Auflauf. – [2] Übertreter.

stände unsrer Pferde, um die Nachbarn nicht zu sehen. Man könnte ja von ihnen angeredet werden, und trinkt daher seinen pot of ale lieber mit dem Brett vor dem Kopf.

In der ganzen city, in den Hauptadern des Verkehrs, Strand, Pallmall, Piccadilly, Oxford, St. James, Bondstreet usw., ist die untere Etage prachtvoll. Es sind nur Läden, in denen der Luxus sich hinter Spiegelscheiben vom Gaslicht bescheinen läßt. Man kann sagen, daß ein großer Teil des Erdgeschosses von London aus Kristall erbaut ist. Darüber erblickt man durchweg nur die schmucklose, schwarz geräucherte Ziegelmauer mit Schiebefenster. Ein einstöckiger Palast wie Hotel Clugny in Paris mit einer aristokratischen Flucht großer Zimmer, gelegen zwischen court et jardin, würde freilich in London eine Million für Grund und Boden kosten...

Potsdam, den 9. Oktober 1857

Liebe Marie! Die telegraphischen Nachrichten über das Befinden des Königs[1] waren derart, daß der Prinz beschloß, noch diese Nacht zurückzukehren. Wir verließen deshalb Muskau gestern abend zehn Uhr, fuhren mit Extrapost nach Sorau, wo der Eilzug schon wartete. In Frankfurt ging eine Depesche vom Prinzen von Preußen ein des Inhalts: „Das Leben des Königs war in Gefahr, ein Aderlaß hat Besserung gebracht, hoffentlich dauernd. Beeile aber Deine Rückkehr." Um halb sechs waren wir auf dem Frankfurter Bahnhof, fuhren gleich nach dem Potsdamer, nahmen Extrazug und langten um 7 Uhr in Sanssouci an. Der Prinz ging zu seinem Vater, welcher die Nacht dort zugebracht. Ich traf General Gerlach,

[1] Friedrich Wilhelm IV., schon im Jahre 1857 von einem leichten Schlaganfall betroffen, erlitt am 6. Oktober in Sanssouci einen neuen Schlaganfall.

Studie von Anton von Werner zu dem Gemälde „Moltke bei Sedan", 1884. Berlin, Nationalgalerie.

Treskow, Gröben und Doktor Weiß[1]. Der König ist gestern abend betäubt gewesen und ganz braun im Gesicht. Man fürchtete das Äußerste und schritt zum Aderlaß. Einem Schlagfluß ist wahrscheinlich dadurch vorgebeugt worden. Der König hat geschlafen und ist heute bei Besinnung, aber der Zustand ist immer noch gefährlich. Die Königin ist gefaßt und ergeben. Die Prinzen hat der König nicht gesehen. Das heutige kurze Bulletin wird große Bestürzung erregen. Es sagt, daß gestern ein heftiger Blutandrang nach dem Gehirn stattgefunden, und daß das Übel noch nicht beseitigt. Wenn die Ärzte (Schönlein, Weiß und noch ein dritter) das öffentlich aussprechen, so muß wohl große Gefahr noch vorhanden sein. Die Königin hat die Anwesenheit des Prinzen von Preußen gewünscht, und es war glücklich, daß er eben hier war. Prinz Friedrich Wilhelm ist in Sanssouci geblieben, und ich bin nach dem Kabinettsgebäude zurückgekehrt. Was die nächsten Stunden bringen, läßt sich nicht übersehen. Ich muß vorläufig abwarten. Gegen mittag gehe ich noch einmal hinaus, um zu erfahren, wie es ist... Gott helfe unserem armen König! Adieu, liebe Marie. Dein

Helmuth

Potsdam, Sonnabendabend

Liebe Marie! Ich muß Dir doch gleich schreiben, daß wirklich eine Wendung zum Bessern eingetreten zu sein scheint. Um zehn Uhr heute vormittag ist der König wie aus einem Traum erwacht. Er rief die Königin mit „mein Liebchen", wie er sonst pflegt, sprach freundliche Worte mit ihr, wünschte, daß das Zimmer heller gemacht würde, und fragte, warum er die Binde um den Kopf trage. (Eisumschläge.) Die Besinnung scheint mehr und mehr

[1] Leibarzt des Prinzen Karl.

wiederzukehren, und dieser gute Zustand hält bis jetzt noch an. Das Gebet in der Friedenskirche, welche sechs Uhr abends zahlreich besucht war, glich einem Dankgebet. Königin, Prinz von Preußen und alle übrigen Glieder der Familie waren anwesend. Niemand darf sich indes verhehlen, daß einmal die Gefahr noch groß ist, dann aber auch, daß nur eine wirkliche Genesung an Körper und Geist zu wünschen ist. Dazu möge Gott seinen Segen geben. Die Nachrichten von morgen früh werde ich noch abwarten, ehe ich diesen Brief abschicke.

Hier heißt es, daß Grimm[1] aufgefunden ist und morgen eintreffen wird. Die englische Reise ist einstweilen abgeschrieben, da gar nicht zu übersehen ist, wie die nächste Zukunft sich gestaltet. Die Minister sind heute versammelt gewesen und haben einen Entschluß gefaßt, wie es denn nun mit Führung der Staatsgeschäfte gehalten werden soll. Das Nähere ist mir nicht bekannt, aber etwas muß geschehen. Namentlich kann das Militär nicht ohne höchste Entscheidung bleiben. Nicht einmal der Zweite Adjutant des Prinzen kann ernannt werden. Sobald das geschieht, werde ich wohl abgelöst, bis dahin muß ich bleiben.

An Reyhers Stelle[2] dürfte wohl vielleicht Reitzenstein aus Frankfurt ernannt werden, ich glaube, es wäre eine gute Wahl.

Sonntagmittag. – Die Nacht ist sehr gut gewesen. Der König hat viel und ruhig geschlafen. Heute früh hat er zwei Tassen Tee und Zwieback genossen und mit der Königin freundlich und liebreich gesprochen. Er hat gefragt, ob es nicht wunderschönes Wetter sei. Die Eisumschläge

[1] Seit 1859 Erster Generalstabsarzt und Chef des preußischen Militärsanitätswesens, später Leibarzt Wilhelms I. – [2] Mit der Führung der Geschäfte des Generalstabes wurde Moltke am 29. 10. 1857 im Auftrage des Königs durch den Prinzen Wilhelm beauftragt.

sind seit Mitternacht eingestellt und werden nur vorsorglich heute noch erneuert werden. Man fängt allgemein an zu hoffen, aber der Weg zur Genesung, zur vollständigen, ist noch weit.
Wie man jetzt ein Interimistikum einrichten wird, weiß ich nicht. Die Geschäfte müssen doch vorwärtsgehen.
Ich hoffe halb und halb, daß das schöne Wetter Dich heute nach Potsdam führt. Herzlichst Dein

Helmuth

An den Bruder Adolf

Berlin, den 19. Dezember 1857

.. Eine wirklich fortschreitende Besserung in dem Befinden des Königs ist außer Zweifel. Die Vermählung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, den ich vielleicht noch nach England begleiten werde, ist auf den 25. Januar künftigen Jahres verlegt, damit möglicherweise der Prinz von Preußen zur Hochzeit kommen kann. Mit Gewißheit läßt sich freilich noch keineswegs übersehen, ob wirklich der König dann schon imstande sein wird, die Regierung mit allen ihren Lasten, ihrer Aufregung und Unruhe wieder antreten zu können. Ich habe den Herrn seit dem Morgen seiner Erkrankung am 7. November nicht mehr gesehen. Faktisch hat man bisher alle Geschäfte von ihm ferngehalten, doch hat er viele der ihm nahestehenden Personen gesehen, den Tod des Generals Reyher, des Bildhauers Rauch, und was sonst während seiner Krankheit vorgefallen, erfahren. Er beschäftigt sich vornehmlich mit Bauplänen, seinen Lieblingsstudien...
Unendlich schwierig ist die Aufgabe des Prinzen von Preußen, der mit den ihm überkommenen Organen im Sinne der bisherigen Grundsätze fortzuregieren und sonach seine eigenen Grundsätze vielleicht in manchen Richtungen hintanzusetzen hat. Die Selbstverleugnung und

der Takt, welche er dabei zeigt, finden die allgemeinste Anerkennung, aber die Frische eines neuen Regierungsantritts ist dabei verlorengegangen. Ein Definitivum ist gewiß sehr wünschenswert, aber wenn der König unter der unendlich liebevollen und klugen Pflege der Königin nicht vollständig geneset, eine möglichst heikle Angelegenheit.

Was mich betrifft, so bin ich nach dem Tode meines hochverehrten Vorgängers „beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee". Da dies eigentlich die Stellung eines Divisionsgenerals ist und ich erst Generalmajor bin, so kann die Ernennung nur eine provisorische sein, auch trage ich noch den Scharlachkragen, und sind meine Kompetenzen 800 Taler geringer, als für die Stelle im Etat ausgeworfen sind. Sonst aber habe ich die ganzen Funktionen und Gerechtsame des Chefs, die Dienstwohnung, die Disziplinargewalt usw. Meine Truppe besteht nur aus 64 Mann, darunter 50 Stabsoffiziere, nämlich dem sogenannten großen, tatsächlich sehr kleinen, Generalstab und den Generalstäben der neun Armeekorps und achtzehn Divisionen. Meine Finanzen bestehen aus einem Dispositionsfonds von 26000 Talern, über den ich frei verfüge, aus welchem ich aber die trigonometrische und topographische Landesvermessung zu bestreiten habe, zu welchem Zwecke ich ein Hilfskorps von dreißig Offizieren aus der Armee kommandiere, dann 10000 Taler Reisefonds. Ich habe in dieser ersten Zeit allerdings viel zu tun gehabt, um mich erst einigermaßen zu orientieren in sachlicher wie in persöneller Hinsicht. Gerade das letztere ist von großer Wichtigkeit, nicht allein für das Korps selbst, sondern wesentlich für die Armee. Der Deinige.

Helmuth

Chef des Generalstabes der Armee 1858–1888

Die Kriege 1864, 1866 und 1870/71

An die Gattin

Liegnitz, den 21. September 1858

Liebe Marie! Die Manöver sind nun glücklich beendet, für mich wenigstens, nicht für alle, denn verschiedene Verwundungen, Beinbrüche und Stürze mit den Pferden haben stattgefunden, wie das nicht anders möglich ist bei solchem Getümmel. Oberst Alvensleben fiel beim Ausmarsch mit seinem Pferde in einen Graben und hat sich recht schlimm am Knie beschädigt. Er ist nach Berlin zurücktransportiert. Mich hat kein anderes Unheil betroffen, als daß gleich am zweiten Manövertage der Braune im Stall geschlagen worden ist. Er hat noch heute ein ganz dickes Sprunggelenk und Piephacke, doch lahmt er im Schritt wenig, und ich hoffe, es soll sich verziehen. Der gute Fuchs hat alles allein durchgemacht und viel Bewunderung gefunden. Das Wetter war prachtvoll, und in der herrlichen Umgegend gewährten die Manöver ein schönes Schauspiel. Der Gesundheitszustand der Truppen war vortrefflich. Im ganzen fiel das Manöver gut aus. Waldersee war der Hauptsieger. Wir fuhren alle Tage mit Extrazug hin und wieder zurück. Abends 6 Uhr Tafel beim Prinzen auf dem Schloß.

Noch auf dem Schlachtfelde am Schluß des letzten Tages wurde Waldersee vom Prinzen im Namen des Königs zum General der Kavallerie, Lindheim zum Chef des zehnten, Erzherzog Leopold zum Chef des sechsten Infanterieregiments ernannt, und ich erhielt einen blauen Brief:

„Ich nehme die Gelegenheit des Schlusses der gemeinschaftlichen Übungen des fünften und sechsten Armeekorps gern wahr, um Ihnen einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrer Geschäftsführung zu geben und Sie hierdurch zum Chef des Generalstabes der Armee zu ernennen.

Liegnitz, den 18. September 1858

Im Allerhöchsten Auftrag Seiner Majestät des Königs
gez. Prinz von Preußen"

Sonach werde ich nun wieder die Uniform des Generalstabes tragen...

An den Bruder Adolf

Ohne Datum. Juli 1859

Lieber Adolf! Der Friede ist also geschlossen zwischen den beiden katholischen Kaisern. Das kurze von der Sache ist, daß Österreich lieber die Lombardei dran gibt, als daß es Preußen an der Spitze von Deutschland sehen will.
In der Tat war Deutschland sehr nahe daran, das gefährliche Präzedens einer wirklichen Einigung zu geben. Die revolutionäre Despotie und der reaktionäre Konservatismus haben ein gleiches Interesse, dem vorzubeugen. Der 2. Dezember opferte sein Programm, Franz Joseph eine Provinz, um einen Italienischen nach dem Muster des Deutschen Bundes herzustellen in dem Augenblick, wo die Überzeugung lebhafter als je geworden, daß der Deutsche Bund im Frieden ein Hemmnis, im Kriege eine Gefahr ist. Ob der Italienische Bund etwas anderes ist als die Offenlassung der ganzen Frage, mag die Zukunft entscheiden. Österreichs Kaiser als Mitglied zweier solcher Bünde kann in seltsame Verwickelung geraten.
Deutschland, das unglückliche Deutschland, hat der Welt das jammervolle Schauspiel gezeigt, daß die Sonderinteressen selbst das kräftig erwachte Nationalgefühl überwiegen. An wem liegt die Schuld?

Hätte Österreich uns als Bundesgenossen haben wollen, es hätte uns längst gehabt. Es wollte uns als Vasallen, ohne Bedingung, ohne Gegenleistung; ohne Sicherheit, daß es nicht an dem Tage den Frieden schloß, an dem wir den Krieg erklärten.

Was Wunder, wenn man geltend machte, daß wir nicht für die Mißregierung in Italien, für Konkordat und Polizeisystem einen Krieg anfangen könnten, der notwendig mit einem Angriff der Franzosen in Frankreich beginnen müßte. Was sollte man dem Volk sagen, wofür dieser Krieg geführt würde? Rief man doch nicht das Heer, nein, das Volk von Frankreich auf den Kampfplatz. Waren wir, war Deutschland doch in keiner Weise angegriffen oder bedroht. Nicht einmal ein Observationskorps war gegen uns aufgestellt. Konnte man im Kriegsmanifest etwas anderes sagen, als daß der Krieg für eine künftige mögliche Gefahr geführt werde, ein Krieg gegen die nachhaltigen Kräfte des mächtigsten Staates der Welt, der unsere Existenz bedroht? Die Haltung Preußens und Deutschlands machte es ja möglich, daß Österreich, welches am Bundestag die Bereitschaft seiner Bundeshilfe über seine Verpflichtung hinaus anzeigte, bereits mit seinem ganzen Heere in Italien stand. Konnte es damit seine italienischen Interessen nicht selbst verteidigen? Außer dem halben XII. Korps in Galizien, den beiden Kavalleriekorps und den immobilen Truppen war alles in Italien konzentriert, für Deutschland war faktisch nichts mehr übrig. Dabei die hochfahrende Sprache der Diplomatie und die Erinnerung an Olmütz.

Aber die entgegengesetzte Ansicht ist nicht ohne Vertreter geblieben. Preußens Existenz ist bei jedem Krieg gegen seinen großen Nachbarn gefährdet. Wir haben keine Verbündeten. England hat kein Heer, und Rußlands Heer

steht 400 Meilen hinter unserer Rheingrenze. Die russische Hilfe kommt, wenn wir fertig sind. Kein Verbündeter kann uns den Dienst leisten, den Österreich leistet (nicht aus Liebe zu uns), daß er 200000 Franzosen auf einem 100 Meilen entfernten Kriegsschauplatz fixiert. Nicht für Österreich, sondern mit ihm, rein für unsere Interessen wollen wir Krieg führen. Rußland ist weniger als je früher und vielleicht als je später imstande, uns dabei zu stören. England, welches notwendig eine starke Kontinentalmacht braucht, wird sich erklären, sobald wir handeln.

Zwischen diesen Ansichten war die Wahl zu treffen. Eine schwere Wahl. Sie war getroffen. Die Mobilmachung von sechs Korps war befohlen, der Befehl zur Mobilmachung der übrigen drei Korps lag fertig. Der Eisenbahntransport war vollständig vorbereitet, die Truppen befanden sich im Marsch zu den Einschiffungspunkten. Der Transport mußte am 15. dieses Monats beginnen. Das Betriebsmaterial war von allen Bahnen der Monarchie auf den drei Linien zusammengebracht. Wer die preußische Heeres- und Landwehreinrichtung kennt, weiß, daß wir mit diesem Material nicht zuwarten können, daß die Versammlung unausbleiblich sofort zur Aktion führen muß.

Nicht die Schlacht von Solferino, nicht selbst der Waffenstillstand hat irgend etwas in dem Gange geändert, den die preußische Regierung eingeschlagen. Fürst Windischgrätz versicherte am 8. Juli, daß der Kaiser keinen Fußbreit Land, nein, nicht eine Gerechtsame in Italien opfern würde, und am 7. schon war der Waffenstillstand „behufs Verhandlungen" geschlossen.

Österreich hat jedenfalls die Überzeugung gehabt, daß Preußen zum Krieg entschlossen, daß das Vorgehen von 400000 Deutschen den Kaiser Napoleon zwinge, einen

bedeutenden Teil seiner italienischen Armee nach Frankreich zu ziehen, daß es also seine Lombardei und Piemont dazu erobern könne – aber es kannte auch den Antrag an den Bund vom 4. Juli und – schloß den Frieden.
Ein großer Moment für Preußen ist versäumt. Wir konnten noch vor vier Wochen an die Spitze von Deutschland treten. Sehr bezeichnend ist bemerkt worden, daß Preußen das, was die natürlichen Konsequenzen des Handelns gewesen wären, als Bedingung zum Handeln aufgestellt habe. Eine Gefahr war damit verbunden, aber ohne Gefahr machen sich keine weltgeschichtlichen Umformungen.
Jetzt stehen wir auf uns selbst allein angewiesen, und die Überzeugung habe ich, daß wir uns auf die kommenden Ereignisse mit aller Sorgfalt und Kraft vorbereiten werden. – Aber daß unsere Lage demnächst eine politisch und militärisch günstigere sein wird als in dem jetzt geschlossenen Abschnitt der Begebenheiten, daran zweifle ich.
Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt.
In einer beratenden Versammlung wird stets das Für und Wider mit so guten und unwiderlegbaren Gründen belegt, daß eines das andere aufhebt. Der positive Vorschlag hat die unzweifelhaftesten Bedenken gegen sich, die Negation bleibt im Recht, und alles vereinigt sich auf dem neutralen Boden des Nichtstuns. Es gehört eben ein Friedrich der Große dazu, um sich nirgends Rat zu holen und alles aus sich selbst zu wollen.
Bis die preußische Frage studiert werden wird, ist nun gegen alle Wahrscheinlichkeit eine Pause der Ruhe eingetreten, und ich hoffe, im nächsten Monat eine mir recht nötige Kur in Gastein anzutreten. – Marie geht natürlich mit. Nachher, im September, wollen wir dann eine kleine Reise im hohen Alpengebirge machen. Der Deinige.

Helmuth

An die Gattin

Königsberg, den 21. Mai 1860

Liebe Marie! Deinen Brief vom Sonnabend fand ich hier vor. Ich dachte mir wohl, daß Deine Erkältung zum Ausbruch kommen würde, und hoffe nur, daß es Dir möglich geworden ist, gestern wirklich abzureisen.

Mir war elend genug zumute, als ich Berlin verließ[1]. Mein Hals wurde immer schlimmer, aber der allgemeine Gesundheitszustand besser. Das Wetter war wundervoll, und die ödeste Gegend hatte doch einen blühenden Birnbaum oder eine Tanne mit frischen, hellgrünen Spitzen. Abends trafen wir in Dirschau ein, wo ich unter einem dicken Federbett furchtbar transpirierte.

Der folgende Tag verging mit Besichtigung von Dirschau und Marienburg. Man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll, den Riesenbau der Neuzeit oder den der sechshundertjährigen Vergangenheit. Eine zweitausend Fuß lange Brücke, die auf fünf Strompfeilern siebzig Fuß in der Luft zu schweben scheint, und jenseits der Nogat das Ordenshaus der deutschen Ritter.

Als das Christentum schon seit zweihundert Jahren in Dänemark und Norwegen befestigt war, da steinigten die Heiden in Preußen den heiligen Waldemar, wo noch jetzt unweit Pillau ein steinernes Kreuz am öden Strande steht.

Damals war der deutsche Adel, freilich nicht unsere Herren von, mächtig genug, um seinen nachgeborenen Söhnen einen souveränen Staat zu erobern. Dieses jetzt so schöne und überaus fruchtbare Land mochte damals Hermann Salza und Johann Balk nicht sehr anziehend er-

[1] Eine Kommission zur Untersuchung der Fragen des norddeutschen Küstenschutzes war im Januar 1860 in Berlin zusammengetreten. An einer Besichtigungsreise der Sachverständigen nahm Moltke teil.

scheinen. Endlose Wälder wurden nur von Moraſten und Seen unterbrochen. Je nachdem sie vordrangen, gründeten sie ihre Burgen, die fast alle heute noch stehen. Unter ihrem Schutz siedelten sich dann Städte an. Solche Schlösser wie Heilsberg, Labiau und vor allem die Marienburg waren freilich den blinden Heiden unbesiegbar. Was sollten sie auch gegen sechzehn Fuß dicke Mauern anfangen? Das einzige Tor wurde geschlossen, und die Turmeingänge lagen zwei oder drei Stockwerke hoch, um Überfälle unmöglich zu machen. Der Vertilgungskampf gegen die Preußen dauerte hundert Jahre. Der Orden war freilich so begründet, daß mit Erreichung seines Zweckes er selbst untergehen mußte, denn nur ein Leben des steten Kampfes und Sieges konnte den Gliedern desselben Ersatz für die Strenge der Ordensregel gewähren. Die Ritter hatten Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam gelobt, sie durften keine Münze bei sich führen, kein Eigentum besitzen, sie schliefen in ihren Zellen bei offenen Türen im weißen Mantel. Dafür genossen sie neben den höchsten weltlichen auch die geistlichen Ehren; sie hatten die priesterliche Weihe empfangen, durften die Beichte abnehmen, die Absolution erteilen. Ihr Feldaltar wird noch gezeigt, es ist ein Buch von getriebenem Gold und Silber, welches aufgeschlagen ein Kruzifix zeigt. Die meisten Ritter fielen in der Schlacht, aber ihr Reich dehnte sich mehr und mehr aus, und der Orden hatte seine Gesandten in Rom und Frankreich. Unter Winrich von Kniproda[1] war er auf dem Gipfel seiner Macht und zugleich schon im Beginn des Verfalls, denn das ganze Land war erobert, und man bekam es nun mit den Königen von Polen, den Schwertrittern in Livland und den Markgrafen von Brandenburg zu tun. In der Schlacht

[1] Hochmeister des Ordens von 1351–1382.

von Tannenberg fielen fast alle Ritter, selbst Konrad Jungingen[1], der Großmeister. Die Großmeister hatten seit Siegfried von Feuchtwangen ihre Residenz von Mergentheim nach der Marienburg verlegt.

Die ursprüngliche Burg, das Hochschloß, jetzt Magazin, bildet ein Viereck; es war im Innern durch zwei Etagen Bogengänge umzogen, aus denen man in die Zellen der Ritter trat, ganz wie in den Klöstern. An der Ostseite erhebt sich die schöne Kirche, hinten am Chor steht das große Muttergottesbild, welches den Raum eines Fensters ausfüllt. Es ist fünfundzwanzig Fuß hoch, aus buntem Mosaik im halben Relief auf Goldgrund. Das Christuskind hat die Größe eines Grenadiers vom ersten Garderegiment, und Madonna schaut mit tellergroßen Augen gar nicht sehr kokett in die weite Ebene hinein. Die Heiden verstanden wohl nichts davon, als daß die Fremden eine Göttin herangeführt hätten, die noch einmal so groß als ihr Perkun.

Später erbaute man die Vorburg und in derselben den Prachtbau der Hochmeister nach der sicheren Nogatseite zu. Beides ist mit sehr großen Kosten völlig restauriert. Dort liegen die beiden Remter, der große Versammlungssaal der Ritter, dessen Gewölbe von drei, und der Remter der Großmeister, dessen Gewölbe von einer einzigen Säule aus Granit getragen werden. Die Polen griffen von dieser Seite an, und eines Tages, als sie alle Ritter beim Großmeister versammelt wußten, schossen sie eine große Steinkugel gegen den Pfeiler ab, um mit einem Schlag den ganzen Orden zu vernichten. Der Stein sitzt noch heute oben im Gewölbe. Die Erdmörser schossen noch nicht mit der Präzision unserer gezogenen Kanonen.

[1] Gemeint ist Ulrich von Jungingen, Bruder und Nachfolger des Hochmeisters Konrad von Jungingen.

Düren, den 23. September 1861

Liebe Marie! Mir ist es in der ganzen Zeit unmöglich, irgend etwas zu tun oder zu denken, als was auf die unmittelbare Gegenwart Bezug hat. Seit Berlin und bis vor wenigen Tagen habe ich keine Zeitung in der Hand gehabt, und manchen Abend bin ich fiebernd zu Bett gegangen. Als ich am 7. nach Köln kam, fand ich nichts geregelt oder vielmehr alles verschieden und ohne Übereinstimmung angeordnet, weil drei oder vier Behörden von Berlin, Koblenz und Münster dekretierten. Bei nur drei Tagen Zeit blieb mir nur übrig, Post, Eisenbahn, Marstall und Regierungskommissarien zu versammeln und auf eigene Verantwortung alles festzustellen, dann dem Könige nach Aachen entgegenzureisen und auf der Fahrt nach Köln die nachträgliche Genehmigung zu erlangen. Alles hat denn auch genau gestimmt; aber mit wahrer Angst habe ich manchmal, wenn der Eisenbahnzug anhielt, ausgeschaut, ob die Wagen da hielten, oder, wenn diese das Rendezvous der Reitpferde erreichten, ob nicht die Hoheiten, Durchlauchten und Exzellenzen von siebzehn Nationen im Regen zu Fuß stehenbleiben würden. Es waren 170 Marstallpferde, dann Ordonnanzpferde für 200 Gäste und etwa sechzig Extrapostwagen aus verschiedenen Standquartieren für ein wechselndes Hoflager jeden Tag an zwei verschiedenen Anfangs- und Endpunkten genau zu dirigieren, eine Arbeit, die mir mehr Mühe und Sorge gemacht hat als das ganze eigentliche Manöver. Die körperlichen Anstrengungen waren nicht gering. Um sechs Uhr ging es fort, fünf bis sechs Meilen per Eisenbahn und Wagen. Dann neun Uhr zu Pferd neben dem König bis zwei Uhr nachmittags und selbst später oft nach fünf Uhr zurück, um sechs Uhr Diner und in der

Nacht halb zwei Uhr gingen erst die Dispositionen für den nächsten Tag ein. Was gute Pferde leisten können, habe ich kennengelernt; die Stute wurde nur gebraucht, um das Pferd, welches ich reiten wollte, zur Stelle zu bringen. Sie frißt sehr schlecht und ist schon ganz mager geworden. Im Laufe des Tages habe ich nie Pferde gewechselt, sondern alle Tage nur ein Pferd geritten. Dem König zu folgen ist schon an und für sich nicht leicht, nun gilt es aber noch hier und da einzugreifen, Entscheidungen zu geben oder Aufträge zu überbringen auf sehr bedeutende Entfernungen, alles in der schärfsten Karriere über den hügeligen, vom Regen aufgeweichten Boden, durch Rübenfelder, Saatklee und Gräben. Der große Braune hat sich trefflich bewährt, zitterte aber vor Aufregung; der Fuchs ging nach fünfstündiger Arbeit mit derselben Vehemenz, wie wenn er erst aus dem Stalle käme. Die Pferde sind auch nicht unbemerkt geblieben. „Mais, vous montez comme un jeune homme de dix-huit ans, vous avez servi dans la cavalerie?[1]“ sagten die Franzosen, die überhaupt erstaunt waren, was unsere Adjutanten für Pferde reiten und wie sie reiten. Prinz Karl wunderte sich, warum ich lauter wütende Bestien ritte, und der Herzog von Koburg hat, wie mir gesagt wird, seinem Adjutanten befohlen, den Fuchs zu notieren, um zu erfahren, ob er vielleicht zum Winter verkäuflich sein wird. Ein Handel für Dich. Über die Manöver selbst, die hohen Gäste, den Hofhalt in Bensberg, Köln und Brühl wirst Du wohl in den Zeitungen gelesen haben. Solange ich konnte, hielt ich mich in Köln, wo wir unter uns ein munteres Feldlager bildeten. Ich war im Hotel Bellevue einquartiert, von wo ich oft nach dem pracht-

[1] Aber, Sie reiten wie ein junger Mensch von 18 Jahren, Sie haben bei der Kavallerie gedient?

vollen Dom hinübersah, der denn auch in bengalischen Flammen strahlte, als der König von dem großen Fest im Gürzenich heimkehrte. Das rege Leben auf dem Fluß, die vielen Lichter, die er widerspiegelt, gewähren auch wirklich einen einzigen Anblick. Eigentümlich sind die mächtigen Flöße aus dem Schwarzwald. Eins trug ein Dorf von sieben Häusern und einer Kapelle. Ich zählte vierunddreißig Bewohner und eine Kuh. Die riesenhafte Gitterbrücke ist an sich bewundernswert, drückt aber durch ihre kolossalen Dimensionen alle Umgebungen. Wagen und Lokomotiven sehen aus wie Mäuse in der Falle. Sehr hübsch ist auch der neue Zoologische Garten vor dem Kunibertstor. Die Tiere scheinen sich viel wohler zu befinden als die in Berlin. Dann gab es eine ganz vorzügliche Gemäldeausstellung und vor allem den Dom, den man nicht genug bewundern kann. Die letzte Zeit wohnte ich im Schloß zu Brühl. Am Schluß der Übungen verlieh der König mir die erste Klasse des Roten Adlerordens, wie er sagte, trotz der bevorstehenden Krönung schon jetzt. Auch der Herzog von Koburg hat mir das Großkreuz des Ernestinischen Hausordens umgehangen. Zur Krönung bin ich übrigens auch befohlen, so daß ich nur wenige Tage in Berlin bleiben kann und bald nach Königsberg abgehen muß, wenn ich die Generalstabsreise beendigt habe, welche uns heute nach Düren geführt hat.

Ich liege hier bei einem reichen Fabrikbesitzer im Quartier, der mich mit zwei trefflichen Diners, seltenen Weinen und allen möglichen Bequemlichkeiten wieder etwas hinaufbringt. Morgen geht es ins Gebirg' nach Eschweiler, dann über die öde, hohe Venn nach Monjoie und weiter in die Eifel. Es hat zwei Tage stark geregnet, und das Barometer steht auf Erdbeben, so niedrig. Bei gutem Wetter wird es eine interessante Tour. Ich rücke morgen

mit sechzig Pferden ab, und es ist nicht leicht, sie in den kleinen Gebirgsstädten alle unterzubringen. Manche alte Bekannte habe ich wiedergesehen, aber nur im Fluge. Henry erwischte ich ein paarmal, er sah prächtig gesund und vergnügt aus, trotz der wirklich großen Strapazen und regnigen Biwaks. Die Bataillone aus Koblenz, Mainz und Rastatt sind per Dampfschiff zurückbefördert und brauseten mit klingendem Spiel durch die Rheinbrücke. Ausdauer, guter Wille und Disziplin ließen nichts zu wünschen übrig; damit ist es jetzt anders als bei der Landwehr.

So, nun gute Nacht, liebe Marie. Von Herzen der Deinige.

Helmuth

An den Bruder Adolf

Berlin, den 29. Januar 1864

Lieber Adolf! .. Nach meiner Rechnung müßten heut über acht Tage schon die ersten Würfel fallen. Bekommen wir noch Frost, so wird die Sache ohne zu große Opfer abgehen, und dann ist es auch wahrscheinlich, daß eine wirkliche Erledigung der Sache Dänemark gegenüber erreicht wird. Dann ist sie aber noch mit Klein-Deutschland abzumachen, was bunt genug werden kann.

Preußen und Österreich gehen vorerst innerhalb der Verträge vor, um, wenn es möglich ist, eine europäische Konflagration zu vermeiden. Dabei kann ein Zusammenstoß mit den Dänen kaum noch ausbleiben (es sei denn, daß sie noch jetzt mit Preisgebung ihres ganzen Materials sich auf ihre Inseln zurückzögen, was von allem das Unerwünschteste wäre). Es bleibt nach gefallener Entscheidung übrig, Dänemark die Personalunion zu bieten, dagegen alle Rechte der Herzogtümer zu fordern, mindestens ihre volle Selbständigkeit, und für die etwa nicht

zu erreichende Zusammengehörigkeit materielle Garantie durch Besetzung eines festen Punktes, durch ständige Bundesgarnison, endlich Kriegskosten usw.

Sicher wird sich Rußland gegen den Herzog erklären, und nie, solange dieses Reich in Europa existiert, ist es, trotz der polnischen Insurrektion, oder vielmehr wegen derselben, in der Lage gewesen, so unmittelbar sogleich ein solches Gewicht in die politische Waagschale zu werfen wie eben jetzt. Dann wäre die Konfusion in Deutschland vollständig, und die drei nordischen Mächte könnten gegen Süddeutschland und Frankreich zu Felde ziehen. Kurz, über die nächsten Wochen sieht vielleicht jetzt kein Staatsmann hinaus, viel weniger ich. Ich hoffe, ein Sieg wird vieles im Äußern und Innern besser gestalten.

Vorerst wird doch auch in Holstein die gesetzliche Ordnung einen Halt selbst in dem bloßen Durchzug einer so bedeutenden Truppenmacht finden, wie die preußisch-österreichische Armee. Man schont die gereizte Empfindlichkeit der Kleinstaaten und ihrer Kommissare, doch hat das alles seine Grenzen. Wenn der Großherzog von Oldenburg sein Fürstentum Eutin mit dem Schlagbaum in Schwartau zuschließt, so sind das Sonderbarkeiten, die nur in Deutschland vorkommen können. Wenn aber die Kleinstaaten auf eigene Hand den Krieg mit Europa herausfordern, für den dann Österreich und Preußen einstehen müßten, so wird man doch ein Einsehen haben müssen.

Ernst genug sieht es nach allen Seiten aus, wir müssen die nächsten Begebenheiten abwarten. Dein Bruder

Helmuth

An die Gattin

Flensburg, den 15. Februar 1864

Liebe Marie! Ich habe Deinen Brief vom Sonnabend, den 13., erhalten, und mein Schreiben vom Freitagabend

mit den Nachrichten von Henry wird Dir Sonntagfrüh zugegangen sein.

Vorgestern fuhr ich nach Gravenstein[1]; weit von der Chaussee herunter kann man jetzt nicht, denn die Wege sind grundlos. Gestern war noch Schlittenbahn, heute der Schnee zur Hälfte schon fort. Der innere Hafen noch gefroren.

Gestern war ich über Glücksburg nach Holnäs gefahren. Mein Auftrag ist erledigt, und ich werde in fünf bis sechs Tagen nach Berlin zurückkehren. Von dem regen, militärischen Leben hier mündlich. Die Truppen sind nach unerhörten Anstrengungen wohlauf und vom prächtigsten Geist beseelt. Das ganze Hauptquartier speist um fünf Uhr beim Feldmarschall, wo man denn alle alten Bekannten sieht. Morgen gehe ich mit dem Hauptquartier nach Apenrade. Adieu und herzliche Grüße. Dein

Helmuth

An den Neffen Henry Burt

Berlin, den 10. März 1864

Mein lieber Henry! Herzliche Grüße, mein alter Junge. In Jütland geht es frisch vorwärts. Die preußischen Garden stehen vor Fridericia. Das erste Korps kann heute schon über Horsens hinaus sein. Eure schweren Geschütze treffen Mitte des Monats alle ein. Dann geht's bei Euch los. Halte Dich brav, und Gott schütze Dich. Herzlichst Dein Onkel

Helmuth

Berlin, den 20. April 1864

Mein liebe Junge! Ich danke Dir für Deinen Brief vom 17. und hoffe, daß Du Deiner Mama sogleich einen vom 18. geschrieben hast. Marie hat zwar schon gestern

[1] Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl.

nach Ratzeburg berichtet, daß Du glücklicherweise auf der bisher bekanntgewordenen Verlustliste nicht figurierst. Sie werden aber dort am liebsten von Dir selbst hören wollen. Es tut mir leid, daß Dein Regiment das kühne Unternehmen nicht hat ausführen können, welches ihm am Tage des Sturmes zugedacht war, und dessen Gelingen von der entscheidendsten Wichtigkeit gewesen wäre. Wäre es möglich gewesen, so würde General Goeben damit zustande gekommen sein. Man wird wohl die Sache erst etwas mit Artillerie vorbereiten müssen, und dann sind die Fünfzehner gewiß dabei.

Du kannst Dir vorstellen, daß ich am 18. vormittags in großer Spannung war. Der König war beim Exerzieren auf dem Tempelhofer Felde. Es kam nichts, und Seine Majestät ritten nach Beendigung der Besichtigung nach Hause. Auf dem Rückweg mit dem Fürsten Radziwill zusammen erfuhr ich, daß der König noch einmal umgekehrt sei. Ich ließ also meinen Braunen laufen und begegnete Seiner Majestät im Wagen, der die Gnade hatte, halten zu lassen, und mir die Depesche mitteilte, welche die Wegnahme der ersten Linie meldete.

Heute bin ich auffallenderweise der einzigste hier, der eine detaillierte Berichterstattung durch Hauptmann von Bronsart erhielt; ich habe sie eben zum König geschickt, da ich erfahre, daß derselbe ohne nähere Nachricht ist. Es bleibt aber noch vieles zu erfahren und aufzuklären. Die Verluste sind groß, aber die Waffentat ist der preußischen Armee würdig. Man sieht aber aus der Größe der Einbuße, wieviel mehr der Sturm, und ohne Sicherung des Erfolges gekostet haben würde, hätte man ihn nicht durch Geschütz und Spaten vorbereitet.

Eben erfahre ich, daß Dein Regiment doch tüchtig Feuer von den Alsener Batterien bekommen hat. Schreib mir

Deine Erlebnisse, wenn Du Zeit und Muße hast. Die gröbste Arbeit ist nun wohl getan. Wenn Du glücklich zurückkommst, wollen wir Deine Equipierung schon in Ordnung bringen und überhaupt weiter sehen. Es ist ein Glück für Dein ganzes Leben, daß Dein Truppenteil diesen Feldzug mitgemacht, Du wirst an Erfahrung, Tüchtigkeit und Gottvertrauen reich gewinnen. Marie grüßt Dich herzlichst, Dein Onkel

Helmuth

An den Bruder Ludwig

Berlin, den 23. April 1864

Lieber Ludwig! Ich benutze Klein-Röschens Geburtstag, um außer unseren herzlichen Glückwünschen nach langer Zeit einmal wieder von uns hören zu lassen.

Die gespannte Erwartung der letzten Wochen ist durch den Erfolg am 18. d. M. gelöset worden. Aber abgesehen von der Trauer, in welche Tausende von Familien durch den Verlust der nächsten Angehörigen versetzt sind, wie verschieden mag der Eindruck sein, welchen die gefallene Entscheidung selbst im Innern der Familien bei Euch hervorruft, wo so viele in engster Beziehung mit Dänemark stehen.

Der Enthusiasmus, mit welchem dies kleine Volk für seine Sache kämpft, die Ausdauer und Hingebung, mit der die Armee sich in der Düppelstellung behauptet hat, findet auch bei ihren Gegnern volle Anerkennung. Die Truppen haben dort unbeschreiblich ausgestanden, weit mehr noch als unsere, welche die Initiative des Angriffs hatten und bei größerer Zahl sich in den schweren Leistungen desselben ablösen konnten. Aber waren die dänischen Machthaber gerechtfertigt, aus ihrer insularen Sicherheit solche Opfer zu fordern? War die Sache selbst, für welche sie gefordert wurden, gerecht?

Ich glaube, daß man behaupten darf, Dänemark habe schon seit Jahrhunderten, und besonders seit der Thronbesteigung Christians VII., eine Stellung unter den europäischen Staaten beansprucht, die es nicht auf die eigene Nationalität basieren, die es nur durch Beeinträchtigung einer anderen, und zwar einer mächtigeren, behaupten konnte, und diese mußte sich endlich zur Wehr setzen. Auch der Starke kann sich nur bis zu einem gewissen Grade von dem Schwächeren verunglimpfen lassen. Die Deutschen in den Herzogtümern konnten lange und glücklich unter dem Zepter eines dänischen Königs wohnen, aber sie konnten sich auf die Dauer unmöglich den Majoritätsbeschlüssen einer dänischen Volksvertretung unterwerfen. Von dem Augenblick an, wo Preußen und Österreich nicht mehr wie im letzten dänischen Kriege sich gegenseitig paralysierten, durfte die Kopenhagener Regierung nimmermehr hoffen, aus eigenen Mitteln ihre Ansprüche durchzufechten. Freilich besteht noch jetzt der Zwiespalt in Deutschland, aber die Würzburger Regierungen gehen ja in ihren Forderungen ebensoviel weiter, wie sie in den Mitteln, diese durchzusetzen, zurückbleiben. Seit Wochen wußte man in Kopenhagen mit Bestimmtheit, daß eine unmittelbare Hilfe von außen weder von Frankreich, noch England, noch Schweden zu gewärtigen sei. Trotz aller Vorteile des Terrains und der Verschanzungen mußte die dänische Streitmacht endlich einem nicht nur doppelt so starken, sondern auch besser ausgebildeten, bewaffneten und ausgerüsteten Gegner erliegen. Und doch dekretierte eine Gesellschaft von Advokaten, Zeitungsmännern und Kammerrednern den Widerstand aufs äußerste. Abscheulich ist die dänische Presse. Wäre sie wirklich der Ausdruck des dänischen Volkes, so könnte man kein Mitleid mit diesem haben. Noch in diesen Tagen ver-

unglimpfte sie selbst die militärische Ehre derer, die sie doch in jedem Zusammentreffen besiegt haben. Diebstahl, Mordbrennerei, Verrat und Feigheit werden ihnen vorgeworfen. Die Preußen werden mit Schimpfworten und flachen Hieben ins Gefecht getrieben, sie werden von den Österreichern abgelöst werden müssen, weil sie nicht anbeißen wollen; außerdem die größten Albernheiten, wie die Schlacht bei Eritsöe zwischen Österreich und Preußen, in welcher nach der „wohl übertriebenen Angabe der Einwohner" 3000 Mann geblieben sind, „der Verlust aber jedenfalls groß" gewesen ist. Ja, der Ministerpräsident und Bischof Monrad teilt das Gefasel eines obskuren Berichterstatters dem erstaunten Europa als Wahrheit in offiziellen Noten mit, und die Times tischen solchen Unsinn ihren Lesern auf.

Es gibt wohl kaum ein gutmütigeres Volk als unsere Soldaten. Sowie der letzte Schuß gefallen ist, tragen die langen Westfälinger wie Kinderfrauen die dänischen wie ihre eigenen Verwundeten in das nächste Lazarett, wo alle gleich sorgsam behandelt werden. Auch Henrys Briefe schildern diese Szenen – die Dänen schießen, bis unsere Leute unmittelbar an sie heran sind, fordern dann Pardon, indem sie die Gewehre wegwerfen, und erhalten ihn; in allen Gefechten 20, 50, 100, am 18. d. M. 3145. Diese Massen von jetzt weit über 5000 Mann werden in preußischen Festungen wie preußische Soldaten gehalten. In den Spitälern, namentlich den wahrhaft luxuriösen des Johanniter-Ordens, liegen dänische Offiziere und Gemeine in denselben Sälen mit den preußischen.

Überhaupt ist ein Krieg wohl noch nie mit mehr Menschlichkeit geführt als dieser, welcher freilich von den Truppen die unbeschreiblichsten Entbehrungen und Leiden erfordert hat.

Das Bombardement von Sonderburg war nicht zu umgehen; die Dänen wissen am besten, welchen militärischen Wert dieser Teil ihrer befestigten Stellung hatte. Die Sommation[1] zur Räumung erfolgte zehn Tage vorher in Gestalt von ein paar Granaten, die hineingeschleudert wurden, ohne die Beschießung fortzusetzen. Die Zivilbevölkerung zog damals fort, kehrte aber wieder zurück.

Bei der Zähigkeit der Dänen wird es noch eines zweiten entscheidenden Schlages bedürfen, um den militärischen Teil der Sache zu Ende zu führen. Die Schwierigkeit ist nur, an sie heranzukommen. Was dann die Diplomatie daraus machen wird, mag Gott wissen.

Möchten doch auch in Dänemark die konservativen Elemente sich gegen den Druck der herrschenden Demokratie emanzipieren. Ein Dänemark, das nicht auf Kosten Deutschlands existieren will, wäre sofort der natürlichste Verbündete Deutschlands. Ich glaube gewiß, daß der selbständigen Nationalität Dänemarks Schweden weit gefährlicher ist als Deutschland. Die Truppenzusammenziehung in Schonen, zu spät, um Dänemark zu helfen, bedroht dieses wohl mehr als uns.

Nun genug von Krieg und Politik.

An Mie und Deine Töchter die herzlichsten Grüße, speziell an die Rosenknospe, die sich in der warmen Frühlingssonne lieblich entfalten möge. Dein treuer Bruder

Helmuth

An den Neffen Henry Burt

Berlin, den 27. April 1864

Lieber Henry! .. Hätte an den errungenen Sieg eine dauernde Verfolgung sich anschließen können, so würde durch die Aufreibung des feindlichen Heeres der Krieg seinem Ende sich haben zuführen können. Aber die be-

[1] Aufforderung.

sondere Natur des Kriegsschauplatzes gewährte auch hier den Dänen, in einer geschützten, neuen Aufstellung sogleich sich wieder zu sammeln und erneuten Widerstand zu leisten.

In dieser Beziehung war und ist noch jetzt der Übergang auf Alsen von gleicher Wichtigkeit. Man konnte an der Ausführlichkeit mit den vorhandenen Transportmitteln, nicht aber an der entscheidenden Bedeutung des Unternehmens zweifeln. Am 18. standen die Dänen gegen dasselbe vollständig gerüstet. Der an sich so hübsche kleine Coup Deiner beiden Regimentskameraden[1] tags zuvor hatte ihnen die drohende Gefahr nur noch augenscheinlicher gemacht. – Was jetzt noch gegen Alsen unternommen werden kann, nachdem die erste Erschütterung des geschlagenen Heeres vorübergegangen und ein Teil unserer Streitmacht aus dem Sundewitt fortgezogen ist, läßt sich nur an Ort und Stelle beurteilen. Je größer die Schwierigkeiten dort geworden, um so entschiedener muß ein Schlag an anderer Stelle geführt werden, denn der dänische Trotz ist noch keineswegs gebrochen.

Gewiß würde es mir sehr interessant sein, das Schlachtfeld mit Dir zu bereiten; aber ohne eine amtliche Wirksamkeit bei der Armee, als bloßer Zuschauer, habe ich nicht den Wunsch, dort zu sein, und bin der Sache nützlicher hier. Von Marie die besten Grüße – und nun Adieu, mein alter Junge, Gott schütze Dich ferner.

Dein Onkel Helmuth

An die Gattin

Horsens, den 15. Mai 1864

.. Aus den höchst unvorteilhaften Bedingungen der Waffenruhe und daraus, daß in den höheren Kommando-

[1] Zwei Offiziere hatten mit einem Boot nach Alsen übergesetzt und einige dänische Geschütze vernagelt.

verhältnissen bis jetzt keine Änderungen eintreten, möchte ich schließen, daß man in Berlin einen baldigen Frieden in Aussicht nimmt. Wie es mit meinem Verbleiben gehalten werden wird, übersehe ich durchaus nicht. Du erfährst darüber leicht in Berlin mehr als ich hier. Ich glaube, daß vorerst alles bleiben wird, wie es ist. Mir bekommt die Lebensweise sehr gut. Unsere Dinerstunde ist glücklicherweise von fünf auf drei verlegt, so daß man jetzt des Abends reiten wird. Mittags ist es schon sehr warm. Wir haben anhaltend das schönste Wetter. Jedenfalls ist es interessanter hier als die Frühjahrsparaden auf dem Tempelhofer Feld.

Es ist gut, daß die Truppen aus dem Sundewitt in weitläufige Kantonnements nach Angeln und dem Westen Schleswigs verlegt sind, denn auf Alsen ist der Flecktyphus ausgebrochen. Wo Henry hinkommt, weiß ich nicht, zwei Bataillone müssen in der Gegend von Gravenstein bleiben, viele Offiziere gehen auf Urlaub. Kronprinz und Prinzeß bleiben die Feiertage in Hamburg, Hôtel de l'Europe. Prinz Friedrich Karl besuchte uns in Veile, ist nach Aalborg und kommt morgen zurück, um nach Berlin auf Urlaub zu gehen.

Ich freue mich, daß unsere Bekannten durch fleißige Einladungen Deine Einsamkeit etwas erheitern. Und nun muß ich zum Vortrag. Dein

Helmuth

Hauptquartier Apenrade, Sonntag, den 3. Juli 1864

Liebe Marie! .. In Berlin ist gewiß Auer der erste gewesen, der, wenn auch nur von der Hauptsache, unterrichtet war; denn der König, der Kriegsminister und der Feldmarschall, an welche wir telegraphierten, waren alle drei außerhalb. Der Fürst hat mir darüber geschrieben

(diktiert), daß das Publikum nicht in Kenntnis gesetzt sei von dem, was sich zugetragen. Allerdings hat Berlin sich vorerst mit den hundertundein Kanonenschüssen begnügen müssen. Es ist aber denen, die die Geschichte machen, nicht leicht, Geschichte zu schreiben. Das Oberkommando, welches das am leichtesten tun könnte, war doch auch von zehn Uhr abends bis vier Uhr nachmittags, also achtzehn Stunden, auf den Beinen, ehe einer die Feder wieder in die Hand nehmen konnte, und die Eisenbahnzüge gehen denn auch nicht gerade ab, wie man wünscht.

Der Prinz hatte bei Schanze X, um zu großes Gefolge zu vermeiden, nur den Generalstab bei sich, die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere waren nach den verschiedenen Übergangspunkten dirigiert, um zu beobachten und zu melden.

Henry auf meinem Rappen nach Satrup-Holz.

Nach beendeter Partie Whist um zehn Uhr folgte ich mit Podbielski in meinem Wagen von hier über Gravenstein nach Schanze X, von wo man den Alsensund wie einen breiten Fluß in der Morgendämmerung zu unseren Füßen glänzen sah. Dunkel lag noch die blutgetränkte Höhe von Düppel zur Linken, gekrönt von der Ruine der einst so stattlichen Mühle, rechts Sonderburg mit seinem finstern Schloß am Meer, wo Christian der Böse lange Jahre den Kampf gegen den schwedischen und dänischen Adel zu betrauern hatte. Die ganz flache Spitze der Halbinsel Arnkiel war im Halbdunkel noch eben zu erkennen, und am äußersten Horizont die Halbinsel Mels. Der Meerbusen von Sandwig und die Augustenburger Föhrde, in welcher wir die feindlichen Schiffe und speziell die Anwesenheit Rolf Krakes wußten, waren unseren Blicken entzogen. Tiefe Stille lag auf Alsen, von unserer Seite

hörte man aus der Ferne den eigentümlichen Ton von Fuhrwerk mit eisernen Achsen. Es war die reitende Artillerie, die sich noch nach Rackebüll bewegte, wo sie in Reserve verbleiben sollte; sonst nichts.

Das Wetter war ungemein günstig, ausnahmsweise windstill, ein trüber, verschleierter Himmel, daher so dunkel, wie es um die Zeit der größten Tageslänge in dieser Breite überhaupt nur werden kann, und eine milde Temperatur.

Die Reitpferde waren in der Büffelkoppel aufgestellt, um später bei der Hand zu sein. Die Wagen blieben in Düppel, um jedes Geräusch zu vermeiden, und wir gingen zu Fuß in die zerstörte Schanze, welche das Aussehen eines Steinbruchs hatte, durch die riesenhaften Trümmer von Betonmauern der gesprengten Pulvermagazine. Ihre Dicke erklärt, daß kein Kaliber durchschlagen konnte.

Noch fehlten wenige Minuten an zwei Uhr, dem Augenblick, wo unsere Boote an vier Stellen zwischen dem südlichsten Rand von Satrup-Holz nach Schnabeckshage vom Ufer abstoßen mußten.

Das Herabbringen der Kähne und das Schurren der flachen Boote über das Geröll des Strandes scheint unbemerkt geblieben zu sein. Jenseits rührte sich nichts, friedliche Ruhe lag über der schönen Gegend, und nur die Lerche erhob sich singend aus den wogenden Kornfeldern, welche bald der Schauplatz blutigen Kampfes werden mußten.

Jetzt war es zwei Uhr, und mit geschärftem Blick späheten wir nach den ersten schwarzen Punkten, die sich auf dem klaren Seespiegel zeigen würden, – da blitzte es auf, nur sichtbar, nicht hörbar waren ein paar Schuß gefallen, und zwar, wie es scheint, irrtümlich von unserer Seite herüber. Alsbald sprühten die Funken am jenseitigen Ufer,

bald an dieser, bald an jener Stelle, dann leuchtete es hoch auf, und der dumpfe Knall verkündete, daß die bereitgehaltenen Geschütze der nächsten Strandbatterien ihre Kartätschladung gegen unsere verwegenen Argonauten ausschütteten. Wirklich sind sie zu hoch gegangen, und nur ein Kahn ist umgeschlagen, die Mannschaft aber, wenigstens zum großen Teil, von den nächsten Booten gerettet.

Die braven Pontoniere, selbst wehrlos und eben erst von der Oder und Elbe angelangt, ruderten unaufhaltsam weiter, die Infanterie aber nahm das Feuer auf, und wenn auch manche Patrone ihr Ziel verfehlt haben mag, so rückte die Feuerlinie doch unaufhaltsam weiter.

Das war nicht anders zu erwarten, da Führer wie General Manstein und Röder in den vordersten Kähnen standen.

Das Ufer war erreicht, daran war nicht zu zweifeln, aber nun mußten die Fahrzeuge zurück, sie konnten auf dem Wege den endlich wach gewordenen feindlichen Schiffen begegnen. Die Gelandeten waren vorerst auf sich selbst angewiesen, was stand ihnen augenblicklich entgegen? Hell waren die Fanale aufgeflammt und leuchteten von Höhe zu Höhe bis Augustenburg und Norburg hin. Hatten die Dänen ein paar geschlossene Bataillone hinter der Fohlenkoppel schon versammelt? Das Blitzen des Gewehrfeuers im Walde zeigte, daß unsere Märker dort schon kämpften, aber ob unser oder des Gegners Feuer vorwärtsrückte oder zurückging, war nicht zu unterscheiden. Es war ein Moment atemloser Spannung. Inzwischen hatten alle dänischen Strandbatterien ihr Feuer eröffnet. Auf unserer Seite waren deren neun in der Nacht zuvor erbaut und in dieser armiert. Die Artilleristen standen seit ein Uhr schußfertig und blieben ihnen

nichts schuldig. Der Donner der Geschütze, auf unserer Seite allein zweiundsechzig, ist in Kiel deutlich gehört worden. Nach rechts von uns feuerte die große Sonderburger Schloßbatterie aus acht Stück Vierundachtzigpfündern und zwei gezogenen Piecen gegen eine Vierundzwanzigpfünderbatterie auf dem Mühlenberge. Aber aller dieser Lärm entschied nichts, die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die Halbinsel Arnkiel.

Dort sprühten nun die kleinen Funken immer weiter nach Osten, der weiße Rauch zeigte sich bereits am südlichen Rand des Waldes Fohlenkoppel, und die schwarzen Punkte bewegten sich langsam wieder gegen die Halbinsel zu. Es war kein Zweifel mehr, man hatte festen Fuß gefaßt. Der Däne hatte sich abermals überraschen lassen. Daß wir nach Alsen wollten, daß schon am 27. einhundertundsechzig flache Boote von Rothekrug durch Apenrade passiert, war ihm von seinen zahlreichen Spionen unzweifelhaft gemeldet, aber, wie es scheint, nahm man an, daß dieser Sturm zu Wasser, wie der zu Lande, durch mehrtägige Beschießung werde vorbereitet werden müssen. Das Oberkommando hatte ja auch am 30. die Auswechslung von Gefangenen am Brückenkopf von Sonderburg vorgeschlagen. Die erste Meldung, daß drei Brigaden übergeschifft seien, brachte der Leutnant von Burt. Er hatte den Rappen unten an einen Busch gebunden, ritt sogleich zurück, setzte über, konnte aber das Pferd nicht mitbekommen und dann zu Fuß nicht mehr sein Regiment einholen, telegraphierte mir aber später noch über Rolf Krake.

Von Schnabeckshage war die Überfahrt fast ungehindert und trotz des weiteren Weges am ersten bewirkt worden, obwohl durch die Schiffe in der Augustenburger Föhrde augenscheinlich gefährdet. Legten diese sich zwischen unsere

gelandeten Truppen und unsere Batterien, so konnten letztere nicht schießen.

Ein ungeheures Gebrüll verriet, daß Rolf Krake jetzt aus dem Schlummer erwacht sei. Der Ton seiner hundertpfündigen Armstrongs auf dem eisernen Resonanzboden ist unverkennbar. Vergeblich schleuderte er seine Riesengeschosse gegen unsere Tirailleurs. Er wurde von den vierundzwanzigpfündigen Gezogenen sofort begrüßt und zog sich wieder in die Bucht zurück.

Unterdes hatte General Manstein sich längs des Strandes südlich vorbewegt, wo es selbst zu lebhaftem Handgemenge kam. Die feindlichen Batterien wurden in der Kehle eine nach der andern angegriffen und die Besatzungen gefangengenommen (darunter ein Offizier von der Leibgarde in rotem Rock). Ebenso setzten sich die Märker in Besitz von Groß-Moose, und erst am Abschnitt von Kjär stieß man auf einen lebhaften Widerstand geschlossener Abteilungen, die bis dahin versammelt waren. Es kam hier das Vordringen einen Moment zum Stehen in einem lebhaften Gefecht, welches wir von unserem Standpunkt nicht übersehen konnten. General Herwarth griff dort persönlich ein und traf im Tirailleurfeuer des Feindes mit unvergleichlicher Ruhe seine Anordnungen. Jetzt waren auch die ersten Feldgeschütze über das Wasser geschafft. Der Rückzug der Dänen wurde allgemein, und der „tappre Landsoldat" beschleunigte dabei seine Schritte sehr merklich.

Schon wurden ganze Scharen von Gefangenen von wenig Bewaffneten wie Herden an den Strand getrieben. Bewundernswert war die Dreihörigkeit unserer Westfalen von der Göbenschen Brigade, die gegen Sonderburg vordrangen und die Dänen hinter einem Knick im Rücken beschossen, während sie selbst in der augenscheinlichsten

Gefahr schwebten, von Sonderburg aus selbst im Rücken gefaßt zu werden. Ganze Schwärme vom Feinde liefen durch die Kornfelder zurück. Eine Batterie nach der andern verstummte, und ihre Besatzung flüchtete. Eine Haubitzbatterie rasselte auf unserem Ufer im scharfen Trabe herbei, aber es war schwer, zu unterscheiden, was drüben Feind, was Freund, so daß man nur auf die entferntesten Zielpunkte zu feuern wagte.

Inzwischen war es acht Uhr geworden, und die Sonne beschien ein Gemälde, welches ein Schlachtenmaler nicht schöner wünschen kann. Noch schwebten fortwährend die kleinen runden Dampfwolken der genau in derselben Höhe platzenden feindlichen Granaten gerade über der uns zunächst links liegenden Batterie. Ich glaube, daß sie ziemlich viel verloren haben muß. Vor uns stand ein schönes Haus dicht an der Landbrücke in Sonderburg in hellen Flammen. Wir vermeinten, daß eine Granate aus der vierundzwanzigpfündigen Batterie zur Rechten unglücklicherweise dort gezündet habe, es stellte sich aber bald heraus, daß die Dänen bei Räumung des Ortes die eigene Stadt rücksichtslos dem Verderben preisgegeben hatten. Dieselbe war völlig von den Einwohnern verlassen, und der Brand hätte bei anderer Windrichtung bald alles einäschern können. Dänische Gefangene wurden zum Löschen angestellt. Ebenso hatte der Feind seine großen Barackenlager bei Ulkebüll und Wollerup in Brand gesteckt. Die mit Stroh gefüllten Bretterhütten flammten in heller Lohe empor, und zwei schwarze Rauchstreifen zogen einen Trauerflor über die langgestreckte Insel. Weiter rechts flimmerte in der Morgensonne das Meer, bedeckt mit zahllosen Segeln. Da lagen die mächtigen Kriegsschiffe, umschwärmt von Fahrzeugen aller Größe. Diese ganze Gesellschaft hatte sich eilends aus

Höruphaff hinausgemacht, da nach wenig Minuten unsere Batterien ihr die Ausfahrt vom Süderholz versperren konnten. Dampfer mit Schleppschiffen bewegten sich an der Küste nach den in größerer Entfernung ankernden Kriegsschiffen. Die Räumung der Insel hatte bereits begonnen. Aber alle Blicke wurden noch einmal gegen Norden gewendet, als abermals Rolf Krake seine Stimme erhob. Es sah stolz aus, wie der gepanzerte Riese, tief im Wasser versenkt, mit Anspannung aller seiner Dampfkraft aus der Föhrde hervorschoß, rechts und links seinen Gruß sendend, an der Landspitze von Arnkiel vorbeisteuernd. Einen Augenblick fürchteten wir, ihn nun links drehen zu sehen, wo unsere Boote in ununterbrochener Folge noch Feldgeschütz, Munition und Ambulanzen überführten. Er zog es aber doch vor, das Freie zu suchen, und dampfte nördlich hinaus in tunlichster Entfernung der unterhalb aufgestellten Batterie, deren zwölf- und vierundzwanzigpfündigen Geschosse laut klappernd gegen seine Rippen schlugen. Aber so ein Monitor ist ein dickfelliger Bursche. Um zehn Uhr ist er noch einmal zurückgekehrt und hat zwei in der Sandwigs-Bucht liegende Kanonenboote herausgeholt, indem er sie mit seinem unverwundbaren Leibe deckte. Dort ist das Fahrwasser sehr breit und gestattet, dicht am Alsener Ufer zu bleiben. In die Augustenburger Föhrde wagte sich Rolf dagegen nicht wieder, und was da an Schiffen lag, war nun rettungslos verloren.

Zwischen sieben und acht Uhr erfolgte in dieser Richtung eine furchtbare Detonation, die mich augenblicklich und unwillkürlich an das Auffliegen eines großen Munitionsparkes am Euphrat erinnerte. Eine riesenhafte, schneeweiße Dampfwolke erhob sich in die blaue Luft. Nach dem Berichte des Marineministeriums in Kopenhagen sind es zwei Kanonenboote gewesen, die, von der Bemannung

verlassen, um nicht in unsere Hände zu fallen, ihre Pulverkammern angesteckt hatten.

Um acht Uhr war Sonderburg von unseren Westfalen erreicht. Wir schifften sogleich hinüber, und der Prinz telegraphierte auf dem dänischen Kabel nach Karlsbad, daß Alsen genommen.

Zwar hatten wir die Handpferde schon nach dem Brückenkopf herangezogen, aber es war nicht möglich, sie über den Sund zu bringen, und wir erstiegen durch die ganz verödete Stadt zunächst die große Batterie. Dort standen die ungeheuren Vierundachtzigpfünder vernagelt, mit Kreide hatte die dritte Kompanie fünfundfünfzigsten Regiments sich an die Lafetten geschrieben and no mistake[1]. Munition, Tornister, Mäntel, Brieftaschen lagen rings umher, und vor allem hatte Hannemann sich seiner Holzschuhe entledigt, die allerdings einer behendigen Bewegung lästige Fesseln sind. Stiehle erinnerte daran, daß sich möglicherweise noch eine brennende Lunte in der Pulverkammer befinden könne, wir fanden zwar nur eine brennende Laterne in dem unheimlich dunklen Raum, die wir aber doch herausnahmen und vorsichtig auslöschten. Hinter der Batterie war das Erdreich aufgepflügt von unseren Vierundzwanzigpfündern. Die Batterie, vor und hinter welcher das Terrain gleich abfällt, war sehr schwer zu treffen und unversehrt geblieben, aber weiter rückwärts lagen Dänen, die von den Sprengstücken schrecklich verwundet waren; unsere Krankenwärter waren schon dabei, diesen meist Sterbenden zu helfen.

Für den Prinzen Friedrich Karl wurde ein Ordonnanzpferd gefunden. Prinz Albrecht, General Graberg, Oberst Mertens, Major Kleist und ich erwischten einen Leiterwagen und eilten nach Wollerup, wo nun die Brigade

[1] Und kein Irrtum.

Röder haltgemacht hatte, um Atem zu schöpfen, nachdem dort eine Menge Gefangene und Material erbeutet war. Wir fuhren dann weiter nach Hörup, wo wir General Wintzigerode fanden, vor dessen Division einige Bataillone zur weiteren Verfolgung vorgeschoben waren. General Herwarth hatte sich rechts gegen Höruphaff gewandt. Am dortigen Walde fiel noch der Leutnant Bär, dagegen wurden daselbst allein ein Regimentskommandeur und vierhundert Mann gefangengenommen.

Von lange her hatten die Dänen die Halbinsel Kätenis als ihren letzten Zufluchtsort zubereitet. Die Landenge war durchstochen, palisadiert, von Batterien und Kanonenbooten beherrscht. Diese Stellung zu nehmen, war nur denkbar, wenn man mit ihnen zugleich davor ankam, was nicht gelungen ist. Der Rückzug der Massen dorthin war zeitig schon angeordnet, und das Gefecht endete etwa zehn Uhr vormittags. Nach den bisher eingegangenen Meldungen sind 210 preußische und 320 dänische Verwundete in unsere Lazarette eingebracht. Ich hoffe, daß unser Verlust 300 Mann nicht weit übersteigen wird.

Die dänischen Bataillone waren sehr stark und sollen während der Waffenruhe durch Einstellung von Ersatz auf 1300 Mann gebracht worden sein. Der Feind hatte Alsen mit sechs Regimentern, also jedenfalls 12000 bis 15000, besetzt. Zur Zeit sind schon 2600 Gefangene eingebracht. Von den Verwundeten werden wohl manche mit zurückgenommen sein, andere liegen unentdeckt in den Kornfeldern. Jedenfalls ist der Verlust über 3000 Mann, und die Zahl der Geschütze wird sich auf sechzig belaufen. Darunter zwei bespannte Feldgeschütze. Dabei haben jetzt die Dänen erkennen müssen, daß sie auch auf ihren Inseln nicht mehr sicher sind, und es bleibt abzuwarten, ob die in Kopenhagen herrschende Gesellschaft die un-

glückliche Armee einer an Zahl, Bewaffnung und Tüchtigkeit weit überlegenen ferner gegenüberstellen wird.
Mit frohen, dankerfüllten Herzen gegen Gott, der uns den Sieg verlieh, traten wir den Rückweg an und fanden im Wagen nach sechsunddreißigstündigem Wachen einen gesunden Schlaf. Meine Pferde hatten neun Meilen gemacht, der Rappe elf. Abends sechs Uhr dinierten wir bei Prinz Albrecht. Dann noch mußte die nötige Schreiberei besorgt werden.
Ich habe Dir vorstehend eine Beschreibung der Wegnahme von Alsen gegeben, die keinen offiziellen Bericht, sondern die Anschauung eines Augenzeugen enthält, wobei die Darstellung immer an Frische gewinnt. Wenn Du glaubst, daß sie auch andere interessiert, so habe ich nichts dagegen, daß Abschriften genommen werden, in welchen einige Personalien weggelassen und ich nicht genannt werde, Auer wird Dir das besorgen. Jedenfalls kannst Du dem Fürsten das vorlesen...
Die Dänen, die in solchen Dingen groß sind, haben auch unterseeische Minen im Alssund angebracht. Ein Kahn flog gestern in die Luft, als eben die Mannschaft auf eine Pontonmaschine, die er schleppte, gestiegen war und dadurch unversehrt blieb, während der Kahn in Trümmern liegt. So hatten sie auch zehn oder zwanzig Geschütze bis in die oberen Räume des Sonderburger Schlosses geschleppt, welches gewiß eingestürzt wäre, wenn sie an zu feuern fingen. Überall ziehen sie Laufgräben und buddeln an Schanzen, die sie dann nach geringem Widerstand verlassen. Unsere Leute haben das Gefühl, daß Hannemann ihnen nicht standzuhalten vermag; es gilt immer nur, an ihn heranzukommen. Und nun adieu, herzlichst

Helmuth

Apenrade, den 15. Juli 1864

Liebe Marie! Deine Briefe aus Berlin vom 8. und 12. d. Mts. richtig erhalten. Kleidungsstücke brauche ich vorerst nicht, sondern trage das Mitgebrachte erst völlig auf. Luxus im Anzug wird hier nicht getrieben. Wir sehen zum Teil fabelhaft aus, Hosen mit Leder auf Leder geflickt, Rose im Knopfloch, Spazierstock in der Hand... Gestern haben Prinz Albrecht und General Falckenstein preußische und österreichische Banner auf Kap Skagen, der nördlichsten Spitze Jütlands, gepflanzt. Ein paar Mann der Stabswache haben von Frederikshavn aus auf Ruderbooten ein dänisches Schiff genommen, welches eine halbe Meile entfernt in See lag. Sylt ist besetzt, Kapitän Hammer mit seiner Eskadre bei Föhr eingeschlossen, und hoffentlich kriegen sie ihn heute bei der Hose. Oberst Kauffmann (Brigadekommandeur, hat auf Alsen den einzigen tüchtigen Widerstand geleistet) ist vorgestern abend als Parlamentär eingetroffen und hat um Waffenruhe gebeten; er wurde einstweilen ohne Zusage zurückgeschickt. Entscheidung aus Karlsbad erbeten. Friedensunterhändler aus Kopenhagen sind dorthin abgegangen, wie man sagt Carl Moltke und Quade selbst. Ich sehe nicht ein, welche Friedensbasis sie bieten können. Große Besorgnis in Kopenhagen für Kopenhagen. Wegen der österreichisch-preußischen Flotte ist die dänische bei Anholt im Kattegatt versammelt und die Blockade der preußischen Häfen so gut wie aufgegeben. Herzliche Grüße

Helmuth

Apenrade, den 30. Juli 1864

Liebe Marie!.. Mit unseren Operationen müßt Ihr doch zufrieden sein; in vier Wochen haben wir erst Alsen, dann

Nordjütland und dann die Westinseln nebst Hammer gewonnen. Henry war kürzlich in Flensburg. Der arme Fritz ist ganz grau geworden. Geht mir übrigens ebenso. Warum soll ich einen Nachfolger haben? Wegjagen werden sie mich doch nicht. Es war wohl nur gemeint, wer mich vertreten sollte, wenn im Fall einer damals möglichen allgemeinen Mobilmachung ich hier nicht abkömmlich war. Herzliche Grüße an alle, und schreibe recht bald mal wieder an Deinen

Helmuth

An den Bruder Adolf

Apenrade, den 1. August 1864

Heute ist in Wien der Präliminarfriede abgeschlossen: Abtretung der drei Herzogtümer, Fortbestand von Jütland bis zur Ratifikation und, falls der definitive Friede wider Erwarten nicht zustande käme, jedenfalls Fortdauer der Waffenruhe auf 12 Wochen, also bis Ablauf der Schiffahrtsperiode. – So ist nun voraussichtlich dieser Krieg zu Ende und mit einem Erfolg gekrönt, wie er nur erreicht werden konnte. Jetzt kommt der zweite Akt, die deutsche Frage, für wen wir das Blut unserer Soldaten vergossen und Millionen verausgabt haben. Jedenfalls wird wohl ein längeres Sequester der Erledigung vorangehen. Die Großmächte, welche das Land erobert haben, werden es sicher behalten, bis man sich mit ihnen arrangiert. – Die Herzogtümer werden voraussichtlich nicht nur einen Teil der dänischen Staatsschuld, sondern auch etwa 20 Millionen Kriegskosten übernehmen müssen. Es ist billig, daß sie für ihre Befreiung etwas leisten. Eine Selbstfolge ist wohl nun, daß alle Beamten ihres Eides entbunden werden und zunächst im Auftrage Preußens und Österreichs verwalten. Ich glaube daher, daß die Verhältnisse sich auch für Dich ganz erwünscht gestalten.

Armes Dänemark, armer König! Der Gründer einer neuen Dynastie, der sein Regiment damit anfängt, das halbe Reich abzutreten! Reduktionen in Heer und Flotte, in Hofstaat und Verwaltung durchgreifendster Art sind unvermeidlich; man kann zweifeln, ob dies Land als selbständiges Königreich überhaupt fortbestehen kann. Wir haben zwar kleinere in Deutschland, aber sie existieren nur in der Anlehnung an Österreich und Preußen. Sollten sie das vergessen haben und jetzt versuchen, gegen beide existieren zu wollen, so werden sie wohl zur Erkenntnis kommen. Der Rendsburger Fall könnte ihnen ein Fingerzeig sein. Bis jetzt scheinen sie noch die Demokratie ihrer eigenen Länder und Hauptstädte mehr als die deutschen Großmächte zu fürchten. Herr v. Beust spricht, als ob er uns nächstens den Krieg erklären will...

An die Gattin

Apenrade, den 25. August 1864

Liebe Marie! Am 22. trafen fast gleichzeitig aus Berlin und Wien die Flügeladjutanten Prinz Hohenlohe und Fürst Metternich mit den Orden für Alsen ein. Ich erhielt daher an einem Tag den Kronenorden I. Klasse mit Schwertern und das Großkreuz des Leopoldordens, Kriegsdekoration, also zwei Kordons. Was mir aber mehr Freude macht, ist ein eigenhändiges Schreiben des Königs aus Gastein, den 14. August 1864:

„Als ich Sie zur Armee entsendete, konnte ich nicht mit Bestimmtheit voraussehen, daß Ihre Stellung bei derselben eine dauernde werden würde, und daß Sie damit Gelegenheit finden würden, Ihre Talente zur Kriegsführung auf eine so eklatante Art zu dokumentieren. Von dem Moment an, wo Ihnen Ihre jetzige Stellung dauernd zufiel, haben Sie meinem Vertrauen und meinen Erwartungen in einer Art entsprochen, die meinen vollen Dank und meine volle Anerkennung erheischt, welches beides ich Ihnen hierdurch mit Freuden ausspreche. Alsen und ganz Jüt-

land sind, während Sie die Operationen leiteten, in unsere Hände gefallen, und der 29. Juni reihet sich glorreich dem 18. April an. Die Armee hat sich überall ruhmvoll und ehrenvoll gezeigt und ein Resultat erreicht, das die Diplomatie dieses Mal nicht verdorben hat, sondern zu einem fast überraschenden Resultat machte.
Als ein Zeichen meiner Anerkennung Ihrer Verdienste in diesem Kriege verleihe ich Ihnen den Kronenorden I. Klasse mit den Schwertern, den Ihnen der Prinz Friedrich Karl übergeben wird, der eine hohe Auszeichnung für Sie erbat, weshalb ich ihm die Freude gönne, Ihnen dieselbe selbst zu überreichen.

Ihr treu ergebener

gez. Wilhelm."

.. Im militärischen Publikum trägt man sich mit der Kombination: Prinz Württemberg Gouverneur von Mainz, General Herwarth Gardekorps, siebentes Armeekorps – ich. Aber ich bin zu lange aus der Truppe und habe zu wenig Auge für Detail, daß ich ein Korpskommando annehmen dürfte. Ich kann keinen besseren Abschluß finden als jetzt, nach einem glücklichen Krieg und mit der vollen Zufriedenheit meines Königs. Vorerst haben wir aber noch die Auseinandersetzung mit unseren Bundesfreunden. Gebe Gott, daß die beiden Monarchen sich in diesen Tagen verständigt haben. Es ist mein altes Lied: Mit Österreich, dann hat es keine Not. Die Nessel ist das vernünftigste Blatt, was in diesem Lande herauskommt. Was für ein Gewäsch, daß der König Christian die Beamten nicht ihres Eides entbinden will. Wenn er das Land abtritt, so ist das einfache Selbstfolge. Jetzt muß ich schließen und beim Prinzen meine Partie Whist machen, während die Zigeuner im Nebenzimmer Musik machen. Sobald ich was erfahre, wann die Operationsarmee aufgelöset wird, teile ich es Dir mit.
Adieu, liebes, gutes Herz, auf frohes Wiedersehen.

Dein Helmuth

Flensburg, den 28. Oktober 1864

.. Der Friede wird spätestens bis zum 31. d. Mts. gezeichnet sein, da jetzt volle Übereinstimmung in der Konferenz zu Wien erlangt ist. Ob die Ratifikationsfrist drei oder vier Wochen dauern soll, hängt noch von den Dänen ab. Indes dürfte der Rückmarsch partiell schon früher beginnen und das Oberkommando in vierzehn Tagen aufgelöst sein.

Für mich ist die Stellung hier nachgerade peinlich geworden, da ich gar nichts zu tun habe.

Da der König mich vielleicht gnädig empfängt, kann ich nicht jetzt gleich um den Abschied einkommen, aber zum Frühjahr, wenn nicht neue Verwickelungen eintreten, will ich es tun.

Adieu, liebes, gutes Herz. Ich hoffe recht, daß Mama morgen ankommt. Dein

Helmuth

An den Bruder Adolf

Berlin, den 20. Mai 1866

Lieber Adolf! Ich benutze ein paar freie Augenblicke, um Dein Schreiben vom 16. d. Mts. zu beantworten und für Deine Teilnahme zu danken.

Ja wohl ist es eine ernste Zeit. Der Krieg ist unvermeidlich. Ich glaube nicht, daß es in eines Menschen Hand liegt, ihn zu vermeiden[1].

Die Geschicke Deutschlands werden sich jetzt vollziehen. Der Sonderungstrieb, welchen seit Tacitus die Deutschen bewahrt haben, führt zur Entscheidung durch das Schwert. Es hat uns ein Ludwig XI. gefehlt, der die

[1] Infolge dauernder Meinungsverschiedenheiten über die Verwaltung in den Herzogtümern war der preußische Ministerrat schon seit Ende Februar auf den Krieg vorbereitet. Am 22. Februar hatte Moltke notiert: „Es fragt sich nur, wie lange wir warten dürfen, ohne unsere eigene Lage zu gefährden."

Macht der Vasallen in Frankreich noch zur rechten Zeit zu brechen wußte. Es mag wohl wahr sein, was die österreichischen Blätter behaupten, daß zwei Großstaaten in Deutschland nebeneinander nicht bestehen können. Einer von beiden muß untergehen. Der Kampf wird furchtbar werden. Österreich hat gerüstet wie nie zuvor, und auch wir stellen unsere ganze Macht ins Feld. Jedenfalls zahlt Deutschland mit Provinzen rechts und links an seine Nachbarn.

Ob die Kleinstaaten, die so eifrig das Feuer schüren, besser daran sein werden unter der Alleinherrschaft des einen Siegers als in der Schwebe zwischen beiden Großmächten, bezweifle ich.

Daß auch die Haltung der Bevölkerung in Holstein sehr wesentlich beigetragen hat, die gegenwärtige Krisis heraufzubeschwören, ist wohl nicht zu leugnen. Unterliegt Preußen, so werden die Holsteiner gegen Übernahme von 90 Millionen Schulden ihren Wunsch erfüllt sehen, ein Kleinstaat zu werden, nur daß dann das Preußen fehlt, welches allein die Existenz von Kleinstaaten im Norden sicherte. Österreich wird sich die Hände nicht darum verbrennen, und der Deutsche Bund, der es bei leiblicher Existenz nicht tat, kann es nach seinem Tode noch weniger.

Fünfzig Friedensjahre haben gezeigt, daß bei dem unpraktischen, immer nur auf die Phrase hinauslaufenden Sinn der Deutschen es zu einer Einigung auf dem Wege friedlicher Verständigung niemals kommen wird. Ist es Gottes Wille, daß Preußen diese Aufgabe lösen soll, so sind die europäischen Verhältnisse im allgemeinen nicht ungünstig.

Wir haben in Deutschland keinen Freund. Der Bund ist eine österreichische Institution geworden, und seine Majoritätsbeschlüsse sind der Ausdruck des Wiener Kabi-

netts. Aber dies, selbst die europäischen Konferenzen und vollends die sogenannten Beschlüsse von Vereinen und Korporationen, sind Zwirnfäden, die den rollenden Stein nicht mehr aufhalten. Österreich hat noch nie gerüstet, ohne auch zuzuschlagen, es ist nicht reich genug, um ohne Erfolg abzurüsten. In Italien ist keine Regierung stark genug, um den Enthusiasmus der Nation zurückzuhalten. Bei uns hat niemand den Krieg gewollt, aber wir akzeptieren ihn mit ruhiger Zuversicht. – Möge Gott uns den Sieg verleihen, denn mit Preußen fällt Deutschland. Mit herzlichem Gruß

Helmuth

An die Gattin

Hauptquartier Gitschin in Böhmen, den 2. Juli 1866

Unser erstes Nachtquartier war in Reichenberg auf dem Schloß des Grafen Clam, Kommandeurs des ersten Korps. Die Gegend ist wunderschön, und der Geschkenberg gerade vor uns schloß den Prospekt durch einen weiten Park mit frischestem Grün. Schlechter stand es mit der Verpflegung, doch fanden wir einen preußischen Gastwirt, der uns ein leidliches Mittagessen und eine leidliche Flasche Hochheimer verschaffte. Viel Einwohner waren geflohen, die übrigen untertänigst verdrießlich. Es herrschte einige Besorgnis wegen feindlichen Überfalles bei Nacht, und außer der Stabswache biwakierte ein Bataillon auf dem grünen Rasen. Im Bahnhof steckten mehr Gefangene als die ganze Garnison. Die Italiener werden in ihre Heimat befördert werden; die Gefangenen meinten, es käme unbillig viel Blei von uns im Gefecht. Spätabends sah ich Tümpling, der ins Bein geschossen, aber sehr froh über sein glückliches Gefecht am 29. bei Gitschin war. Mein Wagen und die Pferde trafen erst

am folgenden Morgen ein und gingen nach kurzem Futtern und Tränken gleich weiter nach Schloß Sichrow, einer prachtvollen Besitzung des Fürsten Camill Rohan. Der König telegraphierte ihm: „Statt in Gastein heute in Sichrow, quel changement!" Diner beim König war sehr willkommen. Gleich nach Tisch fuhr ich noch vier Meilen voraus hierher. Podbielski und Wartensleben nahm ich mit. Der Weg führte über das Schlachtfeld vom 29. Es lagen wohl noch dreißig Pferde herum, die menschlichen Leichen waren beerdigt, an einer Stelle sechshundert Österreicher, an einer andern Stelle auch zweiundneunzig Unteroffiziere und Mannschaft von uns mit einem hölzernen Kreuz. Die Dörfer waren zur Hälfte in Flammen aufgegangen und rauchten noch. Auf einer Wiese lagen an tausend gefangene Österreicher und Sachsen. Lange Züge von Wagen fuhren Verwundete in der einen Richtung, in der andern Helme und Tornister, welche unsere Leute abgelegt hatten, als sie zum Angriff vorrückten. Hauptmann Graf Schlippenbach ist Kommandant von Gitschin, dessen Bewohner sehr feindlich gesinnt sein sollen. Die Leute in den Dorfschaften kehren allmählich aus den Wäldern zurück, haben aber alles Vieh und alle Lebensmittel in die Berge geschafft. Es ist für Geld nichts zu haben, und ich bedaure, daß ich nicht Kaffee und Tee und so weiter mitgenommen habe. Gestern spät kam noch Stülpnagel herein, er ist sehr wohlauf, hat aber auch gar viel um die Ohren. Auer war mit den Achtzehnern im Gefecht, ist aber schon von hier abgerückt. Wichmann hat einen Hieb durch den Helm in den Kopf. Sein Regiment hat eine Standarte am 28. erobert. Adieu, ich muß augenblicklich schließen, mit meinem Befinden geht es viel besser, seit ich im Freien in Tätigkeit bin. Nächstens mehr, liebe Marie. Dein

Helmuth

Hauptquartier Horsitz, den 4. Juli 1866

Am 2. dieses Monats waren eben die Dispositionen für einen Angriff auf die österreichische Hauptmacht abgegangen, als ich mit der Nachricht geweckt wurde, daß dieselben uns zuvorzukommen gedächten. Wir vermuteten sie hinter der Elbe mit einer Festung auf jedem Hügel, Josefstadt und Königgrätz. Nichts war mir daher erwünschter als dies freundliche Entgegenkommen ihrerseits und ihr Vorgehen aus dem starken Abschnitt. Noch um zwölf Uhr in der Nacht gingen die Befehle ab, welche alle unsere Korps konzentrieren sollten. Die Erste Armee, Prinz Friedrich Karl, stand in Horsitz der feindlichen Versammlung an der Bistritz gegenüber, die Zweite Armee, Kronprinz, hinter der oberen Elbe jenseits Königinhofen, die Elb-Armee, Herwarth, südlich bei Snidar. Letztere hatten daher zwei und drei Meilen zu marschieren, ehe sie in das Gefecht eingreifen konnten. Sie waren gegen beide Flanken des Gegners dirigiert. Die Absicht war, die feindliche Armee gegen die Elbe zu werfen, sie von beiden befestigten Übergängen abzuschneiden und, wenn möglich, ganz zu vernichten. Bald nach Mitternacht, den 3. Juli, ritten die Adjutanten mit dem Befehl in die entfernten Stabsquartiere der Nebenarmeen, um vier gingen unsere Pferde von Gitschin nach Horsitz, um fünf Uhr folgte der König und das Hauptquartier zu Wagen. Ich nahm Podbielski und Wartensleben auf meinem Jagdwagen mit. Um siebeneinhalb Uhr stiegen wir in Horsitz zu Pferde und um gegen acht Uhr fielen die ersten Schüsse der Avantgarde. Der Feind hatte eine überaus starke Stellung auf den Höhen jenseits Sadowa hinter der Bistritz und antwortete aus zahlreichen Batterien. Es lag nicht in unserem Plan, hier eine Entscheidung mit großen

Opfern an dieser Stelle schnell herbeizuführen. Das Hügel- und Wiesenterrain dieser Gegend ist durch Waldkuppen unterbrochen, ein kalter Nebelregen erschwerte die Übersicht in der ganz unbekannten Gegend. Während das Gefecht in der Front langsam fortbrannte, wurde mit Spannung ausgeschaut, ob die Flügelarmeen erscheinen würden. Schon um zehn Uhr hatten die schneeweißen Rauchballen der feindlichen Batterien eine Ausdehnung von wohl zwei Meilen. Aber es war schwer zu sagen, ob ihr Feuer sich nur auf uns oder zum Teil schon auf andere Gegner richte. Die österreichische Artillerie schoß sehr gut. Kaum ließ sich eine Kolonne Infanterie oder Kavallerie irgendwo in einer Talschlucht sehen, so schlug eine Granate in unerfreulicher Nähe ein, und das Feuer unserer Batterien ertrug sie mit größter Standhaftigkeit. Bald waren fast alle unsere gezogenen Batterien in Tätigkeit und nur noch die glatten in Reserve. Nun blitzte es aber auch von dem hochgelegenen Dorfe Chlum her aus solcher Entfernung, daß das Feuer nicht mehr gegen uns gerichtet sein konnte, und wir schlossen, daß der Kronprinz links im Anmarsch sein müsse. Bald gingen auch Meldungen darüber ein, und die Rauchwolken in der Richtung von Nechanitz konnten nur von der Herwarthschen Artillerie herrühren. Er erhielt sogleich den Befehl, dort den Übergang zu erzwingen und gegen die feindliche linke Flanke vorzugehen.

Im Zentrum links war General Franseckí gegen Benatek vorgegangen und hatte im dortigen Gehölz zahlreiche Gefangene gemacht. Ein furchtbares Artilleriefeuer hinderte ihn, aus demselben zu debouchieren[1]. Noch schwieriger war es, über Sadowa vorzudringen. Zwar war die Hälfte des dahinter liegenden Wäldchens durch das einundsiebzigste

[1] Aus einem Engpaß hervorzurücken.

Regiment genommen, aber der Aufenthalt dort sehr unangenehm. Fortwährend standen die kugelrunden, weißen Wölkchen über dem Gebüsch und streuten ihre Schrapnells hinein. Eine Batterie von zwölf Zwölfpfündern stand 1000 Schritte vor der Waldlisière, sie mit Kartätschen überschüttend.

Es lag nicht in unserem Interesse, hier um jeden Preis durchzubrechen, und ich verhinderte den schon erlassenen Befehl an General Manstein, die Batterie zu erstürmen. Das Vorrücken der beiden Flügel mußte von selbst die Räumung erzwingen. So geschah es auch, und nun folgten wir der Kavallerie, welche reichlich eine Meile in schärfster Gangart vorging, um die beiden Flügel einzuholen. Hinter den zwölf Geschützen lag die gesamte Bespannung an Pferden tot. Man hatte sie bis zum letzten Augenblicke bedient, ihre Rettung aufgebend. Nirgend waren geschlossene Massen mehr sichtbar. Der Rückzug muß unter dem Schutz der Artillerie schon seit Stunden begonnen haben. Es erfolgten mehrere Kavallerieattacken, die nicht alle gelangen. Das Thüringische Husarenregiment war in ein Dorf geritten, und wohl dreißig Pferde kamen herrenlos wieder heraus. Aus dem Sausen der Spitzkugeln erkannte man bald, daß die Dörfer noch besetzt waren, und die Gardebataillone drangen tambour battant in dieselben ein. Fast alle Kavallerieregimenter attackierten die feindlichen abziehenden Regimenter und brachten zahlreiche Gefangene ein. Nun waren wir dicht vor Königgrätz angekommen, und noch einmal erhob sich am jenseitigen Ufer der Elbe eine heftige Kanonade, die bis gegen neun Uhr dauerte. Die Granaten schlugen rechts und links ein, aber sehr bald standen wohl sechzig Geschütze auf unserer Seite dagegen. Die Entfernung war groß, man zielte nur nach dem Pulverdampf, und meh-

rere Geschosse platzten jedesmal dicht davor. Endlich erlosch auch das Feuer.

Wir glauben, die gesamte österreichische und sächsische Armee gegen uns gehabt zu haben. Die Schlacht dauerte über zwölf Stunden, und die Truppen haben bis sechs Meilen marschiert. Heute berechnen wir gegen 20000 Gefangene und 116 Geschütze, drei Fahnen habe ich gesehen, es sollen aber mehr sein. Unser Verlust ist groß, namentlich an Offizieren. Näheres noch nicht bekannt. Das siebenundzwanzigste Regiment hat sehr gelitten.

Heute traf Feldmarschalleutnant Gablenz hier ein, seine Bitte um Waffenstillstand mußte abgelehnt werden.

Im scharfen Galopp vorgehend, hatte ich wenig auf das Schlachtfeld geachtet, beim Zurückreiten traten die Schrecknisse hervor. An manchen Stellen war das Feld förmlich bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. Gewehre, Tornister, Mäntel usw. lagen überall herum. Es gab schreckliche Verwundungen, niemand konnte helfen. Ein Offizier flehte uns an, ihn totzuschießen. Die Krankenträger arbeiteten ohne Unterlaß, aber die Zahl der Verstümmelten war zu groß. Ich habe die Rappstute geritten, Reinhold den großen Braunen, sie gingen vortrefflich, namentlich erstere über die vielen Gräben und Sumpfstrecken. Da die Reitpferde neun und eine halbe Meile gemacht, ohne das Hin- und Herreiten während des Gefechts zu rechnen, so ließ ich sie in Horsitz, wo mein Wagen zurückgeblieben war, und mußte dann noch bis Gitschin fahren, wo ich ein Uhr nachts ankam. Während des ganzen Tages habe ich zwei Schokoladenplätzchen und ein kleines Stückchen Brot gegessen. In Gitschin war nichts mehr zu haben. Hungrig und von Frost geschüttelt, warf ich mich mit Mantel auf ein schlechtes Bett und

schlief vortrefflich ein paar Stunden, dann ging es wieder hierher und befinde ich mich sehr wohl. – Teile unseren Freunden den Inhalt dieser eiligen Zeilen mit, die ich noch mit dem Kurier fortzubekommen hoffe.

Herzlichst Dein

Helmuth

Abends zwölf Uhr.

Pardubitz, den 7. Juli 1866

Gestern auf der Tour hierher fuhren wir über das Schlachtfeld, noch tags zuvor waren Verwundete aufgelesen worden. Die toten Österreicher und Sachsen lagen mehrerenteils noch unbeerdigt. Man war beschäftigt, große Gruben zu graben, und hatte Massen Leichen dahin geschleppt. Die Brandstätten von sieben Dörfern rauchten noch, und in den stehengebliebenen Häusern lag alles voll Verwundeter. Lange Wagenzüge führten die Leichtblessierten zurück. Weiterhin wurden die Leichen seltener, aber die Zeichen einer wilden Flucht mehrten sich. Tausende von Tornistern, Käppis, Bandelieren und Säbeln bedeckten das Feld. Wir fuhren ganz dicht an die kleine Festung Königgrätz heran, welche vorgestern beinahe auf die beiläufige Aufforderung eines Husarenoffiziers kapituliert hatte. Der Kommandant hatte vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gefordert, und man hatte eine kleine Kanonade am Nachmittag eröffnet. Er scheint denn doch zur Besinnung gekommen zu sein. Aber man tut keinen Schuß auf uns, wohl aus Besorgnis, das Bombardement herauszufordern. Dort nun standen viele hundert Wagen aller Art. Munitionskarren voller Granaten und Patronen, Ambulanzen mit Scharpie, Verbandzeug und Medizinflaschen, Krankenwagen, Offiziersgepäckwagen usw. teils in einen Sumpf hineingedrängt, vierundzwanzig Geschütze waren schon abgeführt. Die Gewehre lagen zu

Hunderten im Straßenkot. Es muß ein furchtbares Gedränge gewesen sein, obwohl nur unser Artilleriefeuer die Fliehenden zu erreichen vermocht hatte. Es haben am 3. über 1000 Geschütze einander gegenübergestanden, und der Munitionsverbrauch ist enorm gewesen. Bei der Rückfahrt in der Nacht begegneten wir anderthalb Meilen Munitionswagen, welche neue heranführten. Auf der Tour nach Pardubitz kamen wir denn auch zwischen den Proviant- und Munitionskolonnen schön ins Gedränge, welche meilenweit in zwei, hin und wieder drei Reihen auf der Chaussee fuhren. Mein Wagen wurde beim plötzlichen Halten von hinten aufgefahren, der Kasten zerbrochen, die Deichsel gebrochen. Er ist beim Stellmacher. Das Sattelpferd lahmte, es scheinen Steingallen zu sein, aber nach neuem Beschlag, meint Dominique, wird es wieder gehen. Ich kam zu Fuß eine Stunde früher zur Stadt; die Elbbrücke war abgebrannt und rauchte noch, aber schon lagen zwei Pontonbrücken daneben über dem Fluß, vom Feinde nichts mehr zu sehen, wahrscheinlich nach Olmütz zurück.

Die Stadt ist sehr eigentümlich und eine Art Festung. Daneben ein mächtiges Schloß mit Wall, Graben und vier gemauerten Rundellen an den Ecken, jetzt Lazarett. Auf dem hübschen, altertümlichen Marktplatz, der mit Stroh bedeckt war, biwakierte das erste Bataillon ersten Garderegiments. Durch die engen Tore ein unbeschreibliches Treiben von Tausenden von Wagen, von Truppenabteilungen im Marsch, von Versprengten, Gefangenen, Marodeuren und Marketendern. Dazu die fremde tschechische Sprache der wenigen Einwohner, die nicht geflohen. Noch am Nachmittag des 4. war eine Siegesnachricht hier angelangt. Niemand hatte eine Ahnung von den schon zuvor verlorenen Gefechten, und am 4. waren

auf einem Male die Preußen da. Ich habe hier eine sehr gute Wohnung mit allen meinen Offizieren und bin aufs freundlichste aufgenommen. Die Frau Baronin, meine Wirtin, kocht selbst für uns, und als wir endlich nach neun Uhr abends zum Essen kamen, fanden wir eine vortreffliche Mahlzeit und einen ganz vorzüglichen Landwein. Heute abend oder morgen, hoffe ich, erhalten wir die Nachricht, daß Prag besetzt ist. Große Schwierigkeit macht mir die Verpflegung in dieser ausgezehrten Gegend. Der regelmäßige Nachschub vermag dem schnellen Vorrücken der Operation nicht mehr zu folgen, die Eisenbahnen sind bei Theresienstadt und Josefstadt gesperrt, und wir müssen fortan von Requisitionen leben. Deshalb ist mir der Besitz von Prag so wichtig, wo große Magazine zusammengebracht werden können. Schon hier haben wir große Vorräte von Zwieback, Tabak und Hafer gefunden, die äußerst willkommen waren.

Heute erhielt ich durch den Feldjäger Deinen Brief vom 4. dieses Monats. Du schreibst nicht, ob Du nur meine erste Anzeige oder den zweiten ziemlich ausführlichen Bericht erhalten hast. Ja, wohl wird noch manche Trauerbotschaft nachkommen.

Das siebenundzwanzigste Regiment hat sechsundzwanzig Offiziere verwundet, vier tot, Summa dreißig Offiziere verloren. Hauptmann Kracht und Witzleben gefallen, Major Schöning verwundet. Langenbeck ist hier.

Fürst Alfred Windischgrätz liegt verwundet in Horsitz. Der König hat ihn auf Ehrenwort entlassen. Er wünscht seinen Adjutanten mit frei zu bekommen. Ich stellte die Bedingung, daß dafür Graf Moltke ausgeliefert würde. Jetzt ist das kaum noch nötig.

Gott erhalte Dich, Dein

Helmuth

Schloß Cernahora, den 12. Juli,
meines seligen Vaters Geburtstag

Brünn, den 13. und heute den 15. noch hier.

Ohne irgendwelchen Widerstand zu finden, war die Avantgarde der Ersten Armee schon abends zuvor in der Landeshauptstadt von Mähren eingerückt. Hier hat der aus dem Reichstage bekannte Dr. Giskra, Bürgermeister der Stadt, die verständigsten Anordnungen für 45000 Mann Einquartierung mit Verpflegung beim Wirt getroffen, ebenso im Interesse der Stadt wie im unsern. Niemand ist entflohen, und die größte Ordnung herrscht mitten in der lebhaftesten Bewegung. Alles wimmelt von Soldaten, die seit vielen Tagen zum ersten Male ein Dach über sich haben. Alles macht vergnügte Gesichter. Jeden Augenblick begegnet man einem Bekannten, von dem man nicht wußte, ob er noch lebt. Es liegen in der Stadt die ganze fünfte, sechste und siebente Division, heute ist alles fort. Von vier Uhr früh bis sieben Uhr defilierten die Regimenter mit klingendem Spiel über den großen Markt, wo ich wohne, in größter Ordnung folgten die Wagen- und Packpferde, dann rasselte eine Batterie über das glatte Steinpflaster, da stürzt ein Offizier vom Zweiten Dragonerregiment, sieht nur besorglich nach seinem Pferd und sprengt im nächsten Augenblick an den Truppen vorüber. Endlich folgen die Munitionskolonnen, die das Verderben in sich tragen, zuletzt die Marketenderwagen. Alle Läden waren geöffnet, und die Besitzer lassen sich gut bezahlen. – Abends war großer Zapfenstreich. Der König kam herunter und wurde mit Jubel begrüßt, allerdings nur von Soldaten, das heißt aber für den Augenblick die Hälfte der Einwohner dieser Stadt. Die übrigen schwiegen, sind aber freundlich und mögen wohl den

Unterschied empfinden mit dem, was sie zuletzt vom kaiserlichen Heer gesehen haben.

Die Erste Armee ist seit der Schlacht in elf Tagen über dreißig Meilen marschiert, und wie schritten die Burschen heute hinter ihren wirbelnden Trommeln geschlossen einher!

Ich bewohne die Prachtzimmer im Palast Mitrowitz, wo der ganze Generalstab untergebracht ist, so daß ich alles zur Hand habe. Die Zeit vergeht in Geschäften und Emotionen. Heute nacht zwei Uhr wurde ich durch Hauptmann Mitschke mit einem Schreiben des Kronprinzen geweckt. Ich expedierte bis acht Uhr morgens, machte dann dem König Meldung, ging um zehn Uhr früh zu Bette, wurde dann zum Vortrag gerufen. Diner bei Seiner Majestät, hoffe abends einmal wieder aufs Pferd zu kommen, wenn es sich einigermaßen abkühlt.

Soeben reiset Benedetti von hier über Wien nach Paris. Auch Graf Barral war gestern hier. Nichts von Waffenruhe! Erst politische Vorschläge, und die sind noch nicht gemacht.

Wir haben über hundertundfünfzig Offiziere verloren, und die Regimenter haben fast alle ihre Avantageure schon vorgeschlagen.

Gott möge doch Henry bewahren, von dort haben wir so gut wie gar keine Nachrichten, denn wir sind augenblicklich ohne Telegraph und ohne Eisenbahnverbindung mit der Heimat. Indes wird mit aller Anstrengung daran gearbeitet, sie herzustellen.

Grüße alle Bekannte – den Brief der Gräfin Wrangel habe ich dem Kronprinzen geschickt. Der Feldmarschall ist beim Regiment, und es wird nicht möglich sein, ihn zur Heimkehr zu bewegen.

Alle Welt will jetzt Zündnadelgewehre haben, aber das

dauert Jahre, ehe man eine Million Gewehre schafft, und dann sollen auch noch die Leute ausgebildet werden für den Gebrauch. Zum nächsten Krieg haben wir wieder etwas Neues vorauf.

Es kommt mir manchmal unfaßlich vor, daß ich erst seit vierzehn Tagen aus Berlin bin. Was ist alles seitdem vorgefallen, und wie hat die Weltlage sich umgestaltet! Gott der Herr möge ferner gnädig sein, Er hat unsere Sache sichtlich in Schutz genommen, und ich glaube, daß es Sein Wille ist, daß Deutschland unter Preußen zur Einheit gelangt.

Adieu, liebes, gutes Herz, Du solltest doch nach Holstein gehen, wenn die Cholera in Berlin so bedenklich auftritt. Hier nur vereinzelte Fälle bei den Pommern. Das stete Fortschreiten verhindert die Ansteckung.

.. Mir geht es gut, der glückliche Erfolg hebt über alles hinweg, und ich habe die Freude mancher Anerkennung – aber freilich sind wir noch nicht am Ende angekommen.

Dein Helmuth

Nikolsburg, den 29. Juli 1866

Liebe Marie! Am 5. oder 6. künftigen Monats, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt, kehre ich mit Seiner Majestät nach Berlin zurück. Dort werden die weiteren Friedensverhandlungen gepflogen werden. Auch gegen die Reichsarmee tritt am 2. künftigen Monats Waffenstillstand ein. Gestern bei Ratifikation der Präliminarien hat der König Roon und mir den Schwarzen Adlerorden verliehen, und was mir noch mehr Freude macht, ist, daß man ihn mir in der Armee allseitig zu gönnen scheint. Man sieht das den Gesichtern an, wohin ich komme. Der Kronprinz schickte mir heute seinen Stern, obwohl ich ihn anzulegen keine Veranlassung habe, da

wir stets nur den Überrock tragen. Gestern hat der König sich mit seiner Umgebung in der Schlacht zu Pferde photographieren lassen, der Rappe kommt also auch auf das Bild; er stand exemplarisch ruhig.
Allerdings haben wir die Cholera in der Armee, aber doch nicht eigentlich epidemisch. Am 1. künftigen Monats setzt sich die Armee nach Böhmen in Marsch und bezieht ausgedehnte Quartiere, so daß hoffentlich der Gesundheitszustand sich bessern wird.
Der König wird die Kammern selbst eröffnen. Für heute Lebewohl, auf frohes Wiedersehen.

Dein Helmuth

An den Vetter Eduard Ballhorn

Berlin, den 8. August 1866

Lieber Eduard! Ich danke Dir herzlich für Dein freundliches Willkommen in der Heimat. Wenn ich auch meinen Anteil an der Sache nicht so hoch anschlage, wie Du es in Deinem Wohlwollen für mich tust, so habe ich doch das beruhigende Bewußtsein, meine Schuldigkeit getan zu haben. Gottes Gnade ist sichtbar mit uns gewesen, und wir können uns alle Glück wünschen zum Erfolge, denn wahrlich, es handelte sich um die Existenz. Jetzt haben wir Front zu machen gegen die Neider, die uns nicht gönnen werden, was wir erreicht; aber das Schwerste ist, glaube ich, getan... Ein so schnell beendeter Feldzug ist unerhört, gerade nach fünf Wochen sind wir nach Berlin zurückgekehrt. Der Berliner ist wie umgewandelt, der König aufs beste empfangen. Die Thronrede hat einen guten Eindruck gemacht, und ich hoffe, daß wir auch im Innern zur Verständigung gelangen werden. Wie geht es Deinen Kindern? Sophie ist jetzt von ihrer italienischen Reise zurück, und Marie muß wirklich eine Befriedigung

in ihren künstlerischen Leistungen finden, die sich weit über das Gewöhnliche erheben. Sobald ich kann, komme ich nach Potsdam, um Dich aufzusuchen. Mit herzlicher Freundschaft Dein treu ergebener Vetter

Helmuth

An den Bruder Adolf

Berlin, 13. Februar 1867

Lieber Adolf! Wir fingen an, etwas besorgt zu werden, da vierzehn Tage ohne Nachricht verflossen, seit Ihr das Dampfschiff bestiegt, da schickt heute Guste von Ratzeburg aus einen langen Brief von Fritz. Zwar scheint er von der ganzen Expedition wenig erbaut zu sein, doch enthält sein Schreiben von guter Wohnung, freundlichen Wirten, Sonne, Luft und Meer, 18 Grad Wärme, gutem Frühstück, blühenden Rosen, Araukarien, Palmen und Orangen, kurz, allerlei Elemente, aus denen sich doch ein recht behaglicher Winteraufenthalt zusammenbauen läßt. Mir wenigstens lächelt so ein Blick in den sonnigen Süden aus unseren grauen Nebeln, tropfenden Dachrinnen und langen Abenden. Die vielen nackten Betteljungen würden mich auch nicht sonderlich stören...

Gestern waren die Wahlen zum Reichstag, und man ist sehr gespannt darauf, was das Resultat dieser direkten Wahl sein wird. Der Ausfall ist von einigen Bezirken schon bekannt: in Sonderburg Ahlemann (Däne), Neustadt Bockelmann, Oberpräsident Scheel durchgefallen. Pastor Schrader an zwei Stellen gewählt; ich weiß nicht, was der Mann ist. In Holstein ist die Beteiligung jedenfalls sehr gering gewesen. Ich konkurriere im hiesigen Wahlbezirk mit Herrn Wiggers; ich gönne es der Stadt Berlin, wenn ich durchfalle. Die Stadt der Intelligenz verschreibt sich einen Mecklenburger zu ihrem Vertreter.

In Oldesloe wurde gewählt Schleiden, Rendsburg Baudissin-Friedrichshof, Eckernförde Baudissin, Glückstadt Obergerichtsrat Jensen, Tondern Staatsrat Franke, Bergedorf Dr. Goldenbaum. Nach der eben eingehenden Zeitung sind in den sechs Wahlkreisen Berlins Bismarck, Roon, ich, Falckenstein, Steinmetz und Herwarth – durchgefallen und ebensoviel Demokraten gewählt. Die Menge ist eben blind, und wehe dem Staat und der Gesellschaft, wo sie zur Herrschaft gelangt. – Die ländlichen Bezirke werden vielleicht besser sein, von dort sind die Resultate noch nicht bekannt.

Helmuth

An den Bruder Fritz

Creisau[1] bei Schweidnitz, Herbst 1867

Lieber Fritz! Es war mir sehr leid, daß ich am 3. d. M. nicht, wie ich gern gewollt, nach Lübeck kommen konnte, ich hatte aber gerade zu jener Zeit die großen Zahlungen für Ankauf des Gutes, Stempel- und Gerichtskosten zu leisten, dann sind wir am 10. d. M. hierher gereist, um die nötigsten Einrichtungen in der neuen Wohnung zu treffen und um mich in den Verhältnissen zu orientieren, so daß ich selbst zum Schreiben nicht recht kommen konnte. Es gibt auf dem Lande unglaublich viel zu tun, der Tag ist im Umsehen dahin, und müde legt man sich zur Ruhe.

Bisher kenne ich nur die Ausgaben des Besitzes, und man muß sich erst an die Größe derselben gewöhnen. Da sind siebenhundert Taler für künstlichen Dünger, sechshundert für Saatkorn, der Leutelohn und die beständigen Reparaturen; nächstens kommt die Dampfdreschmaschine,

[1] Bei einer Generalstabsreise Juli/August 1867 in Schlesien besichtigte er das Rittergut Creisau, das er mit den Mitteln der Nationaldotation am 1. 8. 1867 kaufte.

welche täglich fünfundzwanzig Taler Miete kostet, aber freilich auch täglich dreihundert Scheffel Weizen drischt und so gestattet, das Stroh auf dem Felde in Schober zu setzen. Die diesjährige Ernte ist so reich, daß die sehr weiten Wirtschaftsgebäude sie nicht fassen können.

Alle Welt wünscht mir übrigens Glück zu meinem Kauf, bei dem Preise von etwa dreihundert Talern pro Tonne Land. Der Boden gehört zu dem fruchtbarsten, tiefgründigen und sicher tragenden des Landes, ist aber früher sehr vernachlässigt gewesen, noch nicht im vollen Düngerstande und bedarf daher fürerst noch der künstlichen Aushilfe des chemischen Dunges (Superphosphat). Die Lage zwischen dem Zobten auf der Nord- und der hohen Eule auf der Südseite ist reizend. Ich habe den Wagen und ein Reitpferd mitgenommen, und es ist ein wahres Vergnügen, nach der Tageshitze spazieren zu fahren. Das ganze Land ist wie ein Garten, und wohin man fährt, ist's wunderschön. Die Wege sind im schönsten Stande, und das hügelige Terrain gewährt immer neue Aussichten. Dabei haben wir sehr angenehme Nachbarn, die uns mit der größten Freundlichkeit entgegenkommen. Vorgestern habe ich auch zum ersten Male meinen Sitz als Landstand auf dem Kreistage eingenommen.

Wir möchten nur so gern Dich und Guste hier sehen, und so laden wir Euch recht herzlich und dringend ein. Die etwas weiteren Ausflüge in das Gebirge haben wir verschoben, um sie mit Euch zusammen zu machen. Du könntest mir hier eine große Hilfe sein, denn ich habe vielerlei Projekte, einen Umbau am Schloß, Überbrückung des Peileflusses, Anlage eines Parkes durch Führung von Wegen durch Wiese und Busch, Anpflanzung von Baumgruppen usw. usw. Ich habe mir einen kleinen Meßapparat kommen lassen und will demnächst mit einer Spezial-

aufnahme des dabei in Betracht kommenden Terrains beginnen. Aber es gibt soviel zu tun.

Seit ich hier bin, haben wir das schönste Erntewetter, und den ganzen Tag hindurch ziehen die schwankenden Erntewagen, mit Weizen hoch beladen, über den Hof in die Scheunen. Alles ist massiv gebaut. Der Stall für tausend Schafe trägt auf zwanzig Granitsäulen das Gewölbe. Nur das Schloß hat noch ein Schindeldach und muß demnächst eines von Schiefer bekommen, was freilich zweitausend Taler kostet. Diese Nacht hatten wir ein Gewitter und den ersten Regen, welcher für den bereits ausgesäeten Raps sehr günstig war. Mit dem Einfahren wird es wohl heute nichts werden, aber dann wird gepflügt, und Arbeit gibt es immer. Meinen Hofleuten habe ich eine bessere Fleischportion gewährt, so daß sie bei Kräften und gutem Willen sind. Es ist ein sehr guter Menschenschlag hier.

Ich glaube, daß dies Landleben Dich sehr interessieren würde, und da Du ja jetzt endlich frei und Dein eigener Herr bist, so hoffe ich, daß Du mir meine Bitte nicht abschlägst.

Wir grüßen herzlich. Dein Bruder

Helmuth

Berlin, den 22. Dezember, Dienstag, zehn Uhr vormittag[1]

Lieber Fritz! Gottlob kann ich jetzt beruhigende Nachrichten über Marie geben[2]. In der Nacht zum Sonntag hatte sie noch große Unruhe, eine Stunde Schlaf, aber mit furchtbar schnellen Atemzügen. Dann erwachte sie mit Phantasieren und krampfhaften Zuckungen, der Puls hundertundacht in der Minute. Ich ließ sogleich unsern Arzt Doktor Pesch holen, welcher mir vorschlug, einen

[1] 1868. – [2] Frau von Moltke war an schwerem Gelenkrheumatismus erkrankt.

zweiten zu Rate zu ziehen. Geheimrat Frerichs erschien am Sonntag um zehn Uhr. Er machte kein Hehl daraus, daß die Krankheit das Herz ergriffen, und daß der Zustand sehr ernst sei. Es war ein schrecklicher Vormittag. Krampfhaftes Hin- und Herbewegen der Unterkiefer. Heftiges Zittern mit den Händen. Mit ihren großen schwarzen Augen sah sie uns unverwandt an. Dabei volles Bewußtsein und kein Laut der Klage. Sie richtete sich im Bette auf und betete – auch für den König, reichte uns die Hand zum Abschied und sprach wenige rührende Worte. Schon vorher hatte sie mir das Versprechen abgenommen, wenn Gefahr eintrete, sollte ich Prediger Stahn bitten, ihr das Abendmahl zu reichen. Ich gestehe, daß ich völlig hoffnungslos war, aber ich fürchtete zu sehr alle Aufregung und dachte, Gott würde den Willen für die Tat nehmen. Wie durch ein Wunder besserte sich der Zustand im Laufe des Nachmittags, und abends sechs Uhr fanden die Ärzte sie sehr viel besser. Es folgte freilich eine rastlose Nacht, und Opium wagte man nicht mehr zu geben. Ein abscheulicher Husten störte allen Schlaf. Die Zunge ganz wund, man fürchtete Diphtheritis. Auch der gestrige Tag, Montag, führte zum Besseren, etwas Appetit vorhanden, eine Tasse Tee und Bouillon wurde erlaubt. Gestern war die Herzaffektion noch nicht ganz verschwunden, aber sehr gering, der Puls auf zweiundsiebzig, der Atem vollkommen ruhig. Nach Beratung der Ärzte wurde eine Dosis Opium verschrieben, um, aber nur im Notfall, verabreicht zu werden, da Schlaf nach dreizehn Nächten durchaus nötig. Bis zwölf Uhr diese Nacht zum Dienstag hielten Schlaflosigkeit und Unruhe an, dann aber fiel sie ohne Opium in ruhigen Schlaf. Sie ist darauf um drei Uhr erwacht, hat mit Heißhunger eine Tasse Tee mit Zwieback genossen und dann wieder bis

acht Uhr geschlafen. Pesch kam, wollte sie aber nicht stören. Mit Guste hat sie völlig klar gesprochen, sie erkannte, daß sie in dem Saal hinter meiner blauen Stube liege, wohin wir sie des Straßenlärms nach vorne wegen gebettet haben. Mir hat sie allerdings von Dingen gesprochen, die sie nur lebhaft geträumt haben kann, die an sich ganz vernünftig, aber nicht passiert sind. Doch war sie noch im halben Schlaf und schlief auch bald wieder ein. Die Gicht hat sich wieder auf den Ellenbogen und Hand, also doch nach außen geworfen.

Du kannst Dir denken, wie wir alle aufatmen und Gott danken. Guste[1] kann sich sagen, daß ihre Pflege ihre Tochter Miezchen zweimal vom Tode errettet hat. Sie ist mit ihrer geräuschlosen Hilfe und Geduld Tag und Nacht um die Kranke und hält wunderbar aus; sie kommt aber nicht aus den Kleidern, und ich suche sie beim Spazierenfahren trotz des abscheulichen Wetters dann und wann an die Luft zu bringen. Die Krankenwärterin ist vortrefflich, aber beinahe erschöpft. Die Hausleute benehmen sich auch sehr gut. Nachfrage ist unendlich. Marie hat wohl schwerlich einen Feind in der ganzen Welt. Der König schickte gestern seinen Leibarzt, Prinzeß Karl fuhr persönlich vor, und aus allen Ständen wird die größte Teilnahme gezeigt. Um zwölf Uhr kommen die beiden Ärzte zusammen, und ich lasse diese Zeilen liegen, um noch hinzuzufügen, was sie sagen werden. Ich hoffe, daß die schlimmen Nachrichten durch mein gestriges Telegramm an Dich und Jeannette bald eingeholt worden sind.

Zwölfeinhalb Uhr. – Die Ärzte sind ganz zufrieden. Die Herzaffektion ist im steten Abnehmen, der Geist jetzt ganz gesammelt – allgemeines Besserbefinden.

[1] Seine Schwester Auguste war zur Pflege ihrer Tochter nach Berlin gereist.

Fünf Uhr. – Welche schreckliche Krankheit ist doch das! Guste und ich waren voller Trost und Hoffnung ausgefahren, um Weihnacht für die Leute zu kaufen. Die Sonne schien hell und schön. Im Moment, wo wir nach einer Stunde zurückkehrten, hatte Marie einen Anfall von Intermittieren des Herzens und eine Ohnmacht gehabt. Ich fuhr sogleich nach Frerichs, welcher die Sache nicht so ernst nahm. Auch Pesch, der sofort geholt wurde, hoffte, daß der Anfall nicht wiederkehren werde, aber der Pulsschlag ist beschleunigt, das Geräusch im Herzen etwas vernehmbarer, es wurde ein Senfpflaster und Eis auf den den Kopf gelegt, auch das Atmen ist beschleunigt. So wechseln fortwährend Angst und Hoffnung, Freude und Niedergeschlagenheit. Beide Ärzte wollen jetzt sich hier treffen.

Abends fünfeinviertel. – Die Ärzte finden, daß der Herzschlag heute abend besser ist als früh. Eine Entzündung der Herzmuskeln sei immer noch möglich, aber für jetzt liegen keine Anzeichen vor. Nervöse Zufälle, wie sie gewesen, seien sehr erklärlich. Man hofft, daß anhaltender Schlaf eintritt. So müssen wir denn das weitere Gott anheimgeben. Morgen schicken wir telegraphische Nachricht, die ich an Brockdorffs mitzuteilen bitte.

Den 23. mittags. – Schlechte Nacht, phantasiert, das Gehirn ist in Mitleidenschaft, doch sehen die Ärzte dies für den Augenblick nicht als etwas Bedenkliches an, die Lage ist ernst, aber nicht ohne Hoffnung. Jeannette kommt, Guste könnte es auch auf die Dauer nicht mehr aushalten. Heute abend sechs Uhr treffen sich die Ärzte wieder.

Abends sieben Uhr. – Wir atmen wieder auf. Das Phantasieren ist fast verschwunden, ruhiger Schlaf eingetreten. Dies das beste Weihnachtsgeschenk für uns alle.

An den Bruder Ludwig

Weihnachtsabend[1]

Lieber Ludwig! Heute nachmittag 3 Uhr schied unsere teure Marie aus diesem Leben. Ihre schönen Züge drükken noch jetzt die edle, gerade und treue Seele aus, welche sie allen so lieb machte, die sie gekannt haben. Keine Pflege und ärztliche Kunst vermochte sie zu retten; ein furchtbares Fieber raffte sie hin. Ein steter Wechsel zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit hat uns zuletzt völlig erschöpft. Noch gestern abend waren wir, während sie sieben Stunden ruhig geschlummert, in froher Zuversicht. Heut stellte sich bei entsetzlichem Herzschlag Phantasieren ein. Sie hatte schon viel früher die Ahnung des Todes, nahm Abschied und betete mit leiser Stimme für uns alle; heute im heftigsten Fieberdelirium drückten Blicke und zitternde Bewegungen ihre Gedanken aus. Dann entschlummerte sie nach kurzem leichten Krampf zu einem bessern Dasein, aus welchem ich sie nicht zurückrufen möchte. Guste hat in ihrer stillen Weise Unglaubliches geleistet. Dein Bruder

Helmuth

An die Schwägerin Auguste von Moltke

Berlin, den 30. Dezember 1868

Liebe Auguste! Ich danke herzlich für Ihre Teilnahme an meinem herben Verlust. Wer Marie gekannt hat, vermag die Größe desselben und die Leere, die mir geblieben ist, zu ermessen. Nichts Schöneres als ihre Büste, gleich nachdem sie ausgerungen hatte; dieser stille friedliche Ausdruck ihres Gesichts. Sie schien sanft eingeschlummert. Ihr Sarg steht jetzt in der kleinen katholischen Ka-

[1] 1868.

pelle auf Creisau, mit unzähligen Kränzen und Palmenzweigen bedeckt. Die Gerichtsmänner und die Schulzen der Güter hatten sich ausgebeten, den Sarg zu tragen. Die kleine Kirche war mit grünen Tannenreisern bestreut, und viele weinten bitterlich, alle hatten die junge, schöne Herrin liebgehabt. Ich hoffe, zum Frühjahr mit einer kleinen Begräbnishalle für Marie und mich fertig zu werden; ich hatte freilich geglaubt, sie würde sie zuerst für mich bauen. Das Gebäude wird nahe vom Schloß auf einem kleinen Waldhügel errichtet, von wo man eine weite und liebliche Aussicht über das Gut und auf das Gebirge hat. Ich hoffe die Stelle so herzustellen, daß jeder gern dort verweilen wird.

Mit meinen besten herzlichsten Grüßen an Adolf und die Töchter Ihr verwaiseter Schwager

Helmuth

An die Schwägerin Jeannette v. Brockdorff

Berlin, den 17. Dezember 1869

Liebe Jeannette! Mit Deinen Gedanken bist Du gewiß in dieser traurigen Zeit oftmals hier. Es ist so natürlich, daß man die ganze Leidenszeit noch einmal durchmacht, und die Telegramme und Briefe, die Du an Mama geschickt hast, vergegenwärtigen so recht den Wechsel von Hoffnung und Furcht bis zum Schluß. Und doch möchte ich die Erinnerung nicht einbüßen. Es ist so ein schlechter Trost, jemand zu vergessen; mir ist es stets eine Freude, über Marie mit jemand zu sprechen, der sie gekannt – und, was dasselbe ist, sie liebgehabt hat.

Die Bleistiftzeilen an Dich sind die letzten, die sie überhaupt geschrieben hat. Sie kennzeichnen recht ihre mutige Ergebung. Ich höre noch, wenn die Ärzte fragten: „Haben Sie Schmerzen, Exzellenz?" und sie wie verwundert

sagte: „Nein!!" Vielleicht steht sie jetzt hier neben mir und sagt in ihrer kecken Weise: „Ach! was für Aufhebens, ich hab' es hinter mir, und Ihr werdet's auch bald haben." Sie war eine tapfere Seele. Es ist ja auch eigentlich unrecht, immer nur an das kurze Schmerzenslager, nicht an die Vergangenheit eines doch im ganzen sehr glücklichen Lebens zu denken und an die Zukunft, von welcher die Schrift verheißt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Und sie war ein selten reines Herz.

Ich hatte die Absicht, zu Weihnacht in Creisau zu sein, es ist mir aber, als ob sie mir hier näher wäre, gerade an diesem Tage, der für mich stets ein wehmütiges Fest bleiben wird.

Helmuth

An den Bruder Adolf

Berlin, den 18. Juli 1870

Lieber Adolf! Wie haben die Dinge sich in wenigen Tagen seit meiner Abreise geändert! Der ruchlose Abenteurer von Boulogne hetzt zwei Völker aufeinander, um seine dynastischen Interessen wenn möglich zu retten. Nie ist ein Krieg gerechter geführt worden als dieser von unserer Seite, und so hoffen wir auf Gottes Beistand. Aber seine Wege sind nicht unsere Wege, und in der Weltentwickelung führt er auch durch verlorene Feldzüge zum Ziel. Dennoch hoffen wir auf einen glücklichen; die politische Lage ist günstig, denn wir haben Grund, anzunehmen, daß wir den zweiten Feind wenigstens fürerst nicht im Rücken haben werden. Ihr könnt daher nirgends ruhiger und sicherer die Dinge abwarten als in Creisau. Nachrichten (offizielle und zuverlässige) gehen ungefähr ebenso schnell und sicher nach Schweidnitz wie nach Berlin...

Für Helmuth[1] entsteht der glückliche Umstand, daß er nun sogleich Offizier wird und schon in so jungen Jahren einen Krieg mitmacht, worauf wir Alten vierzig Jahre haben warten müssen...

Ich bitte Fritz, daß er an Ernst und August[2] sagt, daß ich sie beide als Trainsoldaten mitnehme. Das Reit- und die vier Wagenpferde sollen aber noch erst in Creisau bleiben, da hier alles überfüllt ist, die Leute kommen dann in zehn oder zwölf Tagen mit den Pferden, und wird das Nähere ihnen mitgeteilt werden. August kann die 200 Taler mitbringen, die in dem feuerfesten Schrank liegen, ferner meinen Schlafrock und Pantoffeln und einen Teil der Wäsche. Die Zivilsachen bleiben dort. Hoffentlich geht die Ernte frisch vor sich, wir können das brauchen, in Nordfrankreich vollkommener Mißwachs. Von den Arbeitern werden wohl wenige eingezogen werden, es sind ja lauter alte Krüppel, aber der Inspektor wird wohl heranmüssen, er ist gewiß noch pflichtig. Ich freue mich, daß Du schon Deine Promenade bis zur Kapelle ausdehnst; wenn der Schirrvogt nicht Dringendes vorhat, so laß ihn eine Bank an der unteren Terrasse machen. Herzliche Grüße an alle, möchtet Ihr eine rechte Heimat in Creisau finden.

Helmuth

An den Bruder Fritz

Reims, den 6. September 1870

Wer zählet die Völker, wer nennet die Namen, die gestern hier zusammenkamen! – Da steht die mächtige Kathedrale, in welcher Frankreichs Könige, Chlodwig, Ludwig der Heilige, die Ludwige und Karl X. gekrönt wurden. Nebenan im Erzbischöflichen Palast wohnt jetzt König

[1] Sein Neffe, der Generalstabschef zu Beginn des Weltkrieges 1914. – [2] Zwei Diener.

Wilhelm, im weiten Vorhof biwakiert eine Kompanie unter Waffen, und in der Stadt ist ein ganzes Armeekorps untergebracht. Die Geschütze, die Munitionswagen, die Trains stehen wohlgeordnet auf den Promenaden. Der große Gasthof gegenüber wimmelt von Offizieren, die nach so vielen Biwaks sich einmal gütlich tun wollen. Es ist, wie man uns gewarnt, ganz Reims unterminiert, und Millionen Minen in Flaschenform sind mit Kohlensäure geladen. Daß davon schon gestern einige hundert explodiert sind, war bei der Hitze des Tages und den durstigen Kehlen nicht anders zu erwarten. Überall begrüßten sich Bekannte, gar mancher aber wurde vermißt, der schon auf der grünen Heide ruht. Aus unserer Creisauer Gegend traf ich den Oberst v. Bock, Graf Reichenbach, Leutnant Goldammer, alle wohlauf. Abends meldete sich auch unser Gärtner und war sehr erfreut, August und Ernst zu finden. Man hat ihm das Rote Kreuz angeheftet und ihn zum Krankenträger gemacht. Sein Korps, das VI., ist ohnehin noch gar nicht im Gefecht gewesen, wird aber wahrscheinlich zuerst die Türme von Notre-Dame erblicken.

Auf der Herfahrt vorgestern fuhren wir an der Rast der zehnten Division vorüber und fanden Helmuth mit den Offizieren seines Regiments unter einem Apfelbaum sitzend. Er sieht ein bißchen spitz aus, versichert aber, vollkommen wohl zu sein. Geld habe er „massenhaft", zu leben auch, eine Wurst verschmähte er und begnügte sich mit einer Flasche Wein aus meinem Wagen. Seine Rockschöße sind durchschossen, er selbst aber ganz und frohen Mutes. Er muß dieser Tage die Ernennung zum Offizier erhalten.

Wilhelm steht vor Metz und läßt Bazaine nicht heraus. Ein Versuch des letzteren ist sogar schon vor seiner

Ankunft abgeschlagen worden. Ich sehe nicht, was nun dem Eingeschlossenen übrigbleibt, als sehr bald ebenfalls zu kapitulieren. 200000 Gefangene sind dann allerdings eine wirkliche Verlegenheit.

Ich glaube, ich schrieb Dir schon, daß mir der peinliche Auftrag geworden war, den französischen Unterhändlern zu erklären, daß die ganze Armee Mac Mahons kriegsgefangen sei, und die näheren Bedingungen festzustellen. Diese Verhandlungen fanden von 12 bis 2 Uhr in der Nacht nach der Schlacht von Sedan statt. Am folgenden Morgen sollte General Wimpffen, der für den verwundeten Mac Mahon das Oberkommando übernommen, die definitive Beschlußnahme überbringen, statt dessen kam der Kaiser selbst, mit dem ich nicht abschließen konnte, da er tags zuvor dem König geschrieben hatte: N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'a remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté[1], und folglich Gefangener war. Ich traf ihn in einer elenden Bauernstube dicht hinter unseren Vorposten in Erwartung einer Entrevue mit dem König, in voller Uniform auf einem hölzernen Stuhl sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwidern, daß nichts als die Gefangennehmung der ganzen Armee zu erwarten stehe, und daß, wenn diese nicht bis spätestens zehn Uhr einwillige, ich das Signal zur Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe. „C'est bien dur!"[2] seufzte er. Übrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben. Bald darauf wurde eine von uns entworfene und übersetzte Kapitulation von dem unglücklichen Wimpffen ohne

[1] Da ich nicht inmitten meiner Truppen habe sterben können, bleibt mir nur übrig, meinen Degen in die Hände Euer Majestät zu legen. – [2] Das ist sehr hart.

weiteres unterzeichnet. Er war vor zwei Tagen erst aus Afrika angekommen und wird einen schweren Stand gehabt haben der völlig aufgelösten und furchtbar aufgeregten Soldateska in Sedan gegenüber. Aber achtzig Feuerschlünde standen dicht vor der Stadt und 150000 Mann hinter ihnen. Wimpffen hat Erlaubnis erhalten, nach Württemberg zu gehen, wo er Verwandte habe (ohne Zweifel gehört unsere Cousine Käthchen dazu); wie unschuldig er auch an der ganzen Katastrophe ist, man wird ihm seine Unterschrift in Frankreich nie verzeihen.

Übrigens hat er mir schriftlich für die schonende Weise gedankt, mit welcher diese schmerzliche Verhandlung geführt worden sei.

Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen fuhr eine lange Wagenreihe, eskortiert durch eine Eskadron Totenkopf-Husaren, auf der Chaussee nach Bouillon (in Belgien) durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt.

Was nun in Frankreich werden wird, darauf ist alles gespannt, jedenfalls zunächst eine Militärdiktatur. Inzwischen marschieren wir auf Paris. Helmuth

Reims, den 11. September 1870

Während unsere Truppen ihre zum Teil weiten Märsche behufs einer neuen Operation ausführen, hat das Oberkommando in der alten Krönungsstadt verbleiben können, und diese Ruhe tut allen sehr wohl, besonders auch den Pferden, die bis jetzt vortrefflich ausgehalten haben. Das Wetter ist übrigens schlecht, kalt und regnerisch, von dem schönen Klima Frankreichs merken wir nichts.

Wilhelm rückt morgen zur Belagerung vor Toul, es sei denn, daß die Kavallerie hierher nach Reims kommt. Helmuth befindet sich augenblicklich in der Gegend von Montmirail.

Ich hoffe, daß Ihr meine beiden früheren Briefe von hier erhalten habt und eine Sendung von vierzig Flaschen besten Champagners bald erhalten werdet, die Ihr auf die Gesundheit unserer braven Truppen leeren möget.

Eigentlich müßte der Krieg aus sein; Frankreich hat kein Heer mehr, das eine hat kapituliert, das andere muß unfehlbar kapitulieren. Heute ist es der vierundzwanzigste Tag, wo in Metz an 200000 Mäuler Essen verlangen. Man ist laut Nachrichten der Gefangenen beim Pferdefleisch angelangt. Vielleicht macht Bazaine noch einen verzweifelten Versuch, sich durchzuschlagen, aber alle Vorkehrungen sind getroffen, es zu verhindern. In Paris steht nur noch das inkomplette Korps Vinoy und eine sehr große Zahl Gardes Nationales, Leute, die sich hinter Wall und Graben verteidigen, aber niemals wagen können, herauszutreten, um im freien Felde gegen unsere Leute zu schlagen. Die Schwierigkeit liegt daher nur darin, daß keine Autorität vorhanden ist, mit der man Frieden schließen kann. Die gegenwärtige Regierung ist in der Weise eingeführt, daß in der famosen letzten Sitzung ein Arbeiter auf den Sessel des Präsidenten sprang, die Klingel ergriff und die Republik proklamierte. Was das übrige Frankreich, was die besitzenden Klassen dazu sagen, wissen wir noch nicht.

Gestern fuhr ich mit Henry und de Claer in das verlassene Lager von Châlons. Als vor vierzehn Tagen die vierte Kavalleriedivision sich näherte, die hulans prussiens[1], die eine wahre Terreur verbreiten, seit sie sogar zu

[1] Preußischen Ulanen.

Fuß Dörfer erstürmt haben, da ist das ganze Armeekorps in solcher Hast nach Reims abgezogen, daß unsere Reiter das halbfertige Frühstück, Geschütze, Koffer, Weiberröcke und angefangene Briefe vorfanden. Hier sind alle Mauern mit Schießlöchern durchbohrt, große Verschanzungen angelegt, aber verteidigt hat man sie nicht.

Heute ging die Nachricht von der unglücklichen Katastrophe in Laon[1] ein, die Ihr wohl früher in den Zeitungen lesen werdet, als diese Zeilen Euch erreichen. Die Opfer, die der Krieg fordert, sind entsetzlich, und da wollen die Engländer uns mit Geld abgefunden wissen! So Gott will, sind wir binnen vierzehn Tagen in der Lage, 200000 Mann jedem unberufenen Vermittler entgegenzustellen und mit dem Rest doch noch mit Frankreich fertig zu werden. Die Leute haben noch nicht gelernt, was das sagen will: „Deutschland", aber was das Wichtigste ist, Deutschland selbst hat es jetzt gelernt.

Freundliche Grüße

Helmuth

An den Bruder Adolf

Ferrières, den 21. September 1870

Ferrières ist ein Schloß, drei Meilen östlich Paris, mit königlicher Pracht eingerichtet, die Schöpfung der fünften Großmacht Europas, die Apotheose des Mammon. Hier empfing Rothschild den Kaiser Louis Napoleon, wie einst Graf Molé Ludwig XIV., so in unserer Zeit der Parvenü des Reichtums den Parvenü der Macht. Die offiziösen Zeitungen erwähnten damals eine Jagd, auf welcher der Kaiser das seltenste Wildbret erlegte, unter anderm einen Papageien, welcher im Fallen vive l'empe-

[1] Nach der Kapitulation war in Laon das Pulvermagazin in die Luft geflogen, wobei über 400 Mann ums Leben kamen.

reur[1] schrie. Jetzt schreit die Nation à bas l'empereur[2], und Ferrières ist das Hauptquartier ihres Feindes, welcher, wie Metz und Straßburg, nun auch die nach Victor Hugo „heilige" Hauptstadt mit eisernen Armen zu umfassen die unbegreifliche Frechheit gehabt hat. Paris ist von allen Seiten seit gestern völlig eingeschlossen, und wir leben augenblicklich in der Erwartung, wie die in den Zeitungen verkündigten hunderttausend von Gardes mobiles sich diese Umarmung werden gefallen lassen. Dem Anmarsch von Süden her hat sich das letzte noch intakte französische Korps, das XIV., zwar widersetzt, ist aber gestern hinter die Forts zurückgeworfen worden, wobei es sieben Geschütze verlor. Das V. Armeekorps an der Spitze unseres Vormarsches hat während des 17., 18. und 19. Gefechte gehabt, und ich schicke diesen Brief nicht ab, bis ich Nachricht über Helmuth mitteilen kann.

La France, qui est „plus forte que jamais"[3], hat nun auch unter diesen Umständen immer noch das große Wort. Eine Armee im Felde existiert nicht mehr, aber man hat noch Mr. Rochefort, professeur de barricades und la poitrine des patriotes invincibles[4]. Nichtsdestoweniger erschien gestern hier im feindlichen Hauptquartier die République selbst in der Person des Herrn Jules Favre.

Den 22. September, abends. Soeben wird mir gemeldet, daß Helmuth wohl und unversehrt ist; er steht augenblicklich in Versailles und wird Zeit und Muße haben, Euch zu schreiben und das prachtvollste Schloß der Welt durchzumustern. Ich werde nächstens einmal hinüberfahren.

---

[1] Es lebe der Kaiser. – [2] Nieder mit dem Kaiser. – [3] Frankreich, welches „tapferer als jemals" ist. – [4] Herr Rochefort, Barrikadenprofessor und die Seele der unbesiegbaren Patrioten.

Wilhelm läßt nichts von sich hören, das 17. Dragonerregiment ist aber meines Wissens noch nicht vor dem Feind gewesen; ob es zur Belagerung von Toul herangezogen oder in Reims steht, die Francvoleurs in Ordnung zu halten, weiß ich nicht.

Heute hatte ich einen Brief von Geheimrat v. Frankenberg, welcher Euch in Creisau besucht hat. Der gute alte Herr schickte mir ein Efeublatt von der Kapelle. Ja, hätte Marie diese Zeitläufe noch erlebt! Aber ich denke, die hingeschiedenen Menschen verlieren nicht die Kenntnis irdischer Dinge, und ihr patriotisches Herz nimmt an allem teil.

Wir haben jetzt seit mehreren Tagen das wundervollste Herbstwetter, und ich hoffe, daß es nach der abscheulichen Regenzeit in Schlesien ebenso ist. Aber in den Zimmern nach Norden ist es sehr kühl. Lieber Adolf, ich möchte, daß Du mit den Deinen den Winter irgendwo in einem wärmeren Klima zubringen könntest. Wenn möglich, komme ich auch dahin, denn so ein Feldzug greift die Kräfte sehr an, wenn man wie ich siebzig Jahre auf dem Rücken hat. Übrigens hege ich im stillen die Hoffnung, daß ich Ende Oktober in Creisau Hasen schießen werde.

Mr. Favre ist noch nicht aus Paris zurück, und da er noch ganz kürzlich erklärt hat, daß kein Zoll französischen Bodens, kein Stein einer französischen Festung abgetreten werden darf, da ohnehin die Pariser während des ganzen Feldzuges absolut nur Siegesberichte gelesen haben, so wird man einigermaßen überrascht sein, plötzlich ganz andere Vorschläge zu hören. Es soll mich gar nicht wundern, wenn sie ihn massakriert haben. Der République der honetten Leute steht die rote Republik viel gefährlicher gegenüber als die feindliche Armee; viel-

leicht wird diese noch angerufen, die soziale Ordnung in der Hauptstadt der Zivilisation aufrechtzuerhalten. In Versailles sind die Preußen, nachdem 2000 Mobilgarden 300 schlechte Gewehre abgeliefert, aufs beste aufgenommen, und Sèvres hat um eine Garnison gebeten.

In Paris hört heute die Gasbeleuchtung auf, und Wasser wird nur noch zu bestimmten Stunden empfangen; die Eisenbahnen sind sämtlich unterbrochen. Das Bois de Boulogne steckt voll Schlachtvieh, und von unseren Stellungen bei Meudon und St. Cloud können wir es jeden Augenblick unter Feuer nehmen. Die Promenade der beau und der demi-monde hat aufgehört, und der Pariser hat heute keine Milch mehr zum Kaffee gehabt. Wie lange er das aushält, bleibt abzuwarten. Henry geht es natürlich vortrefflich, er hat alle Annehmlichkeiten des Feldzuges. Mittags speist er an Königs Tafel, und abends hat er einen vortrefflichen Flügel zur Disposition.

Wenn Guste nur für warme Zimmer sorgt, so denke ich, muß es jetzt sehr schön in Creisau sein, jetzt, wo der Herbst die Blätter rot und golden färbt. Der vorangegangene Regen wird dem Rasen und den Baumpflanzungen günstig gewesen sein, und ich hoffe, daß die Umgebung der Kapelle recht frisch ist. Daß der Gärtnerbursche Wilhelm noch geblieben, ist mir sehr lieb, ich hätte den Gärtner, trotz Fritz' Empfehlung, nicht losmachen mögen, wo soviel größere Opfer gebracht werden. Um meine schönen Brechbohnen bin ich dies Jahr wieder gekommen. August und Ernst sind wohlauf. Eins der jungen Pferde steht stark im Kropf, ich habe aber ein mir zugefallenes Beutepferd (bei Sedan über zehntausend) eingespannt, welches sehr gut paßt, und fahre täglich im schönen Sonnenschein spazieren. Ich wünsche nur, daß es Euch ebenso gut wird, da die Ernte vorbei ist. Aber freilich auf dem Lande gibt

es immer zu tun, und Geheimrat Gellhorn[1] gibt die Wirtschaftspferde nicht gern her.

Dies ist der vierte Brief, den ich schreibe, der verlorene hat sich vielleicht auch noch gefunden, eine Post ist freilich bei Verdun aufgefangen worden, und vielleicht wird er nächstens im „Figaro" veröffentlicht, so daß Ihr ihn doch noch zu lesen bekommt. Verschafft Euch doch den „Kladderadatsch", er ist in dieser Zeit sehr amüsant und beschäftigt sich auch viel mit mir. Zum Schluß die herzlichsten Grüße an die Mädchen, an Gellhorns, Reichenbachs und alle Bekannten.

Helmuth

Versailles, den 12. Oktober 1870

Lieber Adolf! Dein Schreiben vom 4. d. Mts. ist richtig eingegangen, ich habe nicht eher schreiben mögen, als bis Helmuth von seiner allerdings sehr exponierten Feldwache hart an der Seine, dicht vor Paris in Meudon, abgelöst war. Gestern marschierte er, der Größte und Erste des Regiments, hier ein, wo er nun 14 Tage bleibt. Der König fragte gleich nach seinem Namen. Er ist sehr wohlauf und sieht prächtig aus mit seinem Eisernen Kreuz, und ein vortreffliches Frühstück bei mir schmeckt ihm ausgezeichnet, nachdem er drei Tage ohne Ablösung auf seinem Posten hat stehen müssen. Wir sind in der übeln Lage, daß wir auf uns schießen lassen müssen, ohne zu antworten, denn gegen die 74-Pfünder der Festung kommen unsere 4-Pfünder nicht auf. Der Belagerungstrain, über 100000 Zentner, kann auf einer einzigen Bahn, die eben erst hergestellt, so schnell nicht herangeschafft werden. Wo sich nur etwas rührt, selbst auf die kleinste Menschengruppe, schleudern die Forts ihre Riesengeschosse auf 6000, 7000, ja vom Mont Valérien auf

[1] Sein Gutsnachbar in Creisau.

8000 Schritt mit großer Präzision. Es ist eine arge Munitionsverschwendung, wenn man bedenkt, daß ein solcher Schuß 93 Taler kostet. Der Zufall will, daß mal eine Granate trifft, und so verlieren wir alle Tage ein Dutzend Menschen, besonders auch durch Chassepot[1] auf 1000 bis 1500 Schritt.

Aber auf die Entscheidung des Feldzuges hat das natürlich absolut gar keinen Einfluß. Nichts bringt Paris so in Wut, als daß wir gar nichts unternehmen. Victor Hugo schreibt: „Nous avons cru voir arriver Arminius et nous ne voyons que Schinderhannes[2].“

Allerdings sind wir, für jetzt auf die bloße Zernierung beschränkt, in das verdrießliche Stadium des Zuwartens getreten; das Aushungern geht langsam, wie Metz zeigt, aber es führt zum Ziel. Bis jetzt sind alle Ausfälle zurückgeschlagen. Auch bleiben wir nach außen nicht untätig. Die Hoffnung der Pariser ist vor allem auf die Armee der Loire gerichtet, welche auch wirklich im Vormarsch gemeldet war. Nun gut, diese Armee ist gestern auseinandergesprengt und Orléans von uns besetzt worden. Heute schon werden wir jenseit des Stromes stehen, den bekanntlich noch nie ein feindliches Heer überschritten hat. Die Regierung in Tours muß sich nach einem anderen Unterkommen umsehen.

Wird dies unglückliche Land endlich einsehen, daß es besiegt ist, daß seine Lage sich mit jedem Tage verschlimmert? Aber ich zweifle nicht, daß man auch jetzt wieder eine Siegesnachricht publiziert. Merkwürdig ist indes, daß der „Gaulois“, sonst ein Hauptlügenblatt, das Schreiben eines französischen Offiziers bringt, welcher den seltenen Mut hat, den Franzosen die Wahrheit zu sagen.

[1] Das französische Gewehr. – [2] Wir haben geglaubt, Arminius ankommen zu sehen, und sehen nur Schinderhannes.

Du wirst es in einer der nächsten Nummern unserer Berliner Zeitungen finden. Richtiger kann die Situation gar nicht gekennzeichnet werden, als es dieser unterrichtete und verständige Militär tut.

Daß vor Metz am 9. abermals ein großer Ausfall zurückgeschlagen wurde, wirst Du früher, als diese Zeilen anlangen, schon erfahren haben. Dort kann die Sache nun nicht mehr lange dauern. Es ist eine harte Geduldsprobe für die Einschließenden, härter für die Eingeschlossenen. Die Ausdauer und Hartnäckigkeit der Franzosen ist anzuerkennen; ihnen kommt zu Hilfe, daß es ihnen geradezu unbegreiflich erscheint, sie könnten besiegt werden, und doch hat sich die Überlegenheit der Deutschen in allen Gefechten bewährt, auch da, wo jene an Zahl überlegen waren, so am 16. August und hier vor Paris. Die ganze Feldzugsoperation freilich konnte nur bei einer entschiedenen numerischen Überzahl ausgeführt werden: gleichzeitig Einschließung von Metz, Belagerung von Straßburg und Marsch auf Paris. Die leichtsinnigen Ratgeber des Kaisers, die Schwätzer in der Kammer und die Literaturhelden hätten sich vorher erkundigen sollen, was ein geeinigtes Deutschland zu bedeuten hat.

Die republikanischen Machthaber in Paris wagen die Frage an das Land nicht. In der Tabaksdose eines Emissärs wurde das von Favre und Gambetta unterzeichnete Dekret gefunden, welches die von ihrem Kollegen Cremieux auf den 16. d. Mts. anberaumten Wahlen zu einer konstituierenden Versammlung verbietet und mit ängstlicher Schonung sein einseitiges Vorgehen tadelt. So ist denn noch gar keine Aussicht, daß sich in Frankreich eine Autorität bildet, mit welcher man ernsthafte Verhandlungen eingehen könnte. Es ist in der Tat ein ruchloses Treiben, die Nation durch fortwährende Lügen über die Lage

des Landes zu täuschen. Leistet Paris den Widerstand bis zur wirklichen Erschöpfung der Nahrungsmittel, so kann eine Situation eintreten, die zu denken furchtbar ist. Selbst wenn dann der Friede geschlossen, der Verkehr völlig freigegeben wird, wie soll beim besten Entgegenkommen von unserer Seite die Subsistenz für zwei Millionen Menschen herangeführt werden? Die Umgebung der Riesenstadt ist auf zehn Meilen Weite vollkommen ausfouragiert, die Eisenbahnen sind durch die Franktireurs sämtlich unterbrochen. Die Sprengungen können in Monatsfrist nicht wiederhergestellt werden.

Die einzige Bahn, die wir bis jetzt haben wiederherstellen können, brauchen wir selbst zur eigenen Ernährung. Es ist furchtbar, wie das zur Macht gelangte Gesindel gehauset hat, und lächerlich dabei. Auf den schönen Straßen, die nach der Hauptstadt führen, ist das Pflaster aufgerissen und von Gräben durchschnitten, aber daneben fährt man auf dem bequemen Sommerweg. Die prachtvollsten Eichen und echten Kastanien sind zu Verhauen zusammengeschleppt, die stolzen Bogen der Viadukte liegen in Trümmern im Flußbett. Diese Sperrungen würden einen Sinn haben, wenn sie nun auch verteidigt würden, aber diese Francvoleurs haben sich überall davongemacht, und ihre Verwüstungen hielten unsere Avantgarden nur um Stunden, die Armee aber nicht um einen Tag in ihrem Vormarsch auf. Überall trafen wir schon die Pontonbrücken neben den gesprengten Bauwerken, deren Wiederherstellung dem Lande Millionen kosten wird. Die Dörfer um Paris bestehen zur Hälfte aus den reizendsten Villen und Schlössern. Die Bewohner wurden mit Gewalt vertrieben, denen die Häuser angesteckt, welche nicht gehen wollten. Natürlich bricht der Soldat die Türe auf, die er verschlossen findet, den Keller, in welchem er Brot

und Wein sucht, den Schrank, um ein Handtuch oder einen Teller zu suchen. So sieht es denn arg aus an vielen Stellen, während da die Ordnung herrscht, wo die Bewohner sich dieser Tyrannei entzogen oder wo höhere Stäbe in Quartier liegen. Hier in Versailles z. B. konnte man glauben, daß tiefer Friede ist, wenn nicht von Paris her der Kanonendonner erdröhnte. Alle Läden sind geöffnet, und die Industrie hat sich schon auf Feilbietung preußischer Uniformstücke geworfen. Juweliere und Uhrmacher fürchten nicht, ihre wertvollen Gegenstände auszubreiten. Kommandanturbefehle, an den Straßenecken angeheftet, verbieten, auf den Trottoirs zu reiten, in den Galerien zu rauchen, und auf dem Felde wird geackert und gesäet, ohne daß der Landmann besorgt, daß ihm seine Pferde ausgespannt werden. Freilich bleiben die Lasten und Requisitionen sehr groß, und alles hofft auf ein baldiges Ende dieser Kalamitäten.

Ich nicht am wenigsten, und manchmal habe ich eine Sehnsucht nach der stillen Ruhe des Kapellenberges. Die Nachrichten aus der friedlichen Heimat sind Sonnenblicke in dem rastlosen Treiben und der aufregenden Spannung, in welcher wir hier leben.

Schade, daß Ihr nun Creisau verlassen und nach allen Weltrichtungen auseinandergehen müßt, es wird wohl schon recht kalt am Fuß der Eule sein, und mir scheint, Du solltest bis etwa Ende November noch in dem warmen, sonnigen Quartier in Berlin verbleiben, wo doch so manches, auch für Auguste und die Mädchen Interessantes zu sehen ist. Die ganze Wohnung steht ja nun Guste zur Verfügung, denn so bald kommen ich und Henry doch nicht hin. Ihr habt auch dort alle Nachrichten zuerst. Ist das Glück gut, so erlebst Du dort noch den Einzug der Truppen.

Sodann scheint mir, Du solltest die definitive Übersiedelung nach Lübeck doch auf nächsten Herbst verschieben. Wenn Du den Winter in der Schweiz verlebt hast, so ist doch Creisau schon im Frühling sehr schön und alles dort zu Eurer Aufnahme bereit. Doppelfenster und Heizung machen das Haus ja auch schon früh ganz bewohnbar, und wir kommen dann aus Berlin bald hinzu. Ich muß jetzt schließen und grüße herzlichst alle Verwandten und unsere freundlichen Nachbarn.

Helmuth

Versailles, den 27. Oktober 1870

Mit Freude und herzlichem Dank habe ich die Glückwünsche aus der Heimat erhalten, Adolfs Brief schloß mit dem Wunsch:

„Möge Bazaine den 26. durch Übergabe von Metz verherrlichen."

So ist es gekommen, die Kapitulation wird allerdings (es müssen ganz besondere Umstände eintreten) erst heute nachmittag 5 Uhr erfolgt sein.

Ehe diese Zeilen an Euch gelangen, wird der Telegraph das große Ereignis verkündet haben und 101 Kanonenschuß auf dem Lustgarten den Berlinern die Mitteilung gemacht haben. Neue 150000 Franzosen wandern in die Gefangenschaft, und die gewaltige Festung Metz fällt in unsere Gewalt. Seit der babylonischen Gefangenschaft hat die Welt nichts derart erlebt. Wir brauchen eine Armee, um jetzt über 300000 Gefangene zu bewachen.

Frankreich ist ohne Heer, und dennoch muß erst abgewartet werden, ob die in Fieberhitze rasenden Pariser diesen hoffnungslosen Widerstand aufgeben. Vorher möchte ich nicht gerne zu dem letzten blutigen Mittel des förmlichen Angriffs schreiten.

Die Ausfälle sind bisher an unseren Vorposten gescheitert, sie sind nirgends bis zu unseren Hauptstellungen durchgedrungen. Aber jede Verfolgung unsererseits ist unmöglich, und wir verlieren täglich Leute durch das Feuer der Forts, die mit der unglaublichsten Munitionsverschwendung auf gut Glück und auf Entfernungen von 8000 Schritt, über ¾ Meilen, feuern. Jeder Schuß kostet 6 Taler, der mit dem großen Stahlgeschoß der Marine bis zu 93 Talern; mit 60 bis 100 Schuß töten sie uns 3, 5 bis 20 Mann, je nachdem der Zufall will. Zum Teil stehen wir auch im Bereich des Infanteriefeuers, und man nimmt vorsichtig die Mütze ab, ehe man über die Kante einer Mauer oder einer Brustwehr hinüberschaut. Alle Zuzüge von außen ferner sind geschlagen und versprengt worden, aber durch lügenhafte Berichte und patriotische Phrasen stachelt die Regierung die unglückliche Bevölkerung der Provinzen stets zu neuem Widerstande auf, der dann durch Vernichtung ganzer Städte niedergeschlagen werden muß. Die Neckereien der Franktireurs müssen durch blutige Repressalien erwidert werden, und der Krieg nimmt einen immer gehässigeren Charakter an. Schlimm genug, wenn sich die Armeen zerfleischen müssen; man führe doch nicht die Völker gegeneinander, das ist kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt zur Barbarei. Wie wenig selbst die Massenerhebung, selbst einer so tapferen Nation wie diese, gegen eine noch so kleine, aber geschulte Truppenabteilung vermag, davon sollten sich unsere Liberalen, welche die Volksbewaffnung predigen, an deren Erfolg in diesem Feldzuge überzeugen.

Es bleibt uns, solange eine wirkliche und von der Nation anerkannte Gewalt in Frankreich nicht konstituiert ist, nur übrig, die Verheerungen des Krieges in immer größerer Ausdehnung zu verbreiten.

Auch am politischen Himmel tauchen durch Vermittelungsversuche neue Wolken auf. Es ist unglaublich, aber wahr, daß Graf v. Beust durch seine bisherigen Niederlagen noch nicht gewitzigt worden ist, sondern fortfährt, mit dem Feuer zu spielen. Er möge sich in acht nehmen, wir sind ganz in der Lage, Ernst zu machen. Er wird sich aber wohl besinnen.

Das 17. Dragonerregiment war beim Einrücken in St. Quentin durch Freischaren beschossen und hatte 35 Verwundete, jetzt steht Wilhelm vor Mézières, dessen Belagerung gestern eröffnet worden ist.

Helmuth hat sich hier vierzehn Tage gut herausgefuttert und ist jetzt auf Vorposten, gestern war er auf ausdrücklichen Befehl des Königs hierher beurlaubt. Heute fuhr ich mit Henry zu ihm hinaus, um ihm einige Lebensmittel, Wein und Zigarren zu bringen, er befindet sich vortrefflich. Henry ist mit Vorteil in das 60. Regiment versetzt, wo er in kurzer Zeit eine Kompanie erhalten kann; bis dahin bleibt er bei mir.

Ohne Zweifel seid Ihr jetzt alle in Berlin, wo es jedenfalls weniger rauh ist als in Creisau. Auch hier ist der Winter früh eingetreten, und die Bäume sind fast ganz des Laubes schon beraubt. Glücklicherweise sind unsere Leute, mit Ausnahme der Vorposten, unter Dach, auch fehlt es nicht an Holz, und die Verpflegung ist gut.

Ich hoffe, daß Ihr alle gut untergebracht seid, namentlich Adolf auf der Sonnenseite. Leicht möchte in den nächsten Wochen eine Klärung der Situation eintreten und vor der Reise abzuwarten sein.

Ich glaube, daß es fast am sichersten ist, wenn im Schloß, wie bisher, niemand schläft, die Schäferhunde werden schon aufpassen. Ich denke, Ihr bleibt den November noch ruhig in Berlin, vor Weihnachten gibt es keine ernstliche Kälte.

Es ist ganz richtig, daß der Etappenposten in Stenay sich hat überfallen lassen, 1½ Kompanien, aber nicht von Mézières, sondern von Montmédy aus. Zerstörung von Telegraphen, Losreißen von Schienen und dadurch Unglück auf der Eisenbahn kommen immer noch vor, daher Erschießung der Schuldigen und Brandschatzung der nächsten Ortschaften unerläßlich. Auf den geheimen Artikel in Gustes Brief erwidere ich, daß ich Henry zu Weihnacht die goldene Uhr seines Bruders John schenken werde, die vortrefflich geht und die ihm erst eigentlich nach meinem Tode bestimmt war.

Graf Brockdorff ist gefangen und über Orléans nach dem südlichen Frankreich abgeführt. Nach dem, was sein Regimentskommandeur Oberst Wright mir darüber schreibt, wäre er gut behandelt. Gefangene sind bis jetzt nirgends ausgewechselt, und mit einem einzelnen kann keine Ausnahme gemacht werden. Hoffentlich wird der Friede bald alle befreien. Ich bitte Guste, dies an Frau v. Bülow zu sagen, die an mich geschrieben hat. Graf B. ist der Bräutigam ihrer Enkelin Loën.

Den 28. Oktober, 8 Uhr früh. Eben Telegramm aus Metz, Festung hat kapituliert, 3 Marschälle, 6000 Offiziere, zusammen 173000 Mann Gefangene, nur 16000 krank.

Helmuth

Versailles, den 23. November 1870

Lieber Adolf! Schwester Guste schreibt, daß Du etwa am 28. d. M. Deine Reise antreten willst, vielleicht erreichen Dich diese Zeilen noch vorher. Ich habe lange nicht geschrieben.

Wenn man so monatelang bei Tag und Nacht immer nur einen Gedanken verfolgt, so wird er zur Qual, und doch kann man sich von ihm schwer losreißen. Nach Sedan

und Metz mag es in Berlin wohl geschienen haben, daß alles zu Ende sei; wir haben aber eine sorgenvolle Zeit verlebt. Der größte Teil unserer Streitkräfte wurde vor Paris festgehalten, und der hartnäckige und ausdauernde Widerstand der Armee Bazaines, den man jetzt für einen Verräter erklärt, verhinderte eine baldige Heranziehung neuer Kräfte. Inzwischen war es dem Terrorismus der Advokatenregierung gelungen, alle guten und schlechten Eigenschaften der französischen Nation auszubeuten, ihren Patriotismus, ihren Mut, ihre Selbstüberschätzung und Unwissenheit. Rings umgeben von bewaffneten Banden, hatten wir nach innen Front zu machen gegen verzweifelte Ausfälle, nach außen gegen Verrat und Überfälle. Nachdem das ganze französische Heer in die Gefangenschaft nach Deutschland gewandert ist, stehen heute mehr Bewaffnete in Frankreich gegen uns als zu Anfang des Krieges. Belgien, England und Amerika lieferten die Waffen reichlich, und wenn heute eine Million Gewehre ankämen, so würden wir in wenig Tagen eine Million bewaffneter Franzosen mehr gegen uns haben, denn der Terrorismus ruft alles bis zum 46. Lebensjahre von Haus und Hof, von Familie und Heimat zu den Fahnen. Daß eine solche Kriegführung für das Land eine Grausamkeit ist, welche ihm die tiefsten Wunden schlägt, macht denen die wenigste Sorge, welche vor allem eine Macht bewahren wollen, über deren Legalität sie die Nation zu befragen nicht wagen. Es kann nicht genug betont werden, daß wir freie Wahlen, die freiesten gewiß, die Frankreich noch gehabt hat, auch in den von uns besetzten Landesteilen, auch ohne Waffenstillstand und ohne jegliche Bedingung genehmigt haben. Man könnte von einem allgemeinen humanitären Standpunkt wünschen, den Beweis geführt zu sehen, daß der feste Entschluß eines gan-

zen Volkes dessen Bezwingung unmöglich macht, daß ein „Volksheer", wie es von unseren Liberalen gefordert wird, genügt, um ein Land zu schützen. Der vaterländische Standpunkt ist freilich ein anderer, und wir hoffen zu zeigen, daß die Erhebung selbst einer Nation mit solchen unerschöpflichen Mitteln und von solchem Patriotismus wie die französische nicht standhalten kann gegen ein geschultes und tapferes Heer, und in einem ruchlos provozierten Angriffskrieg mag sich auch der Kosmopolit und Philanthrop darüber trösten. Jetzt haben wir unsere Streitkräfte heran und nehmen die Herausforderung an; größere Entscheidungen werden, wenn Du diesen Brief erhältst, voraussichtlich fallen. Aber nur erbarmungslose Strenge kann zum Ziele führen. Fouqué erzählt von einem Ritter, der überall helfend und rettend auftritt, aber alles flieht, wo er erscheint, weil dort stets große Unglücksfälle eintreten. So geht es hier den Städten mit ihren Beschützern, den Nationalgarden und Freischaren. Die Bewohner einer Festung dürfen sich nicht beklagen, aber wenn eine Stadt wie Châteaudun u. a. in dem vergeblichen Versuch der Beschützer, sich darin zu behaupten, fast vernichtet wird, so ist das eine Grausamkeit der Verteidiger. Die Städte, welche das Glück gehabt haben, deren nicht zu finden, befinden sich sehr wohl. In Reims haben wir Eisenbahnen und Kanäle wiederhergestellt, um 40000 Fabrikarbeitern Kohle zuzuführen, die reiche Weinlese ist ungestört ausgeführt und die Champagnerfabrikation in vollem Zuge. Hier in Versailles sind alle Läden offen, der Markt mit Lebensmitteln überschwemmt, und auf den Feldern pflügt der Landmann mit seinem Gespann. Jenseits unserer Vorposten hingegen liegt eine selbstgeschaffene Wüste von verlassenen Häusern, zerstörten Villen, in Brand geschossenen Palästen und umge-

hauenen Wäldern. Die Hauptsache aber ist, daß eine bewaffnete Menschenmenge noch lange keine Armee ist, und es ist eine Barbarei, sie in die Schlacht zu führen. Der Krieg wird immer erbitterter und gehässiger, niemand kann den Frieden sehnlicher wünschen als ich, aber niemals könnte ich für einen Frieden stimmen, der Deutschland nach solchen Opfern nicht seine Existenz sicherte.

Viel hängt dabei von Deutschland selbst ab. Die Verhandlungen des Reichstages werden sehr interessant sein, wenn die süddeutsche Frage auf die Tagesordnung kommt.

Von unseren Verwandten kann ich nur Erfreuliches berichten. Wilhelm ist endlich mit seiner Schwadron beim Regiment eingetroffen und steht heute in der Gegend von Chartres. Helmuth steht wieder auf Vorposten gegen Paris, wird aber in den nächsten Tagen abgelöst. Henry und ich suchen ihn von Zeit zu Zeit auf und führen ihm einige Erquickungen zu. Guste bitte ich, sich nicht um allerlei kleine Ausgaben zu ängstigen; was wir brauchen, ist reichlich vorhanden, ich habe genug für die junge Generation zurückgelegt und gespart, uns Alten soll jetzt nichts mehr abgehen.

Wenn Du in der Schweiz noch keine Pension im voraus hast ermitteln können, so hat das nichts auf sich. Die Schweiz ist so gut auf Fremdenbesuch eingerichtet, daß man stets ein Unterkommen findet. Ich empfehle Dir Beaurivage nicht in, sondern unterhalb Lausanne am See, und ganz besonders Hotel du Parc in Lugano. Freilich eine etwas weitere Reise, aber deutsche Wirtschaft unter italienischem Himmel. Die Nähe der zauberhaften lombardischen Seen ist viel wert.

Für mich lassen sich keine Pläne im voraus machen, aber ich hoffe, daß, wenn der Feldzug zu Ende ist, der König mir Ruhe nicht versagen wird.

Eben kommt Henry von den Vorposten zurück, wo er Helmuth wohl und munter beim Schanzenbau getroffen hat.

Helmuth

Versailles, den 22. Dezember 1870

Lieber Adolf! Heute erhielt ich aus Ouzouer (nahe bei Châteaudun) eine Korrespondenzkarte von Wilhelm vom 17. d. M. Er schreibt: „Wir haben jetzt seit dem 2. Dezember mit Ausnahme zweier Ruhetage jeden Tag Gefecht gehabt und dabei eine Kälte in den Biwaks, die wirklich heillos war. Es freut mich, Dir mitteilen zu können, daß ich mich trotzdem gottlob ganz wohl befinde. Der Boden ist jetzt so tief, daß wirklich kaum durchzukommen ist, ja daß sogar einzelne Pferde steckengeblieben sind und haben erschossen werden müssen. Die armen Pferde sind natürlich infolgedessen, namentlich bei der schmalen Kost, recht müde, doch befinden sich meine, mit Ausnahme meiner Stute, die totgeschossen werden mußte, ganz wohl."

Die Stute, das schöne Pferd, welches er in Nikolsburg von mir erhielt, war schon in Rambouillet krank stehengeblieben. Nun, die Hauptsache ist, daß der Reiter selbst heil geblieben. Die 4. Kavalleriedivision hat während der ganzen Hälfte des Dezember Außergewöhnliches geleistet. Gambetta sagt in einer aufgefundenen Korrespondenz, die freilich nicht für die Öffentlichkeit zurechtgestutzt war – nous n'avions que la 17 et la 22 division devant nous, tout au plus 60000; nous avions 200000 et nous ne pouvions pas avancer[1]. General Chancy ist vielmehr in voller Auflösung über Le Mans zurückgeworfen und sammelt die Trümmer seines Heeres wahrschein-

[1] Wir hatten nur die 17. und die 22. Division vor uns, alles in allem höchstens 60000; wir hatten 200000 und wir konnten nicht vorrücken.

lich jetzt in dem verschanzten Lager von Conlie, wohin wir ihm vorerst nicht zu folgen gedenken. Wilhelm wird daher jetzt in der Gegend von Chartres voraussichtlich eine längere Ruhe haben, deren die Truppen auch sehr bedürfen.

Gestern haben die Franzosen wieder mit großem Aufwand von Mitteln einen ihrer vergeblichen Versuche gemacht, auszubrechen. Wie die Hühner durch Kakeln verkünden, daß sie ein Ei legen wollen, so annoncieren die Pariser ihre Absicht durch eine wütende Kanonade aus allen Forts. Am Vormittag fanden dann Truppenbewegungen gegen die Stellung sowohl des IV. wie des V. Korps statt, die sogleich als Demonstration erkannt wurden. Gegen den wahren Angriff in nordöstlicher Richtung waren schon abends zuvor unsere Reserven beordert. Dort griffen volle drei französische Divisionen an und wurden an allen Punkten zurückgeschlagen. Abends hatten wir alle, auch die exponiertesten Vorpostenstellungen wieder besetzt, und ich bin neugierig auf das nächste Siegesbulletin aus Paris.

Helmuth steht schon seit 10 Tagen auf Vorposten, ich bin mehrmals hinausgefahren und habe auch für seine Ernährung gesorgt. Gestern haben die Forts allein gegen das Terrain, auf welchem das V. Korps steht, 300 Granaten des schwersten Kalibers geschleudert; das Resultat war ein verwundeter Füsilier. Es scheint den Leuten ein besonderes Vergnügen, aus sicherem Hinterhalt viel Lärm zu machen, oder sie wollen mit ihrer Munition aufräumen.

Von Helmuth selbst habe ich noch keine Nachricht, würde sie aber haben, wenn ihm etwas zugestoßen wäre. Übrigens muß er dieser Tage abgelöst werden und kann sich dann hier wieder erholen.

Die allgemeine Sehnsucht nach Beendigung dieses furchtbaren Krieges läßt in der Heimat vergessen, daß er erst fünf Monate dauert, man hofft alles von einem Bombardement von Paris. Daß dieses nicht schon erfolgt, schreibt man zarter Rücksicht für die Pariser oder gar dem Einfluß hoher Persönlichkeiten zu, während hier nur das militärisch Mögliche und Zweckmäßige ins Auge gefaßt wird. Von drei Seiten sind mir schon die Verse zugeschickt:

Guter Moltke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum,
Bester Moltke, sei nicht dumm,
Mach' doch endlich bum bum bum!

Was es heißt, eine Festung anzugreifen, zu deren Verteidigung eine Armee bereitsteht, das hätte man doch aus Sewastopol lernen können. Sewastopol wurde erst Festung während des Angriffs, alles Material konnte zur See herangeschafft werden, die Vorbereitungen dauerten zehn Monate, der erste Sturm kostete 10000, der zweite 13000 Menschen.

Um Paris zu bombardieren, müssen wir erst die Forts haben. Es ist auch zur Anwendung dieses Zwangsmittels nichts versäumt; ich erwarte aber weit mehr von dem langsam, aber sicher wirkenden Hunger.

Wir wissen, daß seit Wochen in Paris nur noch einzelne Gaslaternen brennen, daß in den meisten Häusern trotz des ungewöhnlich frühen und strengen Winters, bei völligem Mangel an Kohlen, nicht geheizt wird. Ein Schreiben des Generals V. an seine Gemahlin, mit Ballon aufgefangen, gibt folgende Preise an: ein Pfund Butter 20 Franken, ein Huhn 20 Franken, une dinde non truffée, bien entendu[1], 60 bis 70 Franken; hübsch beschreibt

[1] Eine Truthenne ohne Trüffelfüllung, wohl verstanden.

er sein Souper: Hering mit Mostrichsoße, außerdem ein reizendes kleines filet de bœuf dont on faisait fête. Paul, le cuisinier avait fait des bassesses pour l'avoir, il a promis au boucher Mr. et madame M. un sauf conduit pour un des forts pour tâcher de voir les Prussiens[1]. Diese vertraulichen Mitteilungen zwischen Mann und Frau charakterisieren die wirkliche Lage besser als alle Zeitungsberichte, die nach der einen oder andern Richtung übertreiben. Die Hungersnot ist noch nicht da, aber ihre Vorläuferin, die Teuerung. Die Rothschild und Pereire haben noch immer ihr dindon truffé, die untersten Klassen sind von der Regierung bezahlt und ernährt, aber der ganze Mittelstand darbt, und zwar schon seit lange. Solche Zustände sind auf die Dauer nicht haltbar. Freilich setzt es voraus, daß wir in der Feldschlacht alle die Heere schlagen, die sich immer von neuem gegen uns zusammenballen. Wohl nur der Schreckensherrschaft der Advokaten ist es möglich, solche Heere aufzutreiben, schlecht organisiert, ohne Fuhrwesen sie der rauhen Witterung auszusetzen; selbst ohne Ambulanzen und Ärzte. Die unglücklichen Menschen, bei allem Patriotismus und bei aller Tapferkeit sind sie nicht imstande, unseren festgefügten braven Truppen zu widerstehen, das Elend der Biwaks dezimiert sie schonungslos, und die Verwundeten liegen zu hundert an dem Wege, ohne jede Hilfe, bis unsere Ambulanzen, auf welche die Franzosen schießen, sie finden. Die Franktireurs sind der Schrecken aller Ortschaften, sie beschwören das Verderben über diese herauf.

Doch genug der traurigen Dinge. Gott schenke einen baldigen, glücklichen Ausgang, und an dem zweifle ich nicht...

[1] Rinderfilet, auf das man sich schon freute. Paul, der Koch, hatte Unkorrektheiten begangen, um es zu bekommen, er hat dem Fleischer Herrn und Frau M. einen sicheren Gang nach einem der Forts versprochen, um die Preußen zu sehen.

Wenn ich das Ende dieses Krieges erlebe, so möchte ich gleich nach Gastein gehen. Wenn die tägliche Anspannung aufhört, so brechen die Nerven zusammen, und gerade eine Winterkur in Gastein ist mir sehr empfohlen, von dort kann ich über den Brenner leicht nach Riva gelangen, wo wir uns vielleicht wiedersehen. Ich hoffe, daß Deine Mädchen tüchtig in den Bergen herumklettern und auf dem Wege nach Glion wenigstens bis zu der kleinen protestantischen (calvinischen) Kirche gelangt sind, von wo man den prachtvollen Blick auf den See, das Rhonetal und den Dent du midi hat. Auguste wird das Bergsteigen doch wohl zu beschwerlich, aber bis Château Chillon geht es immer ebenweg. Ich grüße sie alle herzlich und wünsche, das Ihr des schönen Aufenthaltes recht froh werden möget. Hoffentlich hast Du Karten von Frankreich mitgenommen und deutsche Zeitungen dorthin abonniert. Aus den französischen Blättern ist nichts zu entnehmen, während unsere offiziellen Angaben jederzeit zuverlässig sind. Mit besten Wünschen Dein Bruder

Helmuth

Versailles, den 4. März 1871

Lieber Adolf! Ich habe Dein Schreiben vom 19. v. M. aus Clarens richtig erhalten, es gab aber gerade so viele, zum Teil sehr peinliche Verhandlungen, und die ganze Situation war noch eine so unsichere und spannende, daß ich mich nicht zum Antworten entschließen konnte. Seitdem ist ja nun der Präliminarfriede ratifiziert, und zwar mit solcher Hast, daß unsere Truppen nur zweimal 24 Stunden in Paris verblieben sind. Es genügt übrigens, dort acte de présence gemacht zu haben. Das Königsregiment, welches bei der Belagerung vorzugsweise viel geleistet hat, war behufs Einrückens per

Eisenbahn aus Orleans herangezogen worden, es konnte gestern nur noch eine Parade auf dem Longchamp im Bois de Boulogne mitmachen. Helmuth ist wohlauf, ich habe ihn nur von ferne begrüßt, das Bataillon kommt eben heute hier in Quartier. Wilhelm marschiert heute aus der Gegend von Lisieux, linkes Seineufer, nach Rouen ab. Auf beide Jungen kannst Du stolz sein. Sie haben sich gut bewährt, und es ist eine große Gnade Gottes, daß sie beide unversehrt geblieben sind in diesem blutigen Kriege und auf so exponierten Posten, wie sie den jüngsten Offizieren zufallen. Henry ist stets wohlauf und sehr beliebt bei allen Kameraden; er verwaltet bei mir Adjutantengeschäfte und führt Haushalt und Geldwirtschaft für mich.

Der definitive Friedensschluß kann voraussichtlich erst nach etwa zwei Monaten erfolgen, bis dahin behalten wir den ganzen Teil von Frankreich östlich der Seine, auch die dort belegenen Forts von Paris besetzt. Wir können vorerst nur die Landwehr entlassen und bleiben noch mit einer halben Million Soldaten im Lande stehen.

Auch der Kaiser verbleibt noch vierzehn Tage bei der Armee, um die Truppen zu sehen; zur Eröffnung des ersten Reichstages muß er in Berlin sein. Ich hoffe, daß das Oberkommando hier nicht zurückbleibt, sondern daß ich auch, etwa am 18. d. M., nach Berlin zurückkehre. Ich bin in dem Bezirk Haidekrug und in Cleve-Geldern zur Wahl gestellt. Der Reichstag und der Einzug der Truppen wird mich dann wohl in Berlin bis zum Sommer festhalten, bevor ich nach meinem lieben Creisau gehen kann, wo ich nun gern den kurzen Rest meines Lebens ruhig bliebe. Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich das Ende dieses großen weltgeschichtlichen Kampfes noch erlebt habe. „Der Herr ist stark in dem Schwachen", aber

froh werde ich des Erfolges erst, wenn alles vorüber ist. Wie oft hat es schon so ausgesehen, als ob nun alles gut wäre (Metz, Sedan), und plötzlich trat eine Situation ein, die alles wieder in Frage stellte.

Wir haben hier jetzt das köstlichste Frühlingswetter, wie bei uns Anfang Mai. Die kleinen Sträucher werden schon grün, und ich glaube, daß in vierzehn Tagen die Kirschen blühen können. Dazu die wundervolle Umgebung der prachtvollen Kapitale, leider voll Brandstätten, Trümmerhaufen und umgehauenen Waldstrecken. Aber schon gehen die Leute an das Aufbauen, und es ist ein solcher Reichtum im Lande, daß auch die Kalamitäten dieses Krieges in wenig Jahren wieder werden verwischt sein, wenn nur eine starke Regierung aufkommt. Aber wie überhaupt in Zukunft das Regieren, und namentlich in Frankreich, bei voller Preß- und Redefreiheit möglich, sehe ich nicht ein. Die große Gefahr aller Länder liegt wohl jetzt im Sozialismus. Für sehr glücklich halte ich das gute Verhältnis, welches sich jetzt mit Österreich anbahnt. Die Franzosen werden, wie früher dieses, Rache schnauben, aber wenn sie zu Kräften kommen, könnten diese leicht eher gegen England als gegen die starke Zentralmacht gerichtet sein, die sich so in Europa bildet. Die Engländer werden dann die Früchte ihrer kurzsichtigen Politik ernten.

Am 15. April übersiedle ich nach dem neuen Generalstabsgebäude[1], zu dessen Ausmöblierung Se. Majestät noch 12000 Taler bewilligt haben, dort ist Platz für viele, und ich hoffe, daß Du die Zeit von Deiner Rückkehr bis zu Deiner völligen Einrichtung in Lübeck bei mir zubringen wirst. Ich muß schließen mit herzlichem Gruß.

Helmuth

[1] Dem jetzigen Reichsinnenministerium am Königsplatz.

An den Bruder Fritz

Berlin, den 13. Juni 1871

Lieber Fritz! .. Zunächst habe ich heute die Wormser Deputation[1] zum Diner, am Freitag ist die Einzugsfeierlichkeit, welche fünf Stunden dauert; wenn wir solch Wetter dabei haben, so wäre es schlimm; es ist doch schade, daß Ihr den Einzug nicht seht. Kolossale Tribünen sind erbaut von der Lennéstraße bis zum Brandenburger Tor für wohl 100000 Menschen. Am Halleschen und Leipziger Tor stehen die Riesenstatuen der Germania und Alsatia, die in dem beständigen Regen wohl wieder zusammenklappen, wenn man ihnen nicht ein Riesenparapluie in die Hand gibt. Der ganze Belle-Alliance-Platz ist von zwei großen Tribünen bedeckt, die bis zum zweiten Stockwerk der Häuser hinaufreichen, ebenso Opernplatz, Universität und Lustgarten. Zahllose Mastbäume für Flaggen und Wimpeln fassen die ganze Via triumphalis ein, und Unter den Linden stehen vom Tor bis zum Palais eine Allee von Kanonen und Mitrailleusen, Achse an Achse, über 1000 Stück, aber kaum der vierte Teil der eingenommenen.

Mit der Ausmöblierung des Hauses geht es langsam vorwärts. Der Balkon ist fertig und sehr schön, mit dem Blick in den Tiergarten, der grün ist wie niemals zuvor. Helmuth Moltke mit der Deputation des Königs-Grenadier-Regiments muß heute eintreffen, und habe ich versprochen, ihn bei mir unterzubringen...

[1] Die ihm den Ehrenbürgerbrief der Stadt Worms überbrachte.

Die Friedensjahre
1871–1891

An die Schwester Auguste

Mailand, den 20. Oktober[1]

Am 17. traf der Kaiser in Innsbruck ein; er wurde mit allen Ehrenbezeigungen empfangen, aber das zahlreich versammelte Publikum beobachtete ein tiefes Schweigen, und so blieb es durch das ganze deutsche Tirol. Das Wetter hellte sich auf, je weiter wir uns dem Süden näherten. Die Tour über den Brenner ist landschaftlich wunderschön. Bei durchgehender Steigung von 40:1 macht die Bahn so zahlreiche und scharfe Kurven, daß man wie im Wagen auf einer Chaussee die Gegend von allen Seiten sieht. Meist hat man einen tiefen Abgrund zur Seite. Auf der Paßhöhe erinnerte ich mich des Wirtshauses mit breitem Dach, dessen eine Rinne ins Schwarze, die andere in das Adriatische Meer abfließt. Die Straße steigt nun an einer Bergwand mit solchem Umwege hinab, daß einige der Herren die nächste Station eher zu Fuß erreichten, als der Zug dort ankam. Die Vegetation nimmt nun bald einen südlicheren Charakter an. Zuerst der Nußbaum und der Weinstock, in Bozen der Feigenbaum und die Zypresse. In Trient wurde abends 7 Uhr diniert; im Mondschein sahen wir noch die schön gebauten Straßen und den festungsartigen Bischofssitz, wo vor 300 Jahren das Tridentinum abgehalten wurde, dessen Festsetzungen der infallible Papst nicht mehr anerkennen will. Der Gasthof, in dem ich wohnte, muß ein alter Palast gewesen sein. Der hohe weite Saal, in welchem der Ofen zwar roch, aber nicht wärmte, mag damals einem hohen Kirchenfürsten zum Aufenthalt gedient haben.

[1] 1875.

Bei schönem Sonnenschein wurde die Reise am 18. fortgesetzt. Nachdem wir die merkwürdige Klause von Verona passiert, trat man in die lombardische Ebene ein. Vor Verona war die ganze Garnison zum Empfange ausgerückt und in Parade aufgestellt; die Forts salutierten. War man im Norden schweigsam gewesen, so war der Empfang schon in Südtirol und vollends in Italien um so lauter und herzlicher. Wir hatten einen schönen Blick auf den von schneebedeckten Bergen umsäumten Gardasee, dann folgten die etwas eintönigen, mit Maulbeerbäumen und Weinrebenfestons überdeckten, von schnellfließenden Kanälen durchzogenen, fruchtbaren Felder.

Wir waren schon seit morgens en grande tenue[1] mit Orden und Band. In Bergamo wurde ein Dejeuner eingenommen, und in Mailand empfing der König unseren Kaiser auf dem Bahnhofe. In langem Zuge von mehr als zwanzig offenen Wagen ging es langsamen Schrittes durch die schönen Straßen unter endlosem Jubel der dicht gedrängten Menge. Nach den ersten Präsentationen Galadiner, dann Illumination der Kathedrale durch weiße, dann rote und grüne bengalische Flammen. Der Palazzo reale liegt am Domplatz, auf dem vielleicht 200000 Menschen Kopf an Kopf standen; dabei durchweg die größte Ordnung und Ruhe. Keine Polizei könnte das je bei uns erreichen. Dabei ist die Bevölkerung von Mailand sehr unabhängig, die sich die Begeisterung nicht vorschreiben läßt, aber unauslöschlich war der Jubel, als zu wiederholten Malen der Kaiser mit dem König dankend auf den Balkon hinaustrat. – Der bekanntlich ganz aus weißem Marmor erbaute und mit mehr als tausend Statuen gezierte Dom mit seinen zahllosen Spitzen und Zacken macht, namentlich in der vollen Beleuchtung,

[1] Paradeuniform.

einen feenhaften Eindruck. – Spät ging ich noch mit de Claer und dem zu meiner Begleitung kommandierten General Taverna (aber inkognito in Zivil) durch die prachtvolle Galerie, welche von Tausenden von Gasflammen erleuchtet war. Auf den freien Plätzen spielten Musikchöre, und die unermeßliche Menschenmenge zirkulierte ruhig in größter Ordnung, ohne daß die stattlichen Karabinieri einzuschreiten gehabt hätten. Es gehört dazu eine alte Kultur, wie sie vielleicht nur dem Norditaliener beiwohnt. Am 19. war dann die unvermeidliche Parade; die Bataillone waren in zwei Gliedern, nur dreihundertundfünfzig Mann stark, sahen sehr gut aus, zeigten Ruhe und Disziplin. Seltsamerweise wurde mit Augen links defiliert, um den Prinzessinnen und Damen den Anblick von einer Loggia freizulassen. Das Ganze machte auf dem gewaltigen Platze an der alten Zitadelle einen sehr guten Eindruck.

Ich hatte mich auf der Tour nach München tüchtig erkältet, war fiebrig und legte mich zu Bette. Steinäcker schickte mir homöopathische Tropfen. Ich stand nur auf, um abends 7 Uhr beim Galadiner zu figurieren. Schon bei dem gestrigen hatte ich nichts angerührt, und nachdem ich zehn Minuten in der Skala gewesen, fuhr ich nach Hause und legte mich nieder. Das enorm große Haus, aufs prachtvollste erleuchtet, machte einen imposanten Eindruck. Die Logen sind bis zu 800 Franken verkauft, und bis in die sechste Reihe sah man nur Gesellschaftsanzug und weiße Krawatte. Selbstverständlich war der Empfang des Kaisers überaus herzlich und enthusiastisch. Durch Hunger und Schlaf habe ich mich ziemlich wieder restauriert. Aber leider ist der Sirokko eingetreten, und es regnet fortwährend. Wir waren nach Monza gefahren, aber aus der Jagd wurde nichts. Selbst den wunderschö-

nen Park haben wir nur vom Schlosse aus gesehen. Dagegen fuhr ich nach der merkwürdigen alten Kathedrale, wo man uns die Schätze, vor allem die eiserne Krone zeigte, mit der fünfundvierzig Kaiser gekrönt worden sind, zuletzt Kaiser Franz. Im Innern unter Gold und Juwelen zieht sich ein eiserner Reifen aus den Nägeln, mit denen Christus an das Kreuz geheftet war...

Hier in meinem Zimmer hat der Konsul Napoleon Bonaparte gewohnt. Das vergoldete Bett ist noch mit den französischen Adlern verziert; in der Kammer nebenan, wo Heinrich schläft, mag wohl damals der Leibmameluk gehaust haben.

Den 22. Oktober... Heute früh schickte König Viktor Emanuel seinen Kabinettschef mit dem Auftrage, mir eine Marmorbüste übernatürlicher Größe Seiner Majestät in karrarischem Marmor zu überreichen. Er nahm darauf gleich meinen Besuch ohne Umstände im Zivilüberrock an. Nach längerer und sehr freundlicher Unterhaltung sagte er: „Embrassez-moi“[1] und küßte mich mit seinem langen Schnurrbart auf beide Backen.

Die Rückreise ist auf morgen angesetzt; in Bozen ein Nachtquartier, dann aber ohne Unterbrechung nach Berlin, wo wir Montag, den 25., nachmittags, eintreffen.

Dein Bruder

Helmuth

An den Bruder Ludwig

Rom, den 20. April 1876

Lieber Ludwig! Schon seit 14 Tagen hausen wir hier auf dem Kapitolinischen, dem gefeiertsten der sieben Hügel der ewigen Roma, wo einst der Tempel des Jupiter Stator, jetzt Palazzo Caffarelli, sich erhebt. Es sind jetzt 30 Jahre her, seit Du uns hierher begleitetest, und sehr

[1] Umarmen Sie mich.

vieles hat sich seitdem geändert, fast das ganze alte Forum ist ausgegraben, das Lavapflaster der Via Triumphalis und die Marmorfußböden der Tempel sind bloßgelegt, aus welchen sich die Säulenschäfte von Granit zum Teil bis zum Kapitäl erheben, meist aber nur als Stümpfe. Schön ist es nicht, aber sehr interessant. Noch bedeutendere Scavi[1] sind auf dem Palatin ausgeführt, den ich von meinem Fenster aus übersehe, und wo selbst die Fundamente der Roma quadrata des Romulus sichtbar geworden sind, aus Tuffquadern ohne Mörtel gefügt. Aber die weite Campagna dahinter bis zum Albanergebirge, die gewaltigen Bögen der Wasserleitung, die gerade Linie der Via Appia mit den Gräbertrümmern von Caecilia Metella bis über den Viadukt nach Ariccia sind unverändert geblieben.

Und so hat sich denn auch derselbe Papst konserviert, der 1846 erwählt wurde, nur daß er vom Quirinal in die selbst gewählte Gefangenschaft des Vatikans übergesiedelt ist, freilich ein Gefängnis, wie es kein zweites in der Welt gibt.

Ich erinnere mich lebhaft, wie der stattliche Graf Feretti, auf welchen der Heilige Geist die Wahl des Konklave gelenkt hatte, in der goldenen Kutsche des Benvenuto Cellini vom Quirinal nach St. Peter durch die dicht gedrängte Menge der Straßen zog. Welche allgemeine Begeisterung begrüßte ihn damals! Von ihm erwartete man die unità d'Italia[2]. Aber die Vereinigung aller italienischen Fürstentümer unter Roms Herrschaft konnte nur auf dem Wege der Revolution, der Auflehnung der Völker gegen ihre Herrscher, der Vertreibung der fremden Machthaber, kurz, unter den gewaltsamsten Erschütterungen durchgeführt werden, welche erst einer späteren Zeit vor-

[1] Ausgrabungen. – [2] Einigung Italiens.

behalten blieben. Wie konnte ein Papst das gutheißen? Seine liberale Politik wandelte sich bald in das Gegenteil um, man nannte ihn Pio nono secondo, und dieser mußte nach Gaeta entfliehen, bis die Reaktion 1850 ihn nach Rom zurückführte, wo er nur durch französische Bajonette geschützt und unter Proklamierung des Belagerungszustandes fortregierte. Und doch hatte dieser merkwürdige Greis wie kein Papst vor ihm den Anspruch Gregors VII. und Innozenz' III. auf die Weltherrschaft weiter durchgeführt, in zahlreichen Konkordaten, in der Enzyklika und endlich in dem Unfehlbarkeitsdogma. Aber in eben dem Augenblick, als das Papsttum in der Theorie die höchste Stufe seiner Macht erreicht, bricht seine weltliche Herrschaft zusammen. Schon hatte Viktor Emanuel sich an die Spitze der nationalen Bewegung gesetzt, als die Siege der deutschen Heere Frankreich zwangen, dem Papst seine letzte Stütze zur eigenen Rettung zu entziehen, und dem Piemontesen den Einzug in Rom öffneten. Jetzt umfängt die alte Mauer des Aurelian auf dem Quirinal den Imperator, der vom Ätna bis zu den Alpen gebietet, und gerade gegenüber auf dem Janiculus einen Gefangenen, der die Weltherrschaft beansprucht, einen Fürsten ohne Land, der dennoch einen gewaltigen Einfluß in beiden Hemisphären übt. Je näher an Rom, je mehr schwindet der Nimbus der römischen Kirche, aber sie hat für sich die Frauen in allen katholischen, zuweilen selbst in protestantischen Ländern, das Gemüt, die Phantasie und die Beschränktheit, das sind mächtige Faktoren, keine äußere Gewalt vermag das Papsttum zu zerstören, es hat schon ärgere Krisen überdauert.

Die Folge des politischen Umschwunges ist, daß man in Rom weniger Priester sieht als früher, etwas weniger Bettler und sehr viel mehr Soldaten. Die großen Kirchen-

feste zu Ostern sind ausgefallen, das Miserere in der Sixtina, die Segenspendung vom Lateran und die Erleuchtung der Peterskuppel unterblieben. Die weltliche Macht hat jetzt für panem et circenses[1] zu sorgen, und heute soll der 2600jährige Geburtstag der Stadt durch Erleuchtung des Kolosseums gefeiert werden, aber es stürmt und regnet, als ob wir im lieben Vaterland wären. Übermorgen wollen wir denn auch noch ein Stück weiter nach Süden ziehen und Neapel aufsuchen, nachdem wir fast drei Wochen aufs allerfreundlichste von den Keudells beherbergt worden und täglich vormittags die vielen Schätze Roms in Augenschein genommen, nachmittags in die Campagna gefahren sind. Mir hat der Aufenthalt auch darin sehr wohlgetan, daß meine asthmatischen Beschwerden sich wesentlich gemildert haben.

Vor der Abreise habe ich Dir, lieber Ludwig, diesen Gruß aus Rom schicken wollen, welches Dir, trotz leider nur kurzem Aufenthalt, gewiß in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Von Neapel werden wir uns langsam der Heimat wieder nähern und vielleicht noch einen kurzen Halt in der Schweiz machen, um abzuwarten, daß es endlich auch bei uns Frühling wird. Ich gehe dann direkt nach Creisau und hoffe, daß Du dort Dein Töchterchen Hanne abholen wirst, welche wohl nicht früher Görbersdorf verlassen darf. Einstweilen herzliche Grüße von Deinem Bruder

Helmuth

Creisau, den 7. Oktober 1876

Lieber Ludwig! Deine Beschreibung der Feierlichkeit[2] habe ich mit großem Interesse gelesen, und Ludwig, der seit gestern hier eingefallen ist, hat dazu noch mündliche

[1] Brot und Zirkusspiele. – [2] Am 2. 10. 1876 war in Parchim ein Moltkedenkmal enthüllt worden.

Erläuterungen gegeben, auch Zeitungsausschnitte mitgebracht; es scheint wirklich ein gelungenes Fest gewesen zu sein, aber es war mir doch angenehm, dasselbe aus sicherem Hinterhalt in Creisau ansehen zu können. Denn wie mancher, der unter dem grünen Rasen Frankreichs schlummert, hat mehr getan als wir Lebenden: und auch unter diesen, wie ungerecht ist die öffentliche Meinung; ich nenne nur Manteuffel, der bei den größten und erfolgreichsten Leistungen einer der unpopulärsten Männer in Deutschland ist.

Ich werde aber im Spätherbst doch wohl einmal nach Parchim gehen müssen, um meinen Landsleuten persönlich zu danken...

Helmuth

An den Neffen Henry Burt

Straßburg, den 2. Mai 1877

Den 3. – Der Empfang des Kaisers hat alle Erwartungen übertroffen. Die Stadt war festlich geschmückt mit Flaggen, Fahnen und Laubwerk, die Straßen dicht gedrängt von Menschen, die den Kaiser mit jubelndem Zuruf empfingen. Nur wenige Häuser gab es, aus denen die Frondeurs durch geschlossene Jalousien dem Festzug zuschauten. Vor allem erfreulich war es heute, die Landbevölkerung zu sehen, die Bauern, wohl zweihundert zu Pferde in Nationaltracht, die Weiber auf Leiterwagen, mit Laub geschmückt, die viele Meilen weit hergekommen waren. Bei allen Forts standen sie Kopf an Kopf. Die jungen Leute, welche gedient hatten, trugen alle mit Stolz die Militärmütze. Sämtliche Schulen paradierten, auch die geistlichen, mit Lehrern und Geistlichen an der Spitze. Täglich besuche ich den Münster. Gestern führte Bischof Räß mit wohl fünfzig Geistlichen den Kaiser umher, und heute abend waren die architektonischen Linien des Riesen-

gebäudes durch zahllose Lampen, dann das Ganze durch bengalische Flammen erleuchtet. Ganz liebenswürdig benimmt sich das Publikum. Nirgends Geschrei oder Roheit in der dicht gedrängten Menge. Fügsam und gutmütig, ein wahrer Kontrast mit den Berlinern.
In der Aula der Universität hielten Professor Kundt und der Subrektor Baumgarten treffliche Anreden. Auch zu einem Kommers in Tivoli hatten die Studenten uns geladen, wo der Kronprinz sich prächtig benahm.
Der arme General Fransecky ist schwer leidend und kann nichts mitmachen. Er hat mich zur Parade mit einem sehr guten Pferde versehen. Alles ging gut, nur ein Oberst überschlug sich in schrecklicher Weise und mußte fortgetragen werden. – Morgen kommt Ihre Majestät die Kaiserin.
Mit vielen Grüßen

Dein Onkel Helmuth

An die Schwester Magdalene

Creisau, den 30. Juni 1878

Liebe Lene! .. Leider werde ich im August oder September meinen Landaufenthalt schon aufgeben und zum Reichstag müssen, wo wir den Demokraten zu Leibe gehen wollen.
Mit der Genesung des Kaisers geht es sehr gut, aber langsam vorwärts, und es ist doch noch sehr zweifelhaft, ob er die beabsichtigten Manöver am Rhein selbst wird abzuhalten vermögen. Im Alter von einundachtzig Jahren verträgt man einunddreißig Schrotkörner nicht so leicht. An den Kronprinzen tritt schon jetzt der ganze Ernst des Regierens heran. Es waren zwei erschütternde Unglücksfälle, das Attentat[1] und der Untergang des „Großen Kurfürsten"[2]...

[1] Am 11. 5. und 2. 6. 1878 hatten in Berlin der Klempner Hödel und Dr. Nobiling auf Kaiser Wilhelm I. Attentate verübt. – [2] Panzerfregatte „Großer Kurfürst" wurde am 31. 5. 1878 gerammt und sank.

Heute die ersten Stoppeln, der Raps ist geschnitten, und dann fängt die Kornernte an. Sie verspricht sehr gut zu werden, aber die beste wirft immer nur eine spärliche Rente ab. Indes wird das Gut von Jahr zu Jahr verbessert. Ich beabsichtige, diesen Sommer neue Arbeiterwohnungen zu bauen.

An der Kleinkinderschule würdest Du Deine Freude haben, und auch die große Schule ist gut im Gange. Fünfundachtzig kleine Kapitalisten haben ihre Sparbücher und jeder einige Mark in der Provinzialsparkasse deponiert; es ist so wichtig, daß man frühzeitig das Sparen lernt, das wissen wir aus eigener Erfahrung. Die neue Generation hat gleich anfangs eine Unterstützung gefunden, die keines von uns Geschwistern gekannt hat.

Und nun adieu, liebe Lene. Dein

Helmuth

An einen Dorfbewohner bei Liebstadt

Geehrter Herr! Wer teilte nicht den innigen Wunsch, die schweren Militärlasten erleichtert zu sehen, welche vermöge seiner Weltstellung in Mitte der mächtigsten Nachbarn zu tragen Deutschland genötigt ist. Nicht die Fürsten und die Regierungen verschließen sich ihm, aber glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zu der Erkenntnis gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Überzeugung herbeizuführen, vermag auch die Macht unsres Kaisers nicht, sie kann nur aus einer bessern religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehn, eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwicklung, die wir beide nicht erleben werden.

Mit freundlichem Gruß

Berlin, den 28. Februar 1879 Gr. Moltke

An den Geheimrat Professor Dr. Bluntschli[1]
in Heidelberg

Berlin, den 11. Dezember 1880

Geehrter Herr Geheimrat! Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzuteilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt.

Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß, aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine – oder beide – die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwar-

[1] Staatsrechtslehrer (1808—1881). Hatte am 19. 11. 1880 Moltke das vom Institut für Völkerrecht ausgearbeitete Handbuch „Les lois de la guerre sur la terre" („Die Geschichte des Landkrieges") übersandt.

ten von der religiösen und sittlichen Erziehung der Einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Kriegs es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist.

Man vergleiche nur die Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit.

Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewalttätigen Elemente geblieben, aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand.

Zwei wirksame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen, um den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen. Die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Mannszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde.

Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur in beschränktem Maße aufrechtzuerhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann dann nicht nur en proportion avec les ressources du pays[1], er muß alles nehmen, was zu seiner Existenz nötig ist. Das Übermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohltat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle, nicht geradezu *verwerfliche*, Mittel frei stehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de

[1] Nach Maßgabe der Hilfsquellen des Landes.

St. Pétersbourg[1], daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht usw." das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige. Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung wie je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Gern erkenne ich an, daß das Manuel in klaren und kurzen Sätzen den Notwendigkeiten im Kriege im höheren Maße Rechnung trägt, als dies in früheren Versuchen der Fall gewesen ist. Aber selbst die Anerkennung der dort aufgestellten Regeln durch die Regierungen sichert noch nicht die Ausführung. Daß auf einen Parlamentär nicht geschossen werden darf, ist ein längst allseitig zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denselben im letzten Feldzug mehrfach übertreten gesehen.

Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er (§ 2 ad 43) in der nicht organisierten Bevölkerung, welche (spontanément, also aus eigenem Antrieb) die Waffen ergreift, und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, einen regelrechten Feind zu erblicken hat.

Einzelne Forderungen des Manuel dürften unausführbar sein, z. B. die Feststellung der Identität der Gefallenen nach einer großen Schlacht. Andere würden zu Bedenken Anlaß geben, wenn nicht die Einschaltung von „Lorsque

[1] Vom 11. 12. 1868, die die Anwendung von explosiven Geschossen aus Handfeuerwaffen nicht zuließ.

les circonstances le permettent, s'il se peut, si possible, s'il-y-a nécessité[1] etc." ihnen eine Elastizität verliehe, ohne welche der bittere Ernst der Wirklichkeit die Fesseln sprengen würde, welche sie auferlegen.
Im Kriege, wo alles individuell aufgefaßt sein will, werden, wie ich glaube, nur die Paragraphen wirksam werden, welche sich wesentlich an die Führer wenden. Dahin gehört, was das Manuel über Verwundete, Kranke, Ärzte und Sanitätsmaterial festsetzen will. Die allgemeine Anerkennung schon dieser Grundsätze, sowie die über Behandlung der Gefangenen würde ein wesentlicher Fortschritt zu dem Ziel sein, welches das Institut für Völkerrecht mit so rühmlicher Beharrlichkeit erstrebt.
Hochachtungsvoll ergebenst
Graf Moltke

An Dr. Ludwig Hahn[2]

Creisau, den 14. November 1883

Hochgeehrter Herr Geheimrat! Ich sage Ihnen den ververbindlichsten und aufrichtigsten Dank für Übersendung Ihrer interessanten und patriotischen Schrift[3]. Das Erscheinen derselben kann nur von bester Wirkung sein in einer Zeit, wo von allen Seiten und selbst im Reichstag an den Institutionen unserer Armee gerüttelt wird, ohne welche ein Reichstag überhaupt nicht vorhanden wäre.
Wie viele Jahre hat man von deutscher Einheit geredet, gedichtet, gesungen, Volksversammlungen und Schützenfeste gefeiert und Resolutionen gefaßt; solange man das „Logos" nur mit „das Wort" übersetzte, wurde nichts. Erst als man sich auf die Kraft besann, als unser Kaiser mit Roon das Heer schuf und als dann Bismarck „die

[1] Wenn die Umstände es erlauben, wenn es sein kann, wenn möglich, wenn Zwang vorliegt. – [2] Geschichtschreiber, Rat im Ministerium des Innern (1820–1888). Werke u. a. „Geschichte des preußischen Vaterlandes", „Friedrich der Große", „Fürst Bismarck". – [3] „Das Heer und das Vaterland" (1883).

Tat" unvermeidlich gemacht hatte, trat die Schöpfung hervor. Jetzt aber herrscht wieder das Wort.
Die Art, wie Sie meiner erwähnen, hat mich erfreut, aber auch beschämt; ich weiß, wieviel ich anderen verdanke und den Zeitumständen.
Mit dem Wunsche, daß Ihre Gesundheit Ihnen auch ferner die literarische Tätigkeit gestatten möge, und mit vorzüglichster Hochachtung

ergebenst

Graf Moltke
Feldmarschall

An den Neffen Henry Burt

Berlin, den 11. März 1888

Lieber Henry! Habe Dank für Dein freundliches Schreiben. Es ist eine traurige Zeit, die Gegenwart, und eine dunkle Zukunft. In welchem Zustand werden wir unsern neuen Kaiser sehen, welcher heute abend aus dem sonnigen Süden nach unserem kalten Regenhimmel zurückkehrt; werden wir ihn überhaupt sehen? Aus den ärztlichen Berichten kann niemand sich vernehmen. Gegen Mackenzie[1] herrscht große Erbitterung, mit Recht oder Unrecht.
Die arme, kranke, fast achtzigjährige Kaiserinwitwe trägt ihr Leid mit tiefem Schmerz in Geduld. Die Leiche des Kaisers gewährt einen wahrhaft wohltuenden Anblick, so freundlich und gut sieht sie aus. Er wird heute nacht zwölf Uhr nach dem Dom gebracht und drei Tage lang ausgestellt bleiben. Der Andrang des Publikums wird gewaltig sein. Noch heute stehen Tausende von Menschen vor dem Palais.
Im Fahnensaal hielt heute Kögel[2] eine ergreifende Rede

[1] Englischer Laryngologe. Auf Wunsch der Kronprinzessin Viktoria zur Behandlung des krebskranken Kronprinzen hinzugezogen, bestritt im Gegensatz zu den deutschen Spezialisten lange die Diagnose eines Kehlkopfkrebses. – [2] Oberhofprediger und Generalsuperintendent, berühmter Kanzelredner (1829–1896).

über den Text: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal." Die ganze Familie von nah und fern war um die Kaiserin versammelt, nur der Sohn nicht.
Der Trauerzug soll, wahrscheinlich Donnerstag, vom Dom bis zur Siegesallee gehen. Die Beisetzung im Gewölbe des Charlottenburger Mausoleums. Der König von Sachsen kommt gewiß auch her.
Herzliche Grüße von allen, und mit dem Wunsch guter Besserung Dein Onkel

Helmuth

An den Bruder Ludwig

Berlin, den 24. Mai 1888

Lieber Ludwig!.. Ein neues Frühjahr zu erleben, halte ich jedesmal für eine besondere Gnade Gottes! Wenn man das salomonische Alter überschritten, kann man nur bitten, daß der Herr einen gnädig zu sich nimmt, ohne zuviel Schmerzen und Altersbeschwerden. Zwar ist „nie der Tod ein ganz willkommener Gast", aber das nächste Jahr möchte ich nicht mehr erleben, es steht Deutschland eine schwere Zeit bevor, und leider kann ich mich nicht in verborgene Stille zurückziehen. Beatus ille qui procul negotiis[1] ist mir nicht beschieden, ich werde vielleicht noch dem fünften König von Preußen den Eid der Treue zu leisten haben.
Eben komme ich von der Trauungsfeierlichkeit[2] in Charlottenburg; die Zeitungen bringen die ausführliche Beschreibung. Die Braut mit der Krone auf dem Haupte und bedeckt mit den Kronjuwelen sah reizend aus. Mitten in den Glanz und die Pracht der Versammlung wurde die alte Kaiserin Augusta auf ihrem Rollstuhl hineingeschoben, ganz schwarz, ohne jeden Schmuck. Mir traten die Tränen in die Augen, als ihre Enkelkinder vor ihr niederknieten, ihr die Hand zu küssen. Dann trat der

[1] Glücklich, wer fern von Geschäften (Horaz, Epoden 2, 1). – [2] Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen mit Prinzessin Irene von Hessen.

Kaiser ein, die hohe, stattliche Figur ungebeugt, mit freundlichem Lächeln die Versammlung begrüßend. Nur die Augen schienen mir erloschen und die Atmung schnell und sehr schwer. Es ist herzzerreißend, ihn mit unerschöpflicher Geduld und Freundlichkeit gegen sein schweres Schicksal ankämpfen zu sehen; mit einem Fuß auf dem Throne, mit dem andern im Grabe!

Meine Hausgenossen schicken Dir und Röschen, Deiner treuen Pflegerin, die herzlichsten Grüße.

Und somit Gott befohlen. Dein alter, hinfälliger Bruder

Helmuth

An Kaiser Wilhelm II.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr

Euer K. K. Majestät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag.

Euer Majestät brauchen jüngere Kräfte, und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabes nicht gedient.

Ich werde es als eine Gnade erkennen, wenn Euer Majestät mich dieser Stellung entheben und mir huldreich gestatten wollen, den kurzen Rest meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben.

Nur mit meinen innigsten Wünschen kann ich die Erfolge begleiten, welche Euer Majestät glorreichen Zukunft vorbehalten sind.

In treuester Ergebenheit und aufrichtiger Dankbarkeit für so viele mir zuteil gewordenen Auszeichnungen und Wohltaten verharre ich

Ew. Majestät alleruntertänigster Diener

Creisau, d. 3. Aug. 88 Gr. Moltke
Feldmarschall

An den Großneffen Helmuth, den Sohn Wilhelms von Moltke

Creisau, den 22. Oktober 1890

Mein lieber Helmuth! Ich habe Dir das Geld geschickt, damit Du beizeiten lernst, mit Geld umzugehen. Wenn Du den ganzen Betrag in Deinem Sparkassenbuch anlegtest, so wärst Du ein Geizhals, wenn Du ihn in kurzer Zeit verläppertest, so wärest Du ein Verschwender; das Richtige liegt in der Mitte.

Wenn einem Geld geschenkt wird – später mußt Du es erst selbst erwerben –, so ist es gerechtfertigt, sich dafür Annehmlichkeit zu gewähren, aber klug, auch etwas für die Zukunft zu ersparen.

Wie Du mit diesen 20 Mark verfährst, so wirst Du einst mit größeren Summen wirtschaften. Wer seine Einnahme voll ausgibt, wird es zu nichts bringen, wer mehr ausgibt, wird ein Bettler oder ein Schwindler.

Nach Berlin wirst Du wohl nicht kommen können, weil Du den Unterricht versäumen müßtest, sonst sollst Du mir willkommen sein. Je fleißiger Du bist, um so eher kommst Du aus dem Zwang der Schule.

Mit herzlichen Grüßen von uns allen, Dein Opapa

Graf Moltke

Die Schriften

Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung

Wenn ein Volk aus freiem Antriebe die Segnungen des Friedens verschmäht und, indem es seine Verbindlichkeiten aufhebt, auch seinen Rechten entsagt, wenn es, die Bande der Gesellschaft lösend, in den ursprünglichen Zustand der Gewalt zurückkehrt, mit einem Wort, wenn es sich in die Bahn der Revolution begibt –, deren Gang durch keine menschliche Intelligenz zu leiten und der ein Ziel zu setzen die Weltbegebenheiten sich mit dem Genie der größten Männer verbinden müssen –, dann forschen wir mit Recht nach den Ursachen, welche so außerordentliche Erscheinungen hervorgehen ließen.

Wohl nur die unvermeidliche Notwendigkeit zur Erhaltung des Daseins und der unveräußerlichsten menschlichen Rechte, keine Hoffnung sonst, sie möge noch so lockend, keine Unzufriedenheit, sie möge noch so gegründet sein, kein Beispiel, es möge noch so nahe liegen, kann – man sollte es glauben – ein Volk bewegen, sich den unberechenbaren Zufällen der Anarchie, des Bürgerkrieges, der fremden Willkür und der Zerrüttung preiszugeben. Denn die Revolutionen, welche in ihrer Dauer selbst die schlechteste Herrschaft zurückwünschen lassen, haben ebensooft zum Despotismus als zur Freiheit geführt.

Nur wo nicht Überzeugung, sondern Leidenschaft, nicht tiefgefühlte Notwendigkeit, sondern teilweises Interesse die Triebfedern sind, welche die Masse in Bewegung setzen, da suchen wir vergebens nach Ursache und folgerechter Wirkung.

Die durch Jahrhunderte mit Blut getränkten Felder Belgiens bieten uns heute den Anblick eines Volkes, welches die Waffen gegen seinen Beherrscher und gegen seine Landsleute schwingt. Schon beleuchten die Flammen, welche von Antwerpens Trümmern aufsteigen, große Katastrophen, und Europa sieht den Entscheidungen entgegen, welche in den Kabinetten seiner Höfe abgewogen werden.

Je unerwarteter nun diese Auftritte sich vor unseren Augen zutrugen, je weniger wir sie durch die Notwendigkeit bedingt sehen, um so eher richten wir unsere Blicke auf die Zeit, welche voranging, und suchen in der Weltgeschichte den Schlüssel zu Begebenheiten, welche in ihrer Erscheinung außer Verhältnis mit den Ursachen zu stehen scheinen...

Philipps II. von Spanien Regierung war die Epoche, in welcher die südlichen und nördlichen Provinzen der Niederlande zuerst einander gegenübertraten, wo ihre Interessen sich sonderten und sich in entschiedenen Widerspruch miteinander setzten.

Dieser Monarch vereinte unter sein Zepter sämtliche niederländischen Provinzen, die seit Cäsar nicht vereint gewesen und bis auf Napoleon es nicht wieder wurden.

Er trat die Regierung jenes reichen Landes in seiner reichsten Blüte an, allein in den Augen eines Monarchen wie Philipp mußte dieser Reichtum, dieser Unabhängigkeitssinn und Übermut, welche er erzeugte, und mehr noch die Freiheit, unter deren Schutz sie in einem kaufmännischen Staat allein entsprossen, eine hemmende Schranke seiner Willkür sein.

Der Hauptzug in dem finsteren Charaktergemälde König Philipps von Spanien war unbegrenzte Herrschsucht. Ein Länderbesitz, von welchem die Spanier so stolz sag-

ten, daß die Sonne nie darin untergehe, genügte ihm nicht; auch nach Portugal, England, Frankreich und Deutschland streckte er seine Hand aus.

Aber Philipps Herrschsucht ging weiter. Nicht bloß über Länder, auch über Geister, über Meinungen wollte er regieren. Hier war ihm der Katholizismus die sicherste Bürgschaft unumschränkter Gewalt, die Reformation ihr drohendster Feind. Einem unbeugsamen Mißgeschick in dieser Hinsicht setzte er einen noch unbeugsameren Willen entgegen, und wenn wir die Idee, nach welcher er handelte, verabscheuungswürdig finden, so können wir der Konsequenz unsere Bewunderung nicht versagen, mit welcher er durch ein siebzigjähriges Leben und eine vierzigjährige Regierung nach dieser Idee und für sie handelte.

Aber ein von Natur nachdenksames und wohlhabendes Volk mußte bald das Bedürfnis nach besserer Erkenntnis in Religionssachen empfinden, und die bürgerliche Freiheit leitete früh zu dem Wunsche nach Gewissensfreiheit. Dies war so sehr der Fall, daß schon unter Karls V. Regierung mehr als 40000 Menschen – als Ketzer in den Augen der Machthaber, als Märtyrer in den Augen einer ungleich größeren Menge geheimer Anhänger der neuen Lehre – auf dem Blutgerüst endeten. Der Größe dieses Monarchen erlaubte man zu tun, was man seinem Nachfolger nicht mehr verzieh, die Nation vergaß ihre Liebe zur Freiheit aus Liebe zum Waffenruhm, der von ihrem Kaiser, ihrem Landsmann, auch auf sie zurückstrahlte; und nebenher verschaffte sein politisches Übergewicht ihrem Handel unendliche Vorteile. Der Kaiser entzückte zu Brüssel mit einem Lächeln das Volk, dessen Eigentum er antastete und aus dessen Mitte er blutige Opfer wählte.

Nicht so Philipp. Die Niederländer forderten von dem unumschränkten Beherrscher seiner stolzen Kastilier Achtung für ihre kaufmännischen Privilegien, für das Chaos ihrer lokalen Gerechtsamen und Freiheiten, sie forderten, was der katholische König von allen Dingen ihnen am wenigsten gewähren konnte – Gedankenfreiheit. Das Licht der neuen Glaubenslehre hatte sich trotz aller Hinrichtungen bereits so sehr verbreitet, daß König Philipp glaubte, einem so furchtbaren Übel ein furchtbareres Mittel entgegenstellen zu müssen. Man fand es in der spanischen Inquisition, der verächtlichsten Erfindung menschlicher Tyrannei, wenn sie nicht zugleich die furchtbarste und blutigste wäre.

Aber eine solche Institution konnte dem Volke nur durch eine Armee aufgedrungen werden, d. h. die Niederlande empfingen ein Übel durch ein anderes Übel. Beide waren Eingriffe in ihre heiligsten Rechte und mußten die Macht des Herrschers bis zum höchsten Despotismus steigern. Das Volk widersetzte sich.

Philipp hatte den niederländischen Adel absichtlich gekränkt und zurückgestoßen; diesmal war es der Adel, der die Flamme der Rebellion anfachte. Der Kompromiß, der Geusenbund gingen von ihm aus, die öffentlichen Predigten beschützte er, und der Bildersturm selbst war sein Werk.

So sehen wir den Beherrscher von Spanien, Neapel, Sizilien, Sardinien, Mailand, eines Teiles der Niederlande und von Reichen in Amerika, deren Ausdehnung Europa übertraf, im Kampfe mit den friedlichen Bewohnern eines verachteten Erdwinkels von kaum 1000 Quadratmeilen. Der Sohn Karls V. setzte die sieggekrönten Heere seines Vaters, die größten Feldherren seiner Zeit, die Schätze beider Indien, die Heldenjugend

Spaniens und Italiens und das Glück seiner Völker an die Dämpfung des Aufstandes. Er verlor sie alle und mehr, denn auf seiner königlichen Ehre haftet der Meuchelmord Oraniens[1]. Wieweit auch die Natur die Grenzen seiner Tage gesteckt hatte, dennoch erlebte er nicht den Ausgang dieses Kampfes, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch sein Leben verbitterte, und sein Nachfolger erbte mit dem unbeendeten Krieg eine Schuldenlast von 500 Millionen, die derselbe bereits verschlungen.

Aber der Punkt, den wir aus diesem großen Trauerspiel besonders hervorheben müssen, war das Utrechter Bündnis. Zehn Jahre verheerte der Krieg bereits die einst so glücklichen Niederlande, ohne daß die Entscheidung von einem der beiden Teile erfochten oder die Lage der Dinge wesentlich verändert worden wäre. – Eine Stadt, welche belagert und gelegentlich entsetzt oder, falls sie verloren, wieder genommen wird, weil das feindliche Kriegsheer nicht geschlagen, das ist die Geschichte aller Unternehmungen von beiden Seiten.

Zwar machte der Prinz von Oranien in zwei Feldzügen das spanische Heer zum Operationsobjekt. Mit einer Armee zusammengeraffter Truppen ohne Mannszucht, welche die Gegend ringsumher verheerten, forderte er den siegreichsten Feldherrn und die besten Soldaten seiner Zeit zur Schlacht heraus. Es bedurfte eines Sieges im freien Felde, und alles erklärte sich gegen Alba, den Urheber des Blutrats der Zwölfe und des zehnten Pfennigs. Die feindlichen Schlösser und Festen öffneten dann von selbst ihre Tore, und der Krieg war vielleicht mit einem Schlage entschieden. Soviel war zu gewinnen,

[1] Wilhelm, Prinz von Oranien, der Schweigsame (1533–1584). Trat an die Spitze der Erhebung gegen Philipp II. von Spanien. In Delft von Balth. Gérard ermordet.

verlieren konnte Oranien höchstens einen Teil jenes nach Sold schreienden Gesindels, welches er wenige Tage später doch aus Mangel an Geld, und weil das ganze Land verwüstet, entlassen mußte, ohne daß es für ungeheure Kosten irgendeinen Dienst geleistet hätte.

Aber Herzog Alba übersah seine Lage ebensogut, und indem er die Schlacht vermied, erntete er alle Vorteile des vollständigsten Sieges.

So tatenlos bei einem Heere wie das, welches sich unter die niederländischen Fahnen anwerben ließ, der Krieg in freiem Felde sein mußte, so kräftig war die Verteidigung der Plätze durch ihre Bewohner. Naardens Züchtigung und die beispiellosen Grausamkeiten, welche unter Don Friedrichs von Toledo Augen dort verübt wurden, hatten den Bewohnern der Städte, denen ein gleiches Schicksal drohte, keine Hoffnung gelassen und zwangen sie, Helden zu sein. Offene Orte, wie Haarlem, Alkmaar und Leyden, widerstehen sieben Monate allen Anstrengungen des siegreichen Feindes; Flotten werden zu ihrer Unterstützung erbaut und das Meer selbst geschaffen, auf welchem diese handeln sollen.

So standen die Sachen unter Alba, so blieben sie bis zum Tode Requesenz'.

Das Ende dieses ausgezeichneten Mannes erfolgte so plötzlich, daß er nicht Zeit gehabt hatte, seinen Nachfolger in der Oberstatthalterwürde zu ernennen. Der niederländische Staatsrat übernahm demnach die Regierung und wurde auch wirklich vom König einstweilen bestätigt. Zwar waren die angesehensten Mitglieder des Staatsrats spanisch gesinnt, allein diese wurden von der oranischen Partei gewaltsam entfernt, die Stände wurden zusammenberufen, und zugleich ereignete sich ein Umstand, der den entscheidendsten Einfluß hatte.

Eine diesem Kriege eigentümliche Erscheinung sind die Militärinsurrektionen, welche gleich sehr die Unternehmungen der spanischen Heerführer lähmten und den treu gebliebenen Provinzen verderblich wurden. Sie waren die natürlichen Folgen mehrerer gleichzeitigen Unternehmungen Philipps, welcher sich nach und nach mit halb Europa in Fehde setzte und so, trotz aller Silberflotten, seinen Schatz dergestalt erschöpfte, daß die in den Niederlanden fechtenden Truppen ihren Sold höchst unregelmäßig empfingen und ihn oft für drei Jahre zu fordern hatten. Daß der Soldat unter diesen Umständen nur von Erpressungen leben konnte und von dem Eigentume des Bürgers, den er doch beschirmen sollte, war ein notwendiges Ergebnis der Verhältnisse.

Indes kamen die Sachen bald dahin, daß der gemeine Mann laut zu murren anfing, sich weigerte, seine Dienstpflichten zu erfüllen, endlich sämtliche Offiziere fortjagte und unter Anführung eines Eletto[1] aus seiner eigenen Mitte einen Raubkrieg auf eigene Rechnung trieb, gleichviel, ob gegen die Untertanen des Königs, der Republik oder des Deutschen Reiches.

Herzog Albas persönliches Ansehen vermochte der Meuterei noch die Strenge der Gesetze entgegenzustellen. Er ließ einzelne unzufriedene Korps durch treu gebliebene Truppen umringen und die Rebellen zu fünfzig auf der Stelle hinrichten. Allein bald bedurfte es eines zweiten Heeres, um das unzufriedene Heer zu bändigen. Ja, so tief fiel die Mannszucht in der spanischen Armee, welche durch sie die erste in Europa gewesen war und welche die strengsten Kriegsgesetze unter allen hatte, daß unter andern Haarlem, nachdem es kaum erobert, von den empörten Siegern selbst dem Prinzen von Oranien

[1] Gewählten.

für 40000 Gulden angeboten wurde. Die Stadt Antwerpen mußte die Plünderung mit 400000 Gulden abkaufen, und die Truppen, hierdurch befriedigt, kehrten für einige Zeit mit doppeltem Eifer zu ihrer Pflicht zurück. Aber nach Requesenz' Tode erreichte das Übel die höchste Spitze. Mehrere tausend unzufriedener Soldaten eroberten Aloſt und verbreiteten von dort Plünderung, Brand und Mord über ganz Brabant und Flandern.

Jetzt erfolgte eine förmliche Achtserklärung von seiten des Staatsrats gegen das spanische Heer, und das Volk wurde aufgefordert, die Soldaten als meineidige Verräter mit den Waffen in der Hand zu vertreiben.

Dieses Manifest nun, im Namen des Königs erlassen, war unstreitig das Werk der Stände und der oranischen Partei. Es organisierte den Bürgerkrieg, der denn auch mit der erdenklichsten Wut geführt wurde, und nötigte selbst den friedlichsten Bürger, die Waffen für eine Sache zu ergreifen, deren letzte Zuflucht bisher Holland und das Meer gewesen. Zum ersten Male trat die ganze Nation gegen das spanische Heer auf, und der Genter Verein wurde geschlossen (1576).

Alle niederländischen Provinzen, ausgenommen Luxemburg, waren dem Bunde beigetreten, und die Niederlande schienen damals für die Krone Spanien verloren zu sein.

Aber wenn man zwar zu Gent die Provinzen dem Namen nach vereint hatte, so hatte man doch keineswegs die Faktionen aussöhnen können, welche in ihnen fortbestanden. Man kann in dieser Epoche drei Hauptparteien erkennen. Erstlich die spanische, wozu einige Glieder des vornehmsten Adels gehörten, und welche durch das furchtbare spanische Heer getragen wurde. – Dann eine zweite, welche man die katholische nennen könnte, deren Sitz hauptsächlich die wallonischen und flandrischen Provinzen

waren, und welche zu den Ihrigen den zahlreichen Klerus und die zahlreichere Menge derer zählte, die der Klerus unter seiner Vormundschaft erhielt. Endlich die oranische Partei, die kleinere, welche aber an ihrer Spitze den einzigen großen Mann hatte, den die Niederlande in jener Epoche besaßen. Wilhelm von Oranien blieb sich im chaotischen Gewirre der Interessen und der Begebenheiten seines Wollens klar bewußt, und weder das Waffenglück der Spanier noch ihre hinterlistige Politik oder das Mißtrauen seiner Landsleute, keine lockende Aussicht und kein Mißgeschick entfernten ihn je um einen Schritt von der Bahn, welche er sich unwiderruflich vorgezeichnet hatte. – Diese Partei, durch die geographische Lage Hollands und Seelands einigermaßen gesichert, wußte vielleicht damals selbst noch nicht so genau wie ihr Führer, was sie eigentlich wollte, sehr bestimmt aber wußte sie, was sie nicht wollte; sie kämpfte weniger für Freiheit als für Freiheiten und Privilegien, mehr für das Gut selbst als für die Bürgschaft desselben. Die Holländer wollten nicht sowohl ihre eigenen Herren sein als vielmehr sich vor der Tyrannei ihrer spanischen Herren schützen, und so handelten sie auch ohne bestimmten Plan weit konsequenter als alle übrigen Faktionen.

Bei solcher Spaltung konnte von einmütigen Beschlüssen wenig die Rede sein. Auch vermochte die Achtserklärung des Staatsrats keineswegs das aufrührerische Militär zu schrecken. Vielmehr war die Sache der Insurgenten von Alost jetzt die der spanischen Nation geworden, und alle Soldaten, die zeither ihrer Fahne treu geblieben, vereinigten sich jetzt mit ihnen. Man erwählte einen Elektro, errichtete einen Galgen für Disziplinarvergehungen und hörte dann mit großer Andacht eine Messe. Hierauf zog die ganze wütende Schar gegen Maastricht, damals schon

ein Ort von 20000 Einwohnern und eine starke Festung. Es wurde erstürmt, geplündert und fast dem Erdboden gleichgemacht. Doch die Tollkühnheit der Empörer ging weiter. Antwerpen, die reichste und mächtigste Stadt der Niederlande, die wichtigste des europäischen Handels, eine Festung, die bald darauf dreizehn Monate der Belagerung widerstand, wurde an einem Nachmittag, trotz des Widerstandes der entsetzten Bürger, trotz der wallonischen und deutschen Besatzung, mit Sturm genommen, geplündert, verbrannt und den erdenklichsten Grausamkeiten und Ausschweifungen preisgegeben.

Und dennoch konnten die verbündeten Provinzen sich nicht zu Maßregeln vereinen, diese Bande von etwa 15000 Köpfen aus dem Lande zu schlagen. Lieber versuchten sie es durch Anerkennung Don Juans[1] in der Oberstatthalterwürde und durch den Vertrag des „Ewigen Edikts" zu erreichen, demzufolge vor allen Dingen alle spanischen Truppen den niederländischen Boden räumen sollten.

Don Juan führte den Ständen zu Gefallen auch wirklich diese militärisch-politische Komödie auf, d. h. die Truppen wurden fortgeschickt, um in wenig Monden zurückgerufen zu werden.

Die Statthalterschaften des Prinzen von Oranien, Holland und Seeland, waren dem neuen Vertrage nicht beigetreten, und obschon das „Ewige Edikt" nach drei Monaten schon seine Dauer überlebte, so hatte es doch den Genter Bund, wiewohl er der Form nach fortbestand, seinem Wesen nach aufgehoben. Mehr noch geschah dies durch die Verbindung der wallonischen Provinzen Artois, Hennegau und Douai zur Erhaltung des katholi-

[1] Don Juan d'Austria (Johann von Österreich) 1576 Statthalter der Niederlande.

schen Glaubens. – Dies alles führte endlich die lange genährten Unterhandlungen des Prinzen zur Reife, und das Utrechter Bündnis wurde im Januar 1579 abgeschlossen und bekanntgemacht. Holland, Seeland, Geldern, Utrecht, Friesland, Overyssel und Zütphen vereinten sich darin zu einem unauflöslichen Ganzen und verbündeten sich gemeinschaftlich, jeden Angriff von außen abzuschlagen. Die Städte Gent, Antwerpen und Brügge traten dem Bündnis bei, und der Prinz von Oranien wurde, zwar unter großen Beschränkungen, das Oberhaupt dieses neuen Staates.

So zerfielen die Niederlande in zwei Teile, wovon der eine, teils freiwillig, teils gezwungen, unter das spanische Joch zurückkehrte, der andere aber dem König den Gehorsam offen aufkündigte, den er ihm freilich der Tat nach schon seit dreizehn Jahren nicht mehr geleistet hatte. Und so waren es nicht mehr Spanier, welche gegen die gemeinsame Sache der Niederlande kämpften, sondern Niederländer aus den wallonischen Provinzen oder Flandern, welche ihre Landsleute aus Holland oder Seeland befehdeten, und zwar bald mit solcher Erbitterung, daß unter andern auf dem Zuge des Prinzen Moritz[1] nach Flandern alle Seeländer, welche den Landleuten in die Händen fielen, ermordet wurden.

Aber außer der politischen Stellung, welche die zu Utrecht verbündeten Provinzen gegen die übrigen einnahmen, war die Verschiedenheit der Religion eine Hauptursache gänzlicher Spaltung der niederländischen Völker. Diese Verschiedenheit mußte allerdings von hohem Einfluß in einem Zeitalter sein, wo die Religion nicht bloß das künftige Heil der Seelen, sondern auch unmittelbar das ganze

[1] Prinz von Oranien, Sohn Wilhelms von Oranien; 1585 Statthalter der nördlichen Provinzen, schlug 1609 die Spanier entscheidend. (1567–1625.)

gegenwärtige Schicksal entschied, wo Meinungen mit Feuer und Schwert weit strenger als Handlungen gerichtet wurden, und wo der Glaube zugleich Gewissenssache und Ehrensache war.

Bei der mannigfachen Verbindung, in welcher die Niederlande durch das Meer mit England und Dänemark und durch ihre schiffbaren Ströme mit dem reformierten Deutschland und der Schweiz standen, konnten sie der lutherischen und kalvinischen Lehre kaum verschlossen bleiben. Auch fand die Reformation in dem nüchternen, gesunden Sinn des Volkes um so eher Eingang, als die Sittenlosigkeit und Unwissenheit des katholischen Klerus der Niederlande und die Arbeitslosigkeit der Mönchsorden dem aufgeklärten, arbeitsamen Bürger verächtlich und zuwider waren.

Die Gewaltmittel, welche man der Verbreitung des Ketzertums entgegensetzte, sobald man die kaum geahnte Ausdehnung desselben bemerkte, fruchteten nichts. Der Heldenmut, mit welchem viele Bekenner der neuen Lehre für diese Lehre starben, bewies ihre Göttlichkeit in den Augen der Menge, und Philipp selbst, der lieber gar nicht herrschen als über Ketzer herrschen wollte, sah sich genötigt, das öffentliche Verbrennen derselben in heimliche Hinrichtung zu verwandeln, weil aus dem Blute eines Märtyrers des neuen Glaubens hundert neue Bekenner desselben erstanden. – Die Inquisition war zu spät gekommen, das Übel, gegen welches ihre Tätigkeit gerichtet war, im Keime zu ersticken, und die Unmöglichkeit, ihre Strafbefehle gegen die halbe Nation zu vollziehen, machte, daß sie bald ebenso verachtet wurde, als sie gefürchtet gewesen, und daß sie sich kurz nach ihrer Einsetzung schon selbst überlebt hatte.

Es konnte indes nicht fehlen, daß die Reformation unter

ihren Bekennern manche Glieder zählte, die ihr wenig Ehre machten. Ausschweifungen, wie der Bildersturm, welcher in wenigen Tagen die herrlichen Dome Flanderns und Brabants verheerte und mit Dingen, die bisher für ehrwürdig und heilig galten, einen frevelhaften und verbrecherischen Spott trieb, solche Verirrungen des reformierten Pöbels schadeten der neuen Lehre mehr als alle Scheiterhaufen der spanischen Inquisition. Die Verbrechen der Individuen legte man der Religion bei, zu welcher jene sich dem Namen nach bekannten, und da die Duldsamkeit, welche so sehr im Wesen der Reformation liegt, sie in ihrer ersten Erscheinung keineswegs begleitete, so ist es erklärlich, daß der dem alten Glauben treu gebliebene Teil des Volkes sich enger aneinanderschloß und gegen eine Lehre verbündete, von der er so verwerfliche Folgen erlebt hatte...

Die Stadt[1] hatte sich von der Regierung den Prinzen von Oranien ausgebeten als den einzigen, welcher Ansehen genug besaß, um die drei Parteien der Katholiken, Lutheraner und Kalvinisten im Zaum zu halten, welche sich alle untereinander mit gleichem Grimm haßten und bereit waren, übereinander herzufallen. Als aber der Prinz von der Oberstatthalterin[2] nach Brüssel berufen wurde, brach noch am nämlichen Abend der Bildersturm in der Stadt aus, welcher damit endete, daß einer der herrlichsten Dome der Christenheit zerstört und entweiht wurde.

Des zweimaligen Besuchs der insurgierten spanischen Soldaten ist oben gedacht worden. Das erstemal begab sich Don Requesenz selbst nach Antwerpen, keineswegs

[1] Antwerpen. – [2] Margarete von Parma, 1559–1567 Statthalterin der Niederlande, abgelöst durch Herzog Alba, der dies Amt bis 1573 bekleidete.

aber, um die Verteidigungsanstalten des Kommandanten Champigny zu unterstützen. Vielmehr ließ er die Rebellen ein und stellte nun der Stadt die Wahl frei zwischen Plünderung oder Bezahlung eines mehrmonatlichen Soldes. Die geängstete Bürgerschaft bewilligte jede Forderung, der Oberstatthalter, welcher seine Truppen auf eine so bequeme Art bezahlt hatte, verkündete ihnen im Namen des Königs eine allgemeine Amnestie; eine feierliche Messe verherrlichte das Fest, und die Soldaten, nachdem sie Kirchen und Stifte reichlich beschenkt, zogen, nach 47tägigem Aufstand, zur Belagerung Leydens.

Als zwei Jahre später die unzufriedenen Soldaten an Maastricht beispielsweise gezeigt, was sie mit Antwerpen im Sinne hatten, glaubten die erschrockenen Bürger nichts Besseres tun zu können, als zu ihrer deutschen Besatzung noch etwa 40 Fahnen wallonischer Truppen einzunehmen. Man erbaute auf der Esplanade gegen die Zitadelle Verschanzungen aus Säcken mit Wolle und Korn, an welchen Männer und Weiber arbeiteten. Da das Gerücht sich verbreitete, daß die Rebellen von Alost in der Zitadelle angekommen, eröffnete die Stadt das Feuer gegen dieselbe...

Neun Amsterdamer Kaufleute, welche vier Schiffe ausrüsteten, das war der Anfang jener berühmten Ostindischen Kompanie, welche schon wenig Jahre nach ihrem Entstehen über Flotten und Heere gebot, welche sich Königreiche unterwarf und über unermeßliche Länder herrschte.

Solche Erfolge waren freilich nur möglich durch die entschiedene Präponderanz der Holländer zur See; aber eben diese ist eine der erstaunenswürdigsten Erscheinungen jener am Außerordentlichen so reichen Epoche.

Not und Verzweiflung hatten friedliche Fischer und Seeleute in Seeräuber, ihre Boote in Kaperschiffe umgewandelt, und diese Kaper verwandelten sich wieder binnen wenig Jahren in eine Marine, welche die spanische Flagge auf hohem Meer angriff, ihre stolzen Gallionen zerstreute und sie in den spanischen Häfen selbst verbrannte, in welchen sie vergebens Sicherheit suchten. Der Name der Meergeusen wurde mit Schrecken genannt, und der Besieger der ottomanischen Flotte im Hafen von Lepanto[1] sah von den Ufern der Schelde die Vernichtung seiner Schiffe durch die seeländischen Geschwader. Die Armada, eine Unternehmung, von der man bis auf Napoleons Rüstung im Hafen von Boulogne nichts Ähnliches gesehen, scheiterte keineswegs bloß durch die Wut der Elemente, sondern hauptsächlich an dem Widerstand der batavisch-englischen Flotte; und selbst in den Meeren der anderen Hemisphäre mußte die alte berühmte spanische Flagge der jungen kaufmännischen Seemacht weichen.

Wenn die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß ein kaum erhörtes, unbeugsames Mißgeschick die Unternehmungen Spaniens zur See verfolgte, so muß man auf der anderen Seite einräumen, daß keine andere Marine, die englische nicht ausgenommen, eine so schnelle und glänzende Entwickelung und eine solche Menge großer Waffentaten mit so geringen Mitteln aufzuweisen hat als die holländische jener Periode.

Holland, eine Tochter des Meeres, war unüberwindlich, solange man ihm das Element nicht entreißen konnte. Es war sein Ursprung, die Bedingung seines Fortbestehens, sein Schutz, seine Plage und sein Ernährer.

Wie sehr dies der Fall war, beweiset unter anderm die

[1] Don Juan d'Austria siegte 1571 in der Seeschlacht bei Lepanto über die Türken.

Belagerung von Ostende, welche die Waffen des ganzen spanischen Heeres, selbst unter einem Spinola[1], drei Jahre und drei Monate unter seinen Mauern fesselte. Welcher unberechenbare Vorteil für den jungen, noch schwankenden Staat!

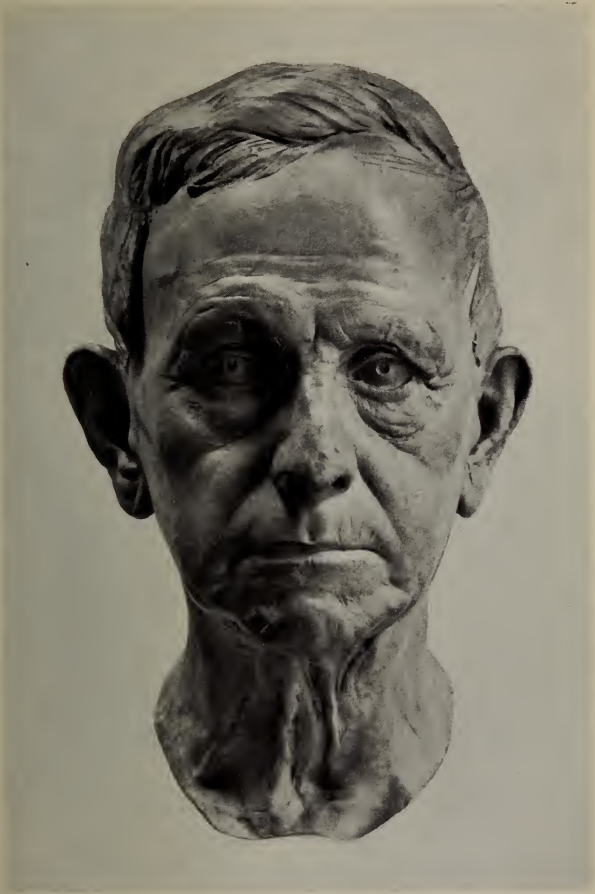
Die Belagerung Ostendes, in ihren Folgen minder bedeutend als die von Antwerpen, bietet in ihrer Ausführung von beiden Seiten ungleich Größeres und Interessanteres dar, und ihr Ruhm, wenn man die Fortschritte der Angriffs- und Zerstörungsmittel in Erwägung zieht, reiht sich mit Recht dem von Troja und Tyrus an...

Die Veränderungen, welche Joseph II.[2] in seinen Staaten unternahm und welche bald mit dem gehässig gewordenen Ausdruck von Neuerungen bezeichnet wurden, bezweckten Aufhebung der Leibeigenschaft und des Gewissenszwanges durch Einführung einer allgemeinen Duldung. Er verbesserte die Gesetze, die Gerichtshöfe und alle Zweige des Verwaltungswesens, schenkte seinen Völkern die Preßfreiheit, schaffte die Todesstrafe ab, regulierte das Pensionswesen und die Polizei, begünstigte den Landbau und die öffentliche Erziehung. Er hob zugleich die Verbindung der Ordensleute mit Rom auf und zog diejenigen Klöster ein, welche keine Schulen hielten, keine Kranken pflegten und deren Mönche nicht predigten, wodurch beiläufig die Zahl der Mönche und Nonnen im österreichischen Staat um 40000 Individuen vermindert wurde. – Das Resultat, welches die Französische Revolution auf langjährigem, blutigem Wege erzielt, das große Äquivalent, welches sie Europa für die Leiden geboten, mit welchen sie es überschüttet, das wollte kraft seiner

[1] Spanischer Feldherr (1569–1630), Oberbefehlshaber in den Niederlanden, eroberte 1625 Breda. – [2] Der freisinnige Sohn Maria Theresias, seit 1765 Mitregent seiner Mutter, 1780–1790 Alleinherrscher.

Machtvollkommenheit dieser österreichische Kaiser, dem die Weltgeschichte noch eine große Ehrenerklärung schuldig sein dürfte.

Und in einer kurzen Reihe von Jahren sehen wir fast in allen Teilen seines weitschichtigen Reiches die Völker mit gewaffneter Hand die Vorteile zurückweisen, welche ihr Beherrscher ihnen darbietet. Joseph mußte alles, was er in seiner Regierung bereits gewirkt und ausgeführt hatte, zurücknehmen, er vernichtete kurz vor seinem Tode sein ganzes Werk, oder vielmehr er starb, weil er das mußte. Man wird sagen, die Zeit sei zu kurz, die Völker nicht reif, nicht auf der Stufe der Bildung gewesen, welche notwendig ist, um eine solche Umformung des lange Bestandenen in sich aufzunehmen, und das ist wahr, wenngleich wenig Bildung dazu gehört, damit der Bauer begreife, daß es besser ist, Eigentümer als Knecht zu sein. Und wodurch denn als durch diese Umformung war das Volk auf jene Stufe zu bringen? – Man behauptet ferner, der Kaiser habe durch die Verbesserung des Mechanismus der Verwaltung diese in seiner Hand konzentriert, aber war es nicht eben das Volk, welches daraus die unermeßlichsten Vorteile zog? – Offenbar ging der Widerstand von der Klasse aus, welche einen Teil ihrer Privilegien zum Wohl des Ganzen opfern sollte, und wenn wir mit dieser Klasse das sogenannte Volk im blinden Bündnis gegen ihren Wohltäter erblicken, so geschah das, weil die Revolution überhaupt fast immer eine Überraschung des Volkswillens durch eine Faktion ist, und weil jene Faktion in Belgien vorzugsweise aus der Geistlichkeit bestand. Denn diese hat sich in den katholischen Niederlanden einen Einfluß zu bewahren gewußt, von welchem vielleicht kein Land in Europa außer Spanien ein Seitenstück liefert und den wir am Ende des acht-



Gipsbüſte von Reinhold Begas.
Berlin, Nationalgalerie.

zehnten Jahrhunderts für unglaublich halten würden, wenn wir ihn nicht am Anfange des neunzehnten unvermindert wiederfänden.

Die ersten tumultuarischen Aufstände brachen zu Löwen in dem neugestifteten geistlichen Seminar aus, gegen welche Einrichtung der Erzbischof von Mecheln schon große Bedenklichkeiten erhoben hatte. Die jungen Geistlichen, uneingedenk ihres Standes, schlugen Fenster und Bänke entzwei und forderten ungestüm eine bessere Nahrung, worunter einige gutes Bier, andere eine reinere Geistesnahrung verstanden wissen wollten.

Auftritte von ernsterem Gepräge erfolgten bald zu Brüssel, wo die Staaten von Brabant wegen Verletzung der Joyeuse Entree, ihres Freibriefes, den der Kaiser bei der Huldigung beschworen, die Zahlung der gewöhnlichen Auflagen verweigerten. An einigen Stellen hatten zwar die Landleute verlangt, ihre Steuern künftig direkt an den Kaiser und nicht mehr an die Stände zu zahlen, wonach zu urteilen der gemeine Mann den neuen Einrichtungen keineswegs so abgeneigt sein mochte, als man in Brüssel behauptete. Dennoch gelang es, dem Volk ein allgemeines unbestimmtes Mißtrauen gegen die Regierung einzuflößen, und gegen Maßregeln, zu welchen die bisher getroffenen nur als eine Einleitung dienen sollten. Auch brach dieses Mißtrauen an vielen Stellen in offene Widersetzlichkeit aus.

Den Urhebern und Leitern dieser Erscheinungen kam hierbei nichts so sehr zustatten als die große Entfernung des Kaisers, welcher sich damals am entgegengesetzten Ende Europas, nämlich in Cherson[1], befand.

Der Herzog von Sachsen-Teschen, Gouverneur der Niederlande, glaubte sich genötigt, dem allgemeinen Wider-

[1] Stadt in Südrußland, am Dnjepr gelegen.

spruch nachgeben zu müssen, und hob, bis auf nähere Entscheidung des Kaisers, dessen neuere Verfügungen auf.
Als dieser auf seiner Rückkehr die ersten Nachrichten von dem Vorgefallenen erhielt, war sein Unwille und sein Kummer nicht größer als sein Erstaunen. Er befahl den Ständen, eine Deputation nach Wien zu senden, um sich über die Ereignisse, welche stattgehabt, zu erklären.
Nach langem Sträuben mußten sich die Stände zu dieser Gesandtschaft entschließen, wollten sie aber lediglich als eine Höflichkeit betrachtet wissen.
„Nach dem, was vorgefallen ist", redete der Kaiser sie an, „reicht bloßes Wortgepränge nicht aus, es bedarf der Tatsachen, um sich von den guten Gesinnungen derer zu überzeugen, welche Sie gesandt haben."
„Daß die Wohlfahrt meiner Völker der einzige Zweck meiner Handlungen ist, davon gebe ich täglich unwiderleglich Beweise. Wie wenig ich gesonnen bin, die Verfassung Ihres Landes umzustoßen, davon sind Sie augenscheinlich überzeugt, wenn ich Ihnen die Versicherung, sie beizubehalten, in eben dem Augenblick gebe, wo Sie sich so sehr vergangen, wo Sie meinen Zorn verdient, und wo ich dennoch keine Rücksicht auf die Mittel nehme, welche mir meine Macht darbeut."
Nach beendeter Audienz forderte der Kaiser die Abgeordneten auf, sich, an welchem Tage und in welcher Zahl sie wollten, zu ihm zu verfügen. „Ich wünsche", sagte er, „mich durch Sie zu belehren, und Sie werden nicht abgeneigt sein, mich zu hören. Man hat mich nie taub gegen vernünftige Vorstellungen gefunden; was Sie reden, soll ohne persönliche Folgen für Sie sein, und so mögen Sie auch das betrachten, was ich Ihnen sagen werde."
Der Kaiser genehmigte einstweilen die Zugeständnisse des Generalgouverneurs, allein in Absicht der Verände-

rungen, welche er als notwendig für das Land betrachtete, blieb er unerschütterlich.

In der Tat, wenn das Fortschreiten notwendige Bedingnis für die Menschheit ist, damit sie nicht zurückschreite, so dürfen die Institutionen, die für die Gegenwart bestehen, nicht für die Ewigkeit geschaffen sein. Wie die Natur sich aus sich selbst verjüngt, müssen sie sich mit den Geschlechtern erneuern, aber diese Regeneration muß von oben ausgehen, nicht von unten. Die Regierung muß es sein, welche die Revolution auf einem gesetzmäßigen Wege durchführt, nicht die Menge, dieser Spielball der Parteien, das blinde, aber schneidende Werkzeug in der Hand der Leidenschaft. – Eine Regierung, welche das Bedürfnis ihrer Völker erkennt und ihm zuvorkommt, wird, welche Form sie auch sonst haben möge, immer die liberalste unter allen Regierungen sein und steht heutzutage an der Spitze der unermeßlichen Partei aller Vernünftigen in allen Ländern...

Das belgische Volk, wie wir es eben im hartnäckigen Kampf gegen Aufklärung und liberale Institutionen gesehen, konnte wohl unmöglich eine große Verwandtschaft des Geistes mit seinen Nachbarn, den neufränkischen Republikanern, haben.

Aber wie die Benennung vereinigte Provinzen, sowohl in Belgien als in Holland, fast in allen Perioden ihrer Geschichte nur nach außen hin wahr gewesen, so waren auch jetzt die Provinzen untereinander völlig zerfallen. Denn diese Länder, zu deren Eroberung oder Verteidigung Spanien, Frankreich, England, Österreich, Preußen und Holland fast beständig das Schwert in der Hand gehalten, benutzten seit ihrer Existenz jeden Augenblick, wo auswärtige Mächte ihre Felder nicht verheerten, um sich

untereinander zu befehden. Gegenwärtig hielt Brabant es mit dem Adel und den Mönchen, Flandern mit den Demokraten, und Luxemburg war kaiserlich gesinnt.

Wenn nun hierin eine Ursache lag, weshalb die Franzosen das schwache österreichische Heer um so leichter vertrieben, so konnte dieses Verhältnis doch nie eine Aufforderung sein, sich enger als eben nötig an Frankreich anzuschließen. Dennoch wurde das vom Konvent beliebt.

Man versammelte die Abgeordneten mehrerer Städte zu Mons (Februar 1793). Hier hielt man ihnen in der Hauptkirche eine Rede, und kaum waren die Worte: Vereinigung mit Frankreich dem Redner entschlüpft, als die Jakobiner, welche die Tribüne umringt hielten, aus einer Stimme „Vereinigung, Vereinigung!" schrien. Eine ungleich größere Zahl rief zwar: „Nichts von Vereinigung! Unsere Konstitution!" Aber die Jakobiner waren so vorsichtig gewesen, sich zu bewaffnen, sie trieben demnach jene Übelgesinnten mit Säbeln und Dolchen zur Kirche hinaus, und die Vereinigung wurde à l'unanimité[1] votiert.

Zu Brüssel forderte man nun gleichfalls die Abgeordneten auf, über die Vereinigung zu „beraten", eine Einladung, von der die Betreffenden aus guten Gründen keinen Gebrauch machten, so daß auch hier die Einverleibung mit Frankreich beschlossen wurde, welche der Konvent noch in diesem Jahre proklamierte.

Belgien durchlief nun mit Frankreich gemeinsam die ganze Skala der Regierungsformen von dem Nullpunkt der Anarchie bis zum Militärdespotismus.

Zerrissen von Faktionen wie seine südlichen Nachbarn, wurde auch Holland eine leichte Eroberung Frankreichs, denn die antioranische Partei war nur gedemütigt, nicht ausgerottet.

[1] Einstimmig.

Frankreich beschenkte die batavische Republik mit einer Konstitution, für welche diese 100 Millionen Gulden zahlte, die Generalitätslande Maastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern abtrat, und welche sechs Jahre vorhielt. Da es aber mit der Republik durchaus und trotz aller Veränderungen nicht gehen wollte, so wurde das Königtum unter Louis Napoleon und endlich die Einverleibung mit dem Kaiserreich versucht, ohne daß die Holländer sich besserer Zeiten zu rühmen gehabt hatten. Endlich kam das Jahr 1813 mit seinen folgenreichen Weltbegebenheiten heran, und der Einmarsch des Generals v. Bülow gab den Niederlanden eine Freiheit wieder, die sie benutzten, um den Prinzen von Oranien[1] als ihren Regenten zurückzurufen. Der Wiener Kongreß bildete im Jahre 1815 aus der Vereinigung Hollands und Belgiens das Königreich der Niederlande.

Sehr verschieden waren die Verhältnisse, unter welchen die beiden Teile des neuen Staats zusammentraten. Holland hatte während der französischen Einwirkung unermeßliche Verluste gemacht. Die einst so reiche Bank von Amsterdam war bis zur Vernichtung erschöpft, der Kredit erschüttert, alle Hilfsquellen des Staates vertrocknet und die Schuldenlast ungeheuer. Der Friede von Amiens[2] war für das Land ein Unglück, und der Tarif von Trianon drohte allem noch übrigen merkantilen Leben den Todesstoß zu geben. Der stolze holländische Kaufmann trieb nur noch den Schleichhandel nach England. Die Invasion der Briten und fürchterliche Überschwemmungen schienen den Ruin des unglücklichen Landes zu vollenden, welches, von allen Handelsvorteilen Frankreichs ausgeschlossen, doch an allen Kriegen desselben teilnehmen mußte. Hol-

[1] Wilhelm I., König der Niederlande; herrschte 1815–1840.

[2] 1802. Die Batavische Republik verlor die Insel Ceylon an England.

land verlor seine Kolonien, seinen Handel und seine Flotte, oder mit anderen Worten, die Quellen seines Wohlstandes und die Mittel, sie zu benutzen.

Nun hatte zwar auch Belgien unter der französischen Herrschaft große Opfer bringen müssen. Die Konskription, die drückenden Abgaben der droits réunis[1] waren den Belgiern lästig, und sie waren unzufrieden mit den französischen Machthabern, wie sie es denn zu allen Zeiten mit ihren jedesmaligen Beherrschern gewesen sind. – Allein die Verbindung mit Frankreich gewährte der gewerbetreibenden Klasse große Vorteile, auch waren die Belgier nicht unempfindlich gegen den Waffenruhm dieses Landes, an welchem auch sie ihren Teil hatten.

So war ihnen der Sturz Napoleons und seiner Herrschaft nicht unlieb, Holland aber war er Bedürfnis; was dort wünschenswert erschien, war hier Rettung von völligem Untergang.

Und so wurde denn auch die Vereinigung von beiden Teilen mit sehr verschiedenen Gefühlen angesehen.

Die Holländer hatten sich einen König aus ihrer Mitte gewählt, an den sie durch geschichtliche Erinnerungen und gemeinsames Interesse innig gebunden waren. Und wirklich, wenn die Souveränetät durch legitime Erbschaft oder durch Wahl rechtlich begründet ist, so vereinte König Wilhelm I. beide Ansprüche in seiner Person. Belgien erhielt seinen König durch Europa und betrachtete sich von Anfang an weniger als integrierender Teil des neuen Staates, denn als ein dem alten Hinzugefügtes, was sein Nationalgefühl um so mehr verletzte, da es an Areal und an Volksmenge der größere Teil war.

Es fehlte auch in Holland nicht an einer Partei, welche wünschte, den Sohn des letzten Erbstatthalters in der

[1] Vereinigte Rechte.

Eigenschaft seines Vaters und unter denselben Bedingungen wiederkehren zu sehen. Von 600 Notabeln, die zur Annahme der neuen Verfassung berufen wurden, stellten sich nur 475 ein, unter denen viele ihre Zustimmung nur bedingungsweise gaben. Da aber die Bedingungen nicht mit verzeichnet wurden, so ging die neue Ordnung mit 449 gegen 26 Stimmen durch.

Wirklich konnte der Königstitel als Titel kaum ein Gegenstand erheblicher Einwürfe sein, was aber die höchste Gewalt ihrem Wesen nach betrifft, so mußte wohl ein jeder, der sein Vaterland liebte und die Geschichte desselben kannte, fühlen, wie notwendig es sei, jene Gewalt auf eine Weise zu konsolidieren, durch welche allein das Land gegen die Stürme der Parteienwut gesichert werden konnte, die es sooft und solange verheert hatten. – Denjenigen aber, die aus einer zu großen Ausdehnung der obersten Gewalt Gefahr fürchteten, hatte der neue Regent eine Probe seiner Gesinnungen gegeben, indem er selbst es war, der auf die Einführung einer Konstitution drang, durch welche alle Rechte des Bürgers gesichert werden sollten, und die er zur ausdrücklichen Bedingung machte, unter welcher er die ihm dargebotene Souveränetät annahm.

Als nun Belgien dem Königreich der Niederlande einverleibt ward, dehnte man die Konstitution, welche ursprünglich für Holland gegeben, mit den erforderlichen Modifikationen auf beide Länder aus. Man berief 1603 Notabeln, um über die Annahme des Fundamentalgesetzes zu stimmen. Von diesen Männern, die nicht ohne Einwirkung der Regierung gewählt wurden, blieben sogleich 280 ganz fort und 796 stimmten gegen eine Konstitution, von welcher selbst die Foreign Quarterly Review meint, sie sei in ihren Grundzügen freisinnig ge-

wesen, und die Fehler, deren man sie zeihen könne, bestehen weniger in dem, was sie bestimme, als was sie nicht bestimme. Bedenkt man nun, daß die Belgier unter der Kaiserherrschaft wahrlich durch konstitutionelle Behandlung nicht verzärtelt waren, so geben diese Vorgänge schon einen ungefähren Maßstab der Gesinnung, mit welchem Belgien seine Konvenienzheirat mit Holland betrachtete.

Wenn hierauf die Regierung 126 der negativen Stimmen strich, die wegen der Religion des Staatsoberhauptes abgegeben und demnächst die 280 Fehlenden als stillschweigend bejahend annahm, um so eine Majorität von 11 Stimmen zu erzeugen, so bediente man sich dieser etwas seltsamen Arithmetik wohl hauptsächlich nur, um das öffentliche Ärgernis zu vermeiden, welches ein Volk gab, indem es die Freiheit, die seine Regierung ihm wohlmeinend darbot, mit störrigem Trotz von der Hand wies.

Großen Anstoß nahmen die Belgier daran, daß sie, die doch dem Flächenraum wie der Bevölkerung nach zwei Dritteile des Königreichs ausmachten, dennoch durch dieselbe Zahl von 55 Deputierten, wie Holland, vertreten werden sollten. – Wirklich gingen nachmals mehrere Gesetzvorschläge mit einer schwachen Majorität von zwei Stimmen durch, in welchen man zwei Belgier im Staatsdienst erkennen wollte, die, wie man es in Brüssel nannte, der Sache des Vaterlandes untreu geworden. – Die Holländer erwiderten hierauf, daß die ganze Verfassung ursprünglich darauf abgezweckt habe, daß kein Teil den anderen beherrsche und ihm Gesetze vorschreiben könne, damit nie das Interesse des einen auf Kosten des anderen gefördert werde. Wenn nun sie gleich anfangs freiwillig einer Präponderanz über Belgien entsagt, so wäre

es doch auch wohl nicht weise gewesen, ihren neuen Brüdern durch 66 belgische Stimmen gegen 44 holländische jenes Übergewicht über sich selbst einzuräumen.

Wir haben oben gesagt, die holländische Staatsschuld sei ungeheuer gewesen. Sie betrug 12000 bis 13000 Millionen Gulden. Zwar hatte Napoleon mit einem Federstrich ein Drittel derselben vernichtet (tiercée), aber da eine Menge von Privatleuten, von Waisen, Armen und Unmündigen durch diese Maßregel ihr Letztes einbüßten, teils auch, um den Kredit für die dringend notwendig gewordenen neuen Anleihen zu erhalten, rief der König zwei Drittel dieser dette morte[1] wieder ins Leben. – Nun war Belgiens Schuld sehr gering, und wenn die Belgier die holländische gleichmäßig auf sich mit übertragen sahen, so fanden sie hierin eine um so größere Härte, als sie das Äquivalent für solche Anforderungen nirgends finden zu können behaupteten. Als solche rechneten die Holländer aber die Entschädigung Schwedens durch indirekte Abtretung mehrerer Kolonien und Verzichtleistung auf sehr beträchtliche Forderungen an mehrere Mächte. Sie rechneten dahin die Teilnahme Belgiens an dem holländischen Kolonialhandel und die bedeutenden Summen, welche verwendet wurden zur Aufhilfe des tief darniederliegenden belgischen Betriebswesens. Unverkennbar hob sich auch der ganze industrielle und kommerzielle Verkehr dieser Provinz seit der Vereinigung mit Holland auf eine entschiedene Weise. Antwerpen hatte den Kolonialhandel in dem Maße an sich gebracht, daß die Einfuhr des Kaffees unter anderem der von Amsterdam, Rotterdam und Hamburg zusammengenommen fast gleich kam; es führte beinahe doppelt soviel Baumwolle ein und Häute aus als Hamburg, und Amsterdam

[1] Toten Schuld.

sah nicht ohne Eifersucht die ältere Handelsschwester im Süden, welche ihre glänzende Jugendblüte schon einmal überlebt, sich anschicken, zum zweitenmal den Sieg davonzutragen. – Doch diesen Befürchtungen sind die Belgier selbst zuvorgekommen, indem sie die Tätigkeit aus den Fabriken und den Handel aus ihren Städten siegreich verjagten. Der zum Teil künstlich hervorgerufene Stand ihres Betriebswesens ist aufs neue tief erschüttert, und mit Recht erwartet der Belgier große und segensreiche Resultate von der politischen Wiedergeburt, deren Herbeiführung so namenloses Unglück über sein Land hervorgerufen, und denen, die jene Krisis gewaltsam herbeiführten, wird allerdings die Verantwortlichkeit obliegen, ihre Landsleute für so unermeßliche Opfer zu entschädigen.

Kein Wunder aber auch, wenn Holland und Belgien gleich sehr sich berechtigt glauben, Forderungen aneinander zu machen. Wenn schon die Auseinandersetzung zweier Handelshäuser große Verwickelungen darbietet, wie unendlich mehr muß dieses der Fall sein, wo zwei große Handelsstaaten in finanzieller Hinsicht ihre Firma voneinander trennen wollen.

Ein Umstand noch, welcher nicht wenig dazu beitrug, der innigeren Vereinigung beider Provinzen entgegenzuwirken, war der, daß die lange bestandene Trennung der einzelnen Teile, die fortgesetzte Einwirkung auswärtiger Mächte und der Mangel an einem gemeinsamen Anknüpfungspunkt der Nationalinteressen ebenso sehr verhindert hatten, daß die uralte einheimische Sprache die des ganzen Volks geworden wäre, als daß die irgendeines der Nachbarvölker sich zu mehr als partiellem Gebrauch erheben konnte. – Auch ohne den absichtlichen Widerstand einiger Provinzen war in dieser Beziehung alles Ein-

schreiten der Regierung um so erfolgloser, als eine solche Einigung wohl nur das Werk der Zeit sein konnte.

Dies waren die Verhältnisse, unter welchen Belgien und Holland zu einem gemeinsamen Staat zusammentraten, und die Keime der Zwietracht, welche nach dieser Vereinigung eine Opposition gegen die Regierung hervorgehen ließen, an deren Spitze gleich anfangs abermals ein Erzbischof – der von Gent – figurierte. Denn von allen Hindernissen, die sich der Verschmelzung beider Teile entgegenstellten, war wohl keines so unüberwindlich als die Verschiedenheit des Glaubens, eine unerschöpfliche Quelle des Zwiespaltes, wenn man die Denkungsweise und Abhängigkeit des gemeinen Mannes und die Herrschsucht und Unduldsamkeit der Geistlichkeit in Belgien erwägt.

Gewaltsame Vorgänge, das Resultat jener Verhältnisse, haben gegenwärtig das Königreich der Niederlande aufs neue in zwei feindliche Hälften zerrissen, haben den eben aufkeimenden Wohlstand dieser Länder zerstört und sie nochmals allen Verheerungen preisgegeben, welche sie schon so oft verwüsteten. Die Kriegsfackel, die Antwerpen zerstörte, droht noch heute Europa in Flammen zu setzen und findet ihre Schranken nur in der erhabenen Mäßigung der Monarchen, einer Mäßigung, die um so glänzender da strahlt, wo sie in Widerspruch mit persönlichen Gefühlen und Familieninteressen tritt, wo der Souverän der Stimmung seines Volkes versichert, über große und schlagfertige Heere gebietend, dennoch die Palme des Friedens dem Lorbeer vorzieht.

Über ein Ereignis, dem wir in der Zeit so nahe stehen, über welches wir die besonnene Würdigung verständiger Männer beider Parteien noch nicht gegeneinander abwägen können und auf dessen Anschauung, wenn auch

nicht Parteilichkeit, so doch angeerbte Grundsätze vielleicht unwissentlich einwirken, über ein solches Ereignis soll hier kein Urteil gefällt werden. – Bei den Weltbegebenheiten hat der Erfolg eine richtende Stimme, und der Zukunft, vielleicht der nächsten, ist es vorbehalten, den der belgischen Revolution zu entschleiern.

Die westliche Grenzfrage

Da in Frankreich die Ansprüche an die Rheingrenze traditionell sind, und da man dort bei jeder Gelegenheit und übereinstimmend von seiten aller Parteien die Miene annimmt, als habe Frankreich ein altes gutes Recht, das ihm Deutschland vorenthalte, wiederzuerlangen, einen schweren Verlust, den ihm Deutschland zugefügt, wiederzuersetzen und die natürlichen Grenzen, welche Deutschland auf unnatürliche und widerrechtliche Weise durchbrochen habe, wiederherzustellen; da dies die herrschende Überzeugung in Frankreich ist und nicht bloß ehrgeizige Minister, wie Thiers, und junge Republikaner, sondern auch loyale Pairs, wie der Herzog von Noailles, und sanfte Dichter, wie Lamartine, dieselbe Meinung laut und gleichsam bona fide ausgesprochen haben, so ist es wohl zeitgemäß, diese französischen Ansprüche einmal einer rein historischen Prüfung zu unterwerfen. Wir wollen uns dabei so kurz als möglich fassen, müssen aber doch ziemlich tief in die Geschichte der Vorzeit zurückgreifen, um das Nachbarverhältnis Frankreichs zu Deutschland gründlich klarzumachen.

Die Gallier, die ehemals das Land bewohnten, welches jetzt Frankreich heißt, wurden um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christo durch den großen Cäsar über-

wunden und all ihr Land dem Römischen Reiche einverleibt. Von da an blieben sie fünfhundert Jahre lang Untertanen der römischen Kaiser, nahmen römische Sprache, Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst und zugleich alle Laster der späteren Kaiserzeit an. In demselben Zeitpunkt, in welchem Gallien den Römern unterworfen wurde, nahm die altrömische Republik ein Ende, begann das despotische, stufenweise sich verschlimmernde Regiment der Imperatoren. Am Ende dieses Zeitpunktes teilte Gallien das Elend der Sklaverei und die tiefste Entsittlichung mit allen anderen römischen Provinzen. Geistliche und Profanschriftsteller jener Zeit, deren Werke auf uns gekommen sind, wetteifern, uns davon die empörendsten Schilderungen zu machen. Insbesondere klagen sie über die unsinnige Theaterwut der Gallier, die mitten im Mord und Brand der Völkerwanderung auf den Ruinen ihrer Städte immer noch nach Schauspielen schrien. Und die Frivolität der Sitten war so groß, daß alles der zügellosesten Lust frönte ohne Rücksicht auf Alter und Bande des Blutes. Von politischer Freiheit und Würde war so sehr jede Spur verschwunden, daß selbst bei der Auflösung des Kaiserreichs kein Stand, keine Korporation sich vorfand, die ein neues politisches Gebäude hätte gründen können oder wollen. Es gab nur noch Sklaven, die an wenige reiche Satrapen verteilt waren.

Wir glauben, diese Tatsachen deshalb voranstellen zu müssen, weil die Franzosen seit dem vorigen Jahrhundert sich in der Illusion gefallen, sie seien die direkten Nachkommen und Erben des antiken Republikanismus. Sie behaupten, ihre Revolution sei eine Wiederherstellung jener antiken Bürgerfreiheit, eine Reaktion des demokratischen Romanismus oder Latinismus gegen den aristokratischen Germanismus, eine Befreiung der alten rö-

misch-gallischen Bevölkerung von dem Joche der germanischen Eroberer oder dem fränkischen Feudaladel gewesen. In diesem Sinne haben sie alle fränkischen Erinnerungen zu verbannen gesucht, in ihrer neuen Republik die Namen der altrömischen Republik, des Senats, der Konsuln wiederhergestellt. In diesem Sinne verfuhr auch Napoleon, der gleich den altrömischen Imperatoren den eroberten Ländern die ältesten Namen Ligurien, Zisalpinien, Helvetien, Belgien, Batavien usw. wiedergab. Napoleon verfuhr dabei konsequent. Die Republikaner aber hatten gewiß unrecht, sich für die Erben altrömischer Freiheit auszugeben, da Gallien dieselbe niemals gekannt hat, sondern erst unter die römische Herrschaft kam, als die Freiheit schon zu Grabe getragen war.

Durch die Römer wurden die Gallier aller Freiheit beraubt, entnationalisiert, entnervt. Erst durch die deutschen Eroberer erhielten sie die Freiheit wieder, und wurden ihre Sitten verbessert.

Während es den Römern gelang, die Gallier in sehr kurzer Zeit und vollkommen zu unterjochen, gelang ihnen der gleiche Versuch bei den Germanen nicht. Die Germanen oder Deutschen verstanden ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen alle Angriffe des Römischen Reiches zu behaupten und setzten den Kampf gegen Roms Übermacht unermüdet fünfhundert Jahre lang fort, genau in derselben langen Zeit, in welcher die Gallier die Sklaven Roms waren. Endlich siegten die Deutschen, zertrümmerten das Römische Reich und eroberten unter anderem auch Gallien.

Die Niederlassung deutscher Eroberer in ihrem Lande war ebensosehr ein Glück und Heil für die Gallier, als früher die Niederlassung der Römer ein Unglück und Unheil für sie gewesen war. Durch die Römer hatten sie die Na-

tionalität, die Selbständigkeit, die Freiheit, die guten Sitten und gesunde Existenz verloren, durch die Deutschen erhielten sie dieselben wieder. Erst durch die Vermischung der slavischen und in Laster versunkenen Bevölkerung mit den freien und kräftigen Franken, Goten und Burgundern kam wieder ein gesundes Leben in die Bevölkerung Galliens, ein neues Nationalgefühl, eine neue Volkssitte, gegründet auf die Ehre, und ein neuer Rechtszustand, gegründet auf die Freiheit. Die Unterworfenen wurden schonend behandelt und erhielten Rechte, die sie unter den Römern nie besessen hatten. Bald nahmen sie an allen Rechten der Eroberer und an den Staatsämtern teil. Bald lebten sie sich ein in die neue verfassungsmäßige Freiheit, die ihnen die Franken gebracht hatten. Nicht bloß Franken, auch römische Gallier erschienen auf den Märzfeldern und saßen im Rat der durch Wahl und Vertrag gebundenen konstitutionellen Könige. Mit Recht sagt daher Montesquieu[1], die Freiheit sei ein Geschenk, das die Franken aus den germanischen Wäldern nach Gallien gebracht hätten. Aber dieses so schöne und wahre Wort Montesquieus suchen die heutigen Franzosen zu vergessen und wollen nicht daran erinnert sein.

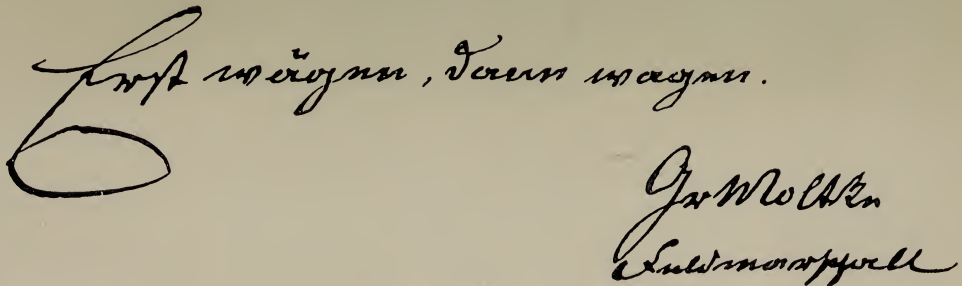
Gallien erfuhr noch mehr Wohltaten von den Deutschen. Zu Anfang des achten Jahrhunderts eroberten die Mohammedaner Spanien und drangen in unermeßlichen Scharen über die Pyrenäen. Noch war das neue fränkische Reich in Gallien nicht völlig gereift. So weit die römische Zunge gesprochen wurde, hatte die germanische Tüchtigkeit noch nicht alle Erschlaffung besiegen können. Darum unterlag

[1] Philosophisch-politischer Schriftsteller (1689–1755). Er suchte die Gesetze der verschiedenen Länder und Völker aus ihren natürlichen und geschichtlichen Bedingungen zu erklären. Er war richtunggebend für die Staatsphilosophie seiner Zeit.

das westliche Frankreich dem Halbmond und wäre gänzlich unterworfen und zum Islam bekehrt worden, wenn es nicht durch die Heereskraft der Rheinfranken, Schwaben, Bayern und Thüringer wäre gerettet worden.

Im neunten Jahrhundert schied sich Deutschland als Kaisertum unter Ludwig dem Deutschen von Frankreich, das unter Karl dem Kahlen ein Königreich für sich bilden durfte. Nun ist wohl zu merken und sollte darauf ein allerdings großes Gewicht gelegt werden, daß die deutschen Kaiser, obwohl weit mächtiger als die französischen Könige, doch immer gute Nachbarschaft mit Frankreich gehalten und dasselbe nie zu beunruhigen oder zu schwächen getrachtet haben. Welches Glück für Frankreich, daß es gerade auf seiner schwächsten Seite von seinem stärksten Nachbar immer am meisten geschont und in seiner Entwickelung nie gestört wurde!

Daß sich übrigens damals das kleine französische Königreich dem großen deutschen Kaisertum gegenüber noch in einer untergeordneten Stellung befand, war natürlich. Die Deutschen waren die Herren der Welt. Was waren dagegen die Gallier? Die Deutschen hatten das römische Joch zerbrochen, dem Islam eine eherne Mauer entgegengesetzt, in den altrömischen Provinzen England, Frankreich und Italien ein neues Leben hervorgerufen, einen neuen Grund gelegt zu kraftvoller Staatsverfassung, bürgerlicher Freiheit, Wohlstand und Ehre. Was hatten dagegen die Gallier getan? Sie hatten als ehemalige Sklaven Roms, als Unterworfene nur die Wohltaten empfangen, die ihnen die deutschen Sieger großmütig gewährten. Sie verhielten sich passiv, bei den Deutschen allein war damals die Tatkraft. Alles, was geschah, um das alte versunkene und entnervte Gallien in das neue gesunde und blühende Frankreich zu verwandeln, ge-



schah durch die Deutschen. Unter diesen Umständen nun konnte es den Galliern nicht einfallen, sich mit den Deutschen messen oder ein politisches Gleichgewicht ansprechen zu wollen. Daß das deutsche Kaisertum viel größer und mächtiger sein mußte als das französische Königreich, verstand sich von selbst. Die Gallier genossen ihre neue Freiheit und Selbständigkeit ja nur als ein Geschenk der deutschen Eroberer.

Wie die ganze Umgestaltung der Alten Welt im Mittelalter von den Deutschen ausgegangen war, so blieb auch bei den Deutschen die Macht und das äußere Zeichen derselben, die Kaiserkrone. Und wie die ganze Eroberung des Römischen Reiches von Deutschland ausgegangen war, so blieben auch dem Deutschen Reiche die Königreiche Burgund und Italien einverleibt. Wie hätten die Gallier es wagen dürfen, sich über diese Ausdehnung des Deutschen Reiches zu beklagen, sie, die selber den Deutschen unterworfen gewesen und nur durch die Gunst derselben emanzipiert waren? Jahrhunderte mußten verfließen, bis den neuen Franzosen nur einfallen konnte, sich mit den Deutschen messen, sich auf Kosten derselben vergrößern zu wollen. Das Übergewicht der Deutschen war so natürlich und historisch so wohl begründet, daß es erst einer langen Umwandlung der Zeit bedurfte, bis es der französische Neid wagen konnte, sich an der Majestät deutscher Nation zu vergreifen.

Bis tief ins dreizehnte Jahrhundert blieb Frankreich auf die Gebiete der Garonne, Loire und Seine beschränkt, und nur wie durch einen Zufall besaß es auch die deutsche Grafschaft Flandern, die durch ihren Grafen Balduin, den Eidam Karls des Kahlen, unter französische Lehensherrlichkeit gekommen war. Dagegen gehörte das ganze übrige Niederland, Luxemburg, Lothringen, die

Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) und das ganze Gebiet der Saône und Rhône (das alte Königreich Burgund oder Arelat) zum Deutschen Reich. Mit Ausnahme Flanderns griff mithin die politische Grenze unseres Reiches weit über die Sprachgrenze hinaus, und dies war natürlich, denn seit dem fünften Jahrhundert war ja das alles und noch weit mehr, das ganze ehemalige Reich der Römer, eine rechtmäßige Eroberung der Deutschen.

Die Sprachgrenze scheint schon bald nach der Eroberung festgestellt worden zu sein und hat sich mit wenigen Veränderungen bis auf unsere Tage erhalten. Je weiter nach Westen oder Süden, um so dünner und zerstreuter waren die Niederlassungen der deutschen Eroberer, je näher der alten Heimat in Osten und Norden, um so dichter. Dort nahmen die Sieger die Sprache der weit zahlreicheren Überwundenen an, woraus die verschiedenen romanischen Mundarten des Spanischen, Italienischen und Französischen entstanden. Hier war die Überzahl bei den Siegern und wurde die deutsche Sprache beibehalten. Die Grenze des deutschen und französischen Sprachgebietes beginnt an der Nordsee bei Calais und läuft von da beinahe in gerader Richtung nach Osten fort, in einer Linie, welcher die Städte Ypern, Kortryk, Renair, Grammont, Enghien, Brüssel, Löwen, Tirlemont, St. Tron, Tongern, Maastricht und Aachen nordwärts, die Städte St. Omer, Lille, Doornik, Ath, Nivelles, Wavre, Jodoigne, Lüttich und Verviers südwärts zur Seite liegen bleiben. Von Verviers wendet sich die Sprachgrenze plötzlich nach Südsüdwest ab und geht über Malmedy, Salm, Houfsalige, Bastogne, Rabay bis Virton. Von hier wendet sie wieder nach Südwesten um, geht über Longwy, Thionville (Diedenhofen), setzt bei Metz über die Mosel, läuft in der Wasserscheide zwischen der Mosel und Saar immer süd-

östlich fort bis an die Vogesen, erreicht dieselben an den Quellen der Saar, läuft auf dem Rücken der Vogesen fort und dringt südwärts bis Altkirch, wendet sich aber von da wieder etwas östlich bis in die Nähe der Stadt Basel, dann wieder rein südlich über den Jura, steigt nach Biel hinab und folgt von da an dem Laufe der Aar und Saône bis in die Hochalpen, übersteigt auch diese, geht mitten durch Wallis und umfaßt noch den Monte Rosa auf savoyischem Gebiet, dessen deutsche Bergdörfer in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit mehrerer Reisenden auf sich gezogen haben. Von Oberwallis an ostwärts geht die Grenze zwischen dem deutschen und italienischen Sprachgebiet mitten durch die Hochgebirge fort mit einem Übergewicht des deutschen Elements, sofern mehr Deutsches im Süden als im Norden der höchsten Wasserscheide gefunden wird. Wir wollen sie nicht genau verfolgen, da wir hier nur von der Grenze gegen Frankreich zu reden haben.

Alles nun, was westlich von der bezeichneten Grenzlinie liegt, spricht welsch oder französisch, alles, was östlich derselben liegt, spricht deutsch, und diese Sprachgrenze hat sich, mit kaum merklichen Veränderungen, so weit das Gedächtnis der Geschichte reicht, nun schon über tausend Jahre lang erhalten. Daraus erhellt nun, daß das ganze Flußgebiet des Rheins, sein ganzes linkes wie sein rechtes Ufer, in dieser langen Zeit ausschließlich von Deutschen bewohnt war und noch ist.

Aus den oben entwickelten Gründen aber ging das Reich der Deutschen über diese Sprachgrenze noch weit hinaus, und das Recht auf seine alten Eroberungen in den romanischen Ländern konnte ihm nicht bestritten werden.

Erst im dreizehnten Jahrhundert, als das glorreichste Geschlecht unserer Kaiser, das edle Haus der Hohenstaufen, in dem unversöhnlichen Kampfe mit der römischen Hier-

archie unterlag, wagte Frankreich im Bunde mit dem Papst, sich an den Rechten und an der Ehre des Deutschen Reiches zu vergreifen. Das Reich, ohne Kaiser, zerrüttet durch die Umtriebe des Papstes, von Bürgerkriegen zerfleischt, konnte auf die Übergriffe des westlichen Nachbars nicht achten. Frankreich riß das Erbe der Hohenstaufen in Neapel und das burgundische Königreich an der Rhône (das Arelat) an sich, und ein französischer Prinz[1] war es, auf dessen Befehl der letzte Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses unter dem Henkerbeile fiel.
Erinnert man sich nun, daß Gallien seine Wiedergeburt und neue Blüte nur den Deutschen verdankte und daß es von deutscher Seite her nie in seiner Entwickelung gestört noch beunruhigt worden war, so erscheint diese Handlungsweise Frankreichs gegen unsere schwäbischen Kaiser keineswegs edel. Deutschland hatte das um Frankreich nicht verdient.
Wir wollen hier nur kurz erwähnen, daß Frankreich in seinen ungerechten Anmaßungen fortfuhr, daß es seine Prinzen wie auf den neapolitanischen, so auch auf den ungarischen Thron setzte, um das Deutsche Reich von allen Seiten zu umfassen, daß es den Papst, mit dem es sich anfangs nur verbündet, bald sich völlig unterwarf, ihn von Rom nach Avignon versetzte, gleichsam in ehrenvoller Gefangenschaft hielt und fort und fort zu Maßregeln nötigte, die dem Deutschen Reiche in hohem Grade verderblich waren. Die ganze lange Regierung Kaiser Ludwigs des Bayern[2] war ein verzweiflungsvoller Kampf gegen diese Umstrickung römisch-französischer Intrigen. Erst der Klugheit und Ausdauer der nachfolgenden Kaiser aus dem luxemburgischen Hause gelang es,

[1] Karl von Anjou, ein Sohn Ludwigs VIII. von Frankreich, ließ den letzten Hohenstaufen Konradin 1268 in Neapel enthaupten. – [2] 1314–1347.

das römisch-französische Bündnis aufzulösen, den Papst wieder nach Rom zurückzuführen und Frankreich in Schranken zu halten, während zugleich die französischen Dynastien in Neapel und Ungarn in ihren eigenen Lastern untergingen.

Doch hatte sich ein Zweig des französischen Königshauses in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich festgesetzt. Das waren die neuen Herzoge von Burgund, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf Kosten unseres Reiches nicht geringe Erwerbungen machten, bald durch Heirat, bald durch Erbschaft, bald durch List, bald durch Gewalt. Schon hatten Philipp und sein Sohn Karl der Kühne von Burgund sich der Franche Comté, Luxemburgs und der gesamten deutschen Niederlande auf diese Weise bemächtigt. Schon hatte Karl auch das Elsaß pfandweise an sich gebracht, als er auch Lothringen und die Schweiz zu erobern, das ganze linke Rheinufer zu beherrschen und die Königswürde anzunehmen trachtete. Wenn ihm dieser Plan gelungen wäre, so würde der französische Geist, der an seinem Hofe ausschließlich vorherrschte, ein ungemeines Übergewicht auf Kosten des deutschen erlangt haben. Das fühlte man. Nur ungeduldig ertrugen die Niederländer das Joch des undeutschen Fürsten. Blutige Empörungen der Flamländer und Lütticher waren nur mühsam unterdrückt worden. Das deutsche Oberland aber kam der Gefahr zuvor. Das Elsaß erhob sich, und der Landvogt des Burgunders wurde zu Breisach vom Volke gerichtet. Die Schweiz erhob sich, und der stolze Karl unterlag in wenigen, aber alles entscheidenden Schlachten[1]. Er selber fiel, und sein ganzes Erbe, soweit es deutsches Reichsland gewesen, und dazu noch Flandern kamen an Haus Österreich; die übrigen

[1] Bei Grandson und Murten 1476; gefallen 1477 bei Nancy.

französischen Lehen des Herzogtums Burgund fielen an Frankreich zurück.

Wollte nun Frankreich, auf jene Erinnerung gestützt, noch irgendeinen historischen Rechtsanspruch an Flandern machen, so würde Deutschland mit noch mehr Recht das Arelat reklamieren können.

Das natürliche Übergewicht des Deutschen Reiches war wiederhergestellt. Frankreich aber vermochte nicht Ruhe zu halten. Es konnte der Lust nach unrechtmäßigen Eroberungen nicht mehr widerstehen, und da es nicht wagen durfte, Deutschland selbst anzugreifen, so zog es wider Italien, indem es auf die herkömmliche Trägheit der Deutschen rechnete, die sich nicht beeilen würden, für Italien große Anstrengungen zu machen. Frankreich hatte nicht das geringste Recht auf Italien, man müßte denn seinen Anspruch auf Neapel, das es einst auf so unrechtmäßige Weise den Hohenstaufen entrissen hatte, für einen legitimen halten. Aber Frankreich wollte nicht bloß Neapel, es wollte auch Oberitalien. Es veranlaßte lange blutige und verheerende Kriege ohne irgendeinen triftigen Grund, rein aus Habgier. Aber es erreichte seinen Zweck nicht. Sein König[1] wurde zu Pavia gefangen und gedemütigt. Der Deutsche Kaiser Karl V. blieb Herr in Italien wie in Spanien, was ihm als Erbe zufiel. Doch beging er den politischen Fehler, seine großen Besitzungen zu teilen, die gesamten Niederlande und die Freigrafschaft Burgund vom Deutschen Reiche abzureißen und mit Neapel und Mailand seinem Sohne Philipp II. von Spanien zu geben, während sein Bruder Ferdinand nur den Rest behielt.

Gleichzeitig begann die große deutsche Reformation, und

[1] Franz I., 1515–1547 König von Frankreich, 1525 bei Pavia von Karl V. gefangengenommen.

leider gaben die Parteiungen, die infolge derselben unser Reich zerrissen, Frankreich bald eine neue Gelegenheit zu räuberischen Übergriffen. Die Protestanten unterlagen im Schmalkaldischen Kriege. Da übte Kurfürst Moritz von Sachsen, der bisher auf der Seite des Kaisers gegen die Protestanten gestritten hatte, den bekannten Verrat und verband sich mit Frankreich für die protestantische Sache gegen den Kaiser. König Heinrich II. von Frankreich brach in die Grenzen des Reiches ein, vor sich hersendend ein revolutionäres Manifest, das den Deutschen die Freiheit verkündete und mit einem Freiheitshut und Dolch sinnbildlich geschmückt war. Wer gab ihm ein Recht, die Deutschen zur Empörung gegen ihren Kaiser aufzurufen? Nie hatten sich die deutschen Kaiser in die inneren Angelegenheiten Frankreichs gemischt. Allerdings war Heinrich II. vom Kurfürsten Moritz eingeladen. Ist es aber völkerrechtlich, der Einladung eines Empörers zu folgen, um ein Nachbarland zu beunruhigen? Heinrich II. wollte die Freiheit der Deutschen, zunächst ihre Glaubensfreiheit, retten. Aber war es ihm damit irgendein Ernst? Er selbst war und blieb katholisch und mit so viel Fanatismus, daß er alle Bekenner des lutherischen Glaubens in Frankreich lebendig verbrennen ließ und in eigener Person diesen Autodafés beiwohnte. Indem er nun die Deutschen mit der groben Lüge zu betören hoffte, daß es ihm um die Rettung ihrer Glaubensfreiheit zu tun sei, ging er auf nichts anderes aus als auf irgendeine Eroberung an den deutschen Grenzen, die ihm bei der allgemeinen Verwirrung im Reiche nicht entgehen konnte. Er bemächtigte sich mit List und Gewalt der drei Städte und Bistümer Metz, Toul und Verdun[1] und durfte sie behalten, da die uneinigen

[1] Im Jahre 1552.

Deutschen ihre Kräfte gegeneinander kehrten, anstatt sich vereinigt des Reichsfeindes zu erwehren. Metz, bisher eine freie deutsche Reichsstadt, die noch unlängst sich zum Luthertum neigte, verlor ihre alte Freiheit und wurde in eine französische Provinzialstadt verwandelt. Auch die Glaubensfreiheit, für welche der König zu streiten vorgegeben, wurde gänzlich unterdrückt, das lutherische Bekenntnis bei Todesstrafe verboten.

Der leidenschaftliche Haß der beiden Kirchenparteien in Deutschland steigerte sich immer mehr und brach endlich in jenen langen Kampf aus, der unter dem Namen des Dreißigjährigen Krieges ein so schreckliches Andenken hinterlassen hat. An diesem großen Bürgerkriege der Deutschen nahmen Schweden und Frankreich teil, beide unter dem Vorwand, den Protestanten gegen den Kaiser beizustehen, beide aber in der wahren Absicht, Eroberungen in Deutschland zu machen. Schweden kann dabei vieles zu seiner Entschuldigung anführen. Die jüngste Geschichtschreibung der Deutschen ist in der Tat zu freigebig mit Vorwürfen gegen den König Gustav Adolf gewesen. Er wollte erobern, er hatte sogar den kühnen Gedanken, Deutscher Kaiser zu werden. Gut, wir zweifeln nicht daran. Aber wenn er seinen Plan durchgesetzt hätte, wäre denn das ein Unglück für uns gewesen? Er war ein Fürst germanischen Stammes, er würde so ganz Deutscher geworden sein, daß Schweden fortan nur noch als eine deutsche Provinz hätte gelten können. Überdies war es ihm mit dem Kampf um die Glaubensfreiheit Ernst. Er war als Protestant geboren und erzogen und innig von der Wahrheit überzeugt, die damals unterdrückt werden sollte. Mischte sich auch in seine Empfindung politischer Ehrgeiz, – wer mag behaupten, daß die Frömmigkeit dieses edlen Königs bloß Maske gewesen sei? Sie war es

nicht. Sein Andenken muß allen Protestanten heilig bleiben.

Schweden also war berechtigt, sich in den Dreißigjährigen Krieg einzumischen, den hartbedrängten Protestanten beizustehen. Aber Frankreich? Was wollte denn Frankreich? An der Spitze dieses Reiches stand damals ein Kardinal[1] und neben ihm ein Kapuziner, der berüchtigte Pater Joseph, die im Namen des noch unmündigen Königs regierten. Ein Kardinal und ein Mönch! Konnten sie es wohl mit der Sache der Protestanten ehrlich meinen? Und doch scheuten sie sich nicht, das Gaukelspiel Heinrichs II. zu erneuern und abermals zu verkünden, sie wollten für die Glaubensfreiheit der deutschen Protestanten kämpfen. Ihr Zweck war kein anderer, als Deutschland in einem Augenblicke zu berauben, in welchem es zu schwach war, sich zu verteidigen. Frankreich handelte wie ein Dieb, der in eine brennende Stadt kommt, nicht um zu löschen, sondern um zu stehlen. Es hatte nicht das geringste Recht, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Das Volk in Deutschland sah dies sehr wohl ein und machte zwischen Schweden und Franzosen einen großen Unterschied. Es begrüßte den König Gustav Adolf als Retter, es warf sich vor ihm auf die Knie und erflehte seinen Segen. In dem sogenannten Retter dagegen, der mit französischen Truppen über den Rhein kam, in dem General Turenne, sah es nur einen Räuber und Mordbrenner. Tausend öffentliche Stimmen jener Zeit, fliegende Blätter, Relationen und Promemorias sprachen für die Schweden, nicht eine für die Franzosen...

Alles, was Frankreich erwarb, erwarb es auf Kosten Deutschlands. Der Verlust des alten Königreichs Bur-

[1] Kardinal Mazarin führte während Ludwig XIV. Minderjährigkeit neben der Königin-Mutter Anna die Regentschaft.

gund und Neapels sowie der Freigrafschaft Burgund, Welsch-Lothringens und des welschen Arras usw. war ein großer politischer Verlust, wenn auch kein nationaler. Durch den Verlust des Elsaß und Deutsch-Lothringens aber wurden wir überdies tief in unseren nationalen Interessen verletzt. Diese schönen Landschaften wurden wie ein gesundes Glied vom lebendigen Körper von Deutschland abgeschnitten und dem Einfluß einer fremden Nationalität unterworfen. Das schlimmste aber war, daß durch dieses Beispiel klar bewiesen wurde, die Deutsche Nation habe ihren alten Vorrang in Europa verloren. Bisher hatten nur romanische und slawische Völker deutschen Herren gehorcht. Jetzt gehorchten zum ersten Male deutsche Völker einem fremden Herrn. Was der romanische Staat im Westen getan, das tat nun auch bald der slawische im Osten, und kaum hatte Frankreich uns das Elsaß genommen, so nahm uns Rußland auf der anderen Seite auch das deutsche Livland weg.

Da wir im Felde den Franzosen unterlegen waren, uns von ihnen deutsche Provinzen ungestraft hatten entreißen lassen, unterlag folgerechterweise auch der deutsche Geist dem französischen. Die äußeren Verluste hielten mit der inneren Entartung Deutschlands gleichen Schritt. War es Ursache oder war es Wirkung, gleichviel, das Gefühl für unsere Nationalehre und die Kraft und Treue, mit welcher der Deutsche sonst an seiner Nationalität hing, erstarben in dem Maße, in welchem die Franzosen siegreich gegen Deutschland vorschritten.

Die deutschen Höfe und der deutsche Adel nahmen sich den Hof Ludwigs XIV., seinen Despotismus, seinen Geschmack und seine Ausschweifungen zum Muster. Sie unterdrückten die altdeutschen, volkstümlichen, sowohl ständischen als städtischen Freiheiten. Bereitwillig nah-

men sie das System Ludwigs XIV., die neuen Lehren der absoluten Gewalt an und dienten der großen gallisch-römischen Reaktion gegen den Germanismus freiwillig zu Organen... Das bisher so lange besiegte romanische Element, welches unter der heiligen Fahne der römischen Hierarchie vergeblich gegen das deutsche Element gekämpft und durch die Reformation zurückgeworfen war, erlangte nunmehr unter der weltlichen Fahne des französischen Despotismus einen unbestrittenen Sieg. Jede Volksfreiheit, jede altertümliche Volksvertretung auf deutschem Boden wurde vernichtet oder zu einer leeren Formalität herabgewürdigt. Alle deutschen Regierungen nahmen die französischen Formen, den Zentralismus der Gewalt, die Bürokratie an. In den modernen Formen wiederholten sich aber nur wieder die Formen des altrömischen Kaiserreichs mit seinen Statthalterschaften und Präfekturen. Deshalb gewann auch jetzt erst das altrömische Recht, nachdem es lange mit den deutschen Landes- und Stadtrechten im Streit gelegen, festen Boden in Deutschland, was nimmer hätte geschehen können, wenn ihm nicht das Streben nach absoluter Regierungsgewalt zu Hilfe gekommen wäre. Zugleich nahmen Höfe und Adel in Deutschland die französische Sprache an und schämten sich, länger ihre gute alte Muttersprache zu reden. Somit wurde auch die deutsche Literatur von den Großen verachtet und die französische eingeführt. Desgleichen verschwand bei den Fürsten und beim Adel die strenge deutsche Sitte. Sie machten Bildungsreisen nach Paris und brachten alle Moden von dort mit nach Deutschland. Unzählige Lustschlösser, selbst geistliche, zeigten dem erstaunten Bürger und Bauern in Deutschland die wiedererstandene Pracht und Schwelgerei römisch-heidnischer Feste voll Mythologie und Unzucht. Desglei-

chen verschwand an den Höfen und beim Adel die alte schöne Tracht, und jede neue Mode aus Paris wurde in Deutschland zuerst von den Vornehmen, endlich auch vom Bürgerstande nachgeahmt. Das Kleid macht einigermaßen den Mann, es war also allerdings nicht gleichgültig, daß sich Deutschland herabwürdigte, bedientenmäßig die abgetragenen Kleider der Franzosen anzuziehen. Es ist überdies merkwürdig, daß die neuen französischen Moden, obgleich sie beständig ohne alle Not wechselten, sich doch nie ins Schöne, sondern umgekehrt immer ins Häßliche veränderten und im ganzen nur eine Musterkarte alles möglichen Unnatürlichen, Ungesunden und Unschönen darstellten. Von den Allongeperücken, Reifröcken und Manschetten unter Ludwig XIV. bis zu den Fracks und Plusärmeln herab bieten alle französischen Moden zusammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was sich in bezug auf Kleidsamkeit, Würde, Schönheit und Zweckmäßigkeit mit den älteren Nationaltrachten messen könnte. Es liegt eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte in dieser Fügsamkeit Europas unter eine Gesetzgebung des Häßlichen. Zugleich ist aber auch damit die ganze Unnatur der französischen Suprematie symbolisch ausgedrückt.

Endlich griff der französische Einfluß auch tief in die scheinbar von ihm unabhängig gebliebene, ja ihm scheinbar opponierende deutsche Literatur ein. Es ist wahr, mit Lessing begann eine Reaktion der deutschen Literatur gegen die französische, und in der Bekämpfung der Gottschedschen, d. h. der französischen Schule, kräftigten sich fast alle jungen Geister, die mit und seit Lessing der deutschen Wissenschaft und Dichtkunst einen neuen Schwung gaben. Allein wenn diese Geister den direkten Einfluß Frankreichs mutig und bestimmt zurückwiesen, so waren

sie doch um so mehr, ohne es selbst zu ahnen, seinem indirekten Einfluß unterworfen. Ohne das Beispiel der französischen Literatur nämlich hätten sich die deutschen Schriftsteller nie so weit vom christlichen Standpunkt entfernt und so weit dem heidnisch-antiken genähert, wie sie getan haben. Und ohne die von Frankreich her entlehnten despotischen Regierungsformen wären die deutschen Schriftsteller nie so weit vom nationalen und patriotischen Standpunkt entfernt und auf den einerseits ganz individuellen, andererseits kosmopolitischen Standpunkt getrieben worden, wie es wirklich der Fall war. Mit den Leidenschaften der Reformation ging auch der kirchliche Geist der deutschen Schulen schlafen und wurde durch nichts ersetzt als durch die klassischen Studien und durch die französische Modeliteratur. Die jungen Geister in Deutschland gewöhnten sich daher unwillkürlich an heidnische und undeutsche Vorbilder und hatten kaum einen Begriff von der Fülle deutschen Geistes und Kunstlebens, wie es sich im Mittelalter entfaltet hatte. Wenn sie sich nun auch gegenüber den Franzosen fühlen lernten, so geschah es doch nur, um in der Nachahmung des Antiken mit ihnen zu wetteifern, indem sie das Antike reiner aufzufassen sich rühmten als die Franzosen; und wenn sie eine Ahnung hatten, daß es damit noch nicht genug getan sei und daß aus der germanischen Wurzel noch schönere Blüten der Kunst wiederaufzuwecken seien, als die ihnen das Treibhaus der Klassizität brachte, so wußten sie doch diese Wurzel im vaterländischen Boden selbst noch nicht aufzufinden und borgten alle Waffen der germanischen Reaktion von den stammverwandten Engländern.

Die Geister in Deutschland waren aller Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet, durch die

despotischen und aristokratischen Regierungsformen von aller Mitwirkung in Staatsangelegenheiten ausgeschlossen, auf ärmliche Schulämter oder fürstliche Gnadengehalte angewiesen, von außen eingeschüchtert und auf die Welt der Phantasie angewiesen. Sie gehörten irgendeiner selbständigen Provinz an, aber sie kannten das Deutsche Reich als ein Ganzes nur noch in einer Karikatur, über die damals schon alles spottete. Deshalb bildeten sie sich zu irgendeinem Brotstudium, zu einem Amte in ihrer Provinz und darüber hinaus zu Weltbürgern. Indem sie allerdings inne wurden, daß sie sich auf einem Extrem des Kleinlichen befanden, daß ihr nächster Beruf ein äußerst enger und beschränkter sei, fielen sie sogleich in das andere Extrem und suchten einen grenzenlosen Kreis der Tätigkeit wenigstens ihres Geistes und ihrer Gefühle. Sie widmeten sich der Welt (unter dem damals äußerst beliebten Titel Kosmopoliten, d. h. Weltbürger) oder der Menschheit unter dem ebenso beliebten Namen der Humanität. Von der deutschen Nationalität aber und von den Interessen des Vaterlandes war nicht die Rede. Der engherzige Provinzialismus der gemeinen Leute erhob sich nicht so weit, und die Genies flogen darüber hinaus ins Blaue des allgemein Menschlichen...

In so ausgedehntem Maße durchdrang uns die französische Bildung, ohne daß Frankreich umgekehrt irgendeinen Einfluß von Deutschland her angenommen hätte. Es war damals vielmehr als bekannt angenommen, die Franzosen seien das Mustervolk der Kultur, das sich zu den übrigen europäischen Völkern verhalte, wie sich einst die Griechen verhalten hatten zu den umwohnenden Barbaren, Szythen usw. Die Franzosen affektierten nicht nur eine unsägliche Verachtung gegen die Deutschen, sondern waren wirklich davon erfüllt. In Deutschland ließ man

sich dies gefallen, denn der große Friedrich selbst erkannte unbedingt den Vorzug der Franzosen an. Die helleren Köpfe und die stolzeren Gemüter, die damals aufstrebten, ließen sich, wenn sie auch vieles an den Franzosen mißbilligten und das Deutsche dagegen zu Ehren zu bringen beflissen waren, doch durch die schöne Sprache und durch die blendenden Ideen derjenigen, damals unermeßlich populären, französischen Philosophen imponieren, die nach Rousseaus Vorgang eine Wiedergeburt der ganzen Menschheit, die Verwirklichung eines idealen Staates, die Erfüllung aller Träume der Weltverbesserer verhießen. Die Kantische und Fichtesche Philosophenschule, der in der protestantischen Theologie zur Herrschaft strebende Rationalismus, viele begeisterte Dichter und Geschichtschreiber teilten diese Sympathien. Wie aber auch sonst deutsche Gelehrsamkeit und deutsches Gemüt in wissenschaftlichen Werken und Dichtungen sich unabhängig vom französischen Einfluß auf mannigfache Weise geltend machten, so gab es doch damals nirgends in Deutschland eine eigentliche Nationalpartei, nirgends einen Zentralpunkt für eine nationale Opposition und Reaktion gegen die von allen Seiten eindringenden französischen Ideen, nirgends ein patriotisches Bewußtsein, das sich mit Entschiedenheit dem Strome entgegengestemmt hätte.
Dies war die Stellung des Germanismus zum Gallo-Romanismus in der Zeit unmittelbar vor der Französischen Revolution...

Das arme Deutsche Reich! Es mußte allen diesen Wechseln in Frankreich zusehen und unter jedem aufs neue leiden. Unter wie vielen falschen Vorwänden, für welche ganz entgegengesetzten Prinzipe waren die Franzosen nicht schon zu uns gekommen, um uns unter der Maske

von Hilfsleistung zu berauben! Das alte Königreich Burgund entrissen sie uns im Namen des Papstes und der alleinseligmachenden Kirche. Die lothringischen Bistümer und das Elsaß entrissen sie uns im Namen der Reformation, als Beschützer der Lutheraner. Straßburg und die Republik Holland griffen sie an im Namen der absoluten Monarchie. Spanien, Neapel, Burgund und Lothringen gewannen sie im Namen der Legitimität, und endlich Holland, die Niederlande, das ganze linke Rheinufer und die Schweiz vereinigten sie oder verbündeten sie wenigstens aufs engste mit Frankreich im Namen der Freiheit und des republikanischen Prinzips. Viermal wechselten sie das Prinzip, aber mit jedem stahlen sie uns ein Land weg. Und so war es denn wenigstens aufrichtig, daß Napoleon keinen Vorwand mehr brauchte, die scheinheilige Maske der Prinzipe wegwarf und offen als Räuber auftrat, indem er das Interesse allein als Zweck der Politik gelten ließ und kein Mittel, denselben zu erreichen, verschmähte...

Dieses große Kriegsgenie fand in Deutschland die halbe Arbeit schon getan. Das linke Rheinufer samt den beiden Flanken unserer Stellung, die Schweiz hier, Holland dort, waren uns bereits entrissen, Preußen bereits von Österreich getrennt und neutral, als Napoleon die Rosse seines Siegeswagens zum ersten Male über Deutschlands Fluren jagte. Er hätte nicht halb der große Mann sein dürfen, der er wirklich war, und er hätte uns dennoch überwältigt...

Wird Deutschland wohl je einsehen, daß es Frankreich immer nur darum zu tun ist, die eine Hälfte Deutschlands durch die andere oder nach der anderen zu schlagen, da es dem Ganzen nie gewachsen ist?..

Nie zuvor, in zwei Jahrtausenden, seit man die deutsche

Geschichte kennt, waren alle Deutschen einem fremden Willen unterworfen gewesen. Nie hatten uns die Römer bezwungen, selbst Attila hatte nur einen Teil der Deutschen unterworfen, die anderen stritten unter unabhängigen Fürsten gegen ihn und besiegten ihn. Erst jetzt zum ersten Male, im Jahre 1812, waren alle Deutschen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienstbar, mußten alle deutschen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen stellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen.

Da diese Schande an der Nation offenbar wurde, bei der seit zweitausend Jahren die Herrschaft Europas gewesen, schien der Himmel selbst sie unerträglich zu finden und gab dessen ein Zeichen, um die Menschen zu erinnern, was sie auch ohne ihn hätten tun sollen. Wahrlich, jene großen Schrecken der Natur, die Napoleons Fall verkündeten, gereichen der deutschen Nation zu tiefer Beschämung.

Jetzt erst riß diese Nation sich auf in wildem Mut, racheglühend, schrecklich wie die Natur, deren Zeichen sie gesehen. Aber die Begeisterung kam in der Tat etwas spät. Staunend muß man fragen, warum die Deutschen jetzt erst taten, was sie schon lange hätten tun können? Wie viele Provinzen, wie viele Millionen hatten sich die Deutschen seit den Zeiten Ludwigs XIV. entreißen lassen! Mit den Mitteln, die man fahrlässig den Franzosen preisgab, hätte man sie schon vor mehr als hundert Jahren bis über die Seine jagen können. Eine Vereinigung der Fürsten, ein allgemeines Volksaufgebot hätte schon weit früher stattfinden können und würde ein ebenso günstiges Resultat gehabt haben wie 1813.

Indes liegt es im Naturell des deutschen Volkes, daß es sich zu allen Dingen Zeit nimmt. Es hat auch die Re-

formation erst nach langer Prüfung der Geduld vollbracht. Wenn auch spät, geschah doch endlich, was not tat. Die deutschen Fürsten vereinigten sich, das deutsche Volk stand auf in Masse, und mehr bedurfte es nicht, um Frankreichs ganze Macht und den Helden des Jahrhunderts zu besiegen. Der Eifer und das Talent der deutschen Heerführer, die Begeisterung und Tapferkeit der Heere selbst waren außergewöhnlich, und zwar hauptsächlich deswegen, weil der Krieg von der ganzen Nation als solcher geführt wurde. Dies gab ihm den Nachdruck, dies die seltene Begeisterung und schickte vor den Armeen den Schrecken her, dem nichts widersteht. Wenn ein so großes Volk, wie das deutsche, in Zorn gerät und aufsteht in Masse, muß Frankreich zittern, und wenn es zehn Napoleons hätte...

Gleichwohl war es gefährlich, den Franzosen soviel Macht, ja sogar den Besitz deutscher Provinzen und einen so wichtigen militärisch-politischen Vorposten wie Straßburg zu lassen. Es war gefährlich, Napoleon allein zum Sündenbock zu machen und allen Fluch auf ihn zu laden, Frankreich selbst aber zu schonen, da die Geschichte lehrt, daß Napoleon ja nur fortsetzte, was lange vor ihm die französischen Könige Übles an uns getan. Nicht Napoleon war die Hauptsache und Frankreich Nebensache, sondern Frankreich war die Hauptsache und Napoleon Nebensache. Napoleon war eine vorübergehende Erscheinung, Frankreich blieb. Mit Frankreich hatten wir es schon vor Jahrhunderten zu tun, mit ihm werden wir es noch in Jahrhunderten zu tun haben. Also nicht auf die Schwächung Napoleons, sondern auf die Schwächung Frankreichs kam es an...

Es ist eigentlich kläglich, daß wir nach einer zweitausendjährigen Nachbarschaft, nachdem wir so viele Schläge von

den Franzosen empfangen und ihnen so viele wieder zurückgegeben haben, sie doch immer noch nicht dahin bringen konnten, sich über ihre wahre Stellung zu uns zu verständigen. Das Studium der Geschichte blüht in Frankreich wie bei uns, tausend Mittel und Wege des Verständnisses stehen offen, und doch herrscht bei den Franzosen so sehr die blinde Leidenschaft vor, daß sie sich absichtlich in eine Illusion hinein lügen und die Wahrheit zu sehen, auch in ihrem hellsten Tagesglanz, verschmähen. Besonnene Erwägung, Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, die im Verkehr zweier so alter und so mächtiger Nachbarn stattfinden sollten und die wir immer bereit sind, einzuhalten, werden von den Franzosen verschmäht. Nur Gewalt soll entscheiden; so oft sie anderer Meinung sind als wir, gleich schlagen sie an den Säbel. Rückwärts und vorwärts soll die Geschichte verschwinden vor der Leidenschaft des Augenblicks. Wie die Erfahrungen der Vergangenheit, so werden die Gefahren der Zukunft verachtet. Allem trotzend, stürzt sich die Begierde auf ihren Gegenstand, gleichviel, wer dabei zugrunde gehen wird. Es ist immerhin traurig, nach so vielen Erfahrungen und im Jahrhundert des klarsten Bewußtseins wieder die Finsternis roher, barbarischer Triebe und das Reich der unvernünftigen Gewalt hereindrohen zu sehen, selbst wenn wir stark genug sind, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber wer steht uns dafür, daß uns nicht irgendeinmal eine Schwäche anwandeln wird, daß wir nicht in Konflikte der inneren oder äußeren Politik geraten werden, wobei unsere Wachsamkeit und unsere Kraft erschlaffen? Was haben wir dann von einem Nachbar zu fürchten, der kein Recht anerkennt als die Gewalt und der sich nicht schämt, offen zu bekennen, daß er heute noch wie in den Jahrhunderten des Faustkampfes nur darauf lauere,

uns einmal schwach, uneinig oder unachtsam zu finden, um uns aufs neue räuberisch anzufallen?

Unsere Aufgabe ist daher, wenn wir den alten bösen Nachbar nicht belehren können, wenigstens uns selbst unser gutes Recht vollkommen klarzumachen, im ganzen Umfange deutscher Nation zum Bewußtsein zu bringen. Keinem Deutschen darf es verborgen oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutschland je miteinander abrechnen, alles Soll auf seiner, alles Haben auf unserer Seite steht. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom – nicht Deutschlands Grenze. Geht man vom historischen Recht aus, so ist alles, was Frankreich seit dem dreizehnten Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutschland gewesen, so sind alle burgundischen und lothringischen Lande unser altes, uns widerrechtlich entrissenes Eigentum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reklamieren als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen; demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsasses geheiligt, aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die

übrigen Teile des linken Rheinufers aus. Wenn nun aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland gesichert haben und noch sichern, und die wir immer redlich anerkannt haben, obgleich sie uns sehr nachteilig sind – wenn Frankreich selbst diese Verträge bricht und Krieg beginnt, so sollten wir uns in dem festen Entschluß vereinigen, so Gott will und der gerechten Sache den Sieg verleiht, jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen, sondern das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat.

Unsere Aufgabe ist ferner, den politischen Verstand, der nach und nach unter uns zurückzukehren scheint, nachdem wir ihn jahrhundertelang verloren hatten, immer besonnener und gründlicher auszubilden, d. h. alle Fragen des Tages, es mag um ein Prinzip oder um ein Partikularinteresse gestritten werden, aus dem höheren nationalen Gesichtspunkt anzusehen und über inneren Zwistigkeiten nie die auswärtige Politik zu vergessen. All unser Unglück hatte nur diese Vergessenheit zur Quelle. Nur weil wir Deutschen untereinander haderten um Meinungen oder um Provinzialinteressen und darüber versäumten, unsere Grenzen nach außen zu wahren, konnten die Nachbarn uns berauben und schwächen. Vieles ist geschehen, um die Wiederkehr so heilloser Zerwürfnisse in Deutschland für die Zukunft zu verhindern. Die deutschen Volksstämme hegen die frühere unvernünftige Eifersucht gegeneinander nicht mehr oder weit nicht mehr in dem Grade wie früher. Auch die Dynastien stehen sich näher und finden ihr Interesse jetzt in einer übereinstimmenden Politik weit besser geschützt als ehemals in der Trennung.

Nur der Streit um Meinungen und Überzeugungen, um Verfassungs- und Kirchenfragen ist noch lebhaft rege und seiner befriedigenden Lösung noch nicht nahe. Ist es aber zuviel verlangt von einer so großen, alten, erfahrenen und durch und durch gebildeten Nation, wie die deutsche, wenn man ihr zumutet, sich nicht in sich selbst zu verfeinden, solange ihr noch so viele Feinde von außen drohen? Der Gegenstand, über den man sich verfeindet, sei, welcher er wolle, der Erfolg wird immer sein, daß jeder unserer inneren Zwiste vom Auslande zu unserem Verderben benutzt werden wird. Wir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten. In solcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem scheinbar sehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geschehe, uns einander selbst feindlich gegenüberzustellen. Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von außen.

Das Land und Volk der Kurden

.. Wenn je ein Volk, so sind die Kurden an die Scholle gebunden. Als Erben einer sehr alten Bodenkultur hausen sie in den Tälern des kleinarmenischen Hochlandes, verabscheuen die Ebene, in welcher die klaren Bäche ihrer heimatlichen Gebirge versiegen, und erfreuen sich dort trotz eines strengen Winters eines langen und schönen Sommers. Nur sehr wenige von ihnen sind wandernde Hirten, fast alle ein wesentlich Ackerbau treibendes Volk, und nur insofern Nomaden, als sie, je nachdem die Hitze in den niederen Tälern drückend wird und die Strahlen der Sonne die Alpenweiden vom Schnee entblößen, ihre Herden eine Stufe höher hinauftreiben und dabei ihre

Häuser einstweilen gegen Zelte aus schwarzem Ziegenhaar vertauschen.

Ganz in Übereinstimmung mit dieser Lebensweise ist, daß man innerhalb des von ihnen bewohnten Bezirks nur Dörfer, nirgends aber einzelne Gehöfte und ebensowenig größere Städte findet. Diese liegen nicht in, sondern um Kurdistan. Wenn man eine Linie über Diarbekr, Mardin, Nisibin, Dschesireh-Ibn-Omar, Wan, Musch, Paluh, Derindeh, Marasch und Andiaman zieht, so umfaßt diese das eigentliche Kurdistan. Im Innern des so umgrenzten Gebietes trifft man selbst kleine Städte, wie Socho, Bitlis, Söört, Haßn-Kejfa, Schiro, Pertek Iroglu usw., welche überwiegend kurdische Bevölkerung haben, nur selten und nur in den Ebenen von Karput und Malatia die beiden Städte dieses Namens, welche von Bedeutung, aber auch entschieden nicht kurdisch sind. In diesen wie in den zuvor genannten größeren Städten findet eine wunderbare Mischung von Volksstämmen, Sprachen und Religionen statt. Die Christen, der ältere Teil der Bevölkerung, sind die Enkel der alten Assyrer und Chaldäer, mit später eingewanderten Armeniern vermischt. Die ersteren sind meist Jakobiten[1] und Nestorianer[2], die unter sich durch Meinungszwiespalt schroff geschieden sind; die letzteren der griechischen Kirche angehörig, mit Ausnahme einiger Proselyten, welche die Propaganda zu Rom und St. Lazaro zu Venedig gemacht hat. Mit ihnen mischten sich die benachbarten Kurden, und über diese Bevölkerung zog die Flut der Sarazenen hin, welche die Kreuzfahrer dort zu bekämpfen hatten, und

[1] Eine der griechischen Kirche verwandte Sekte Syriens, Anhänger der Lehre von nur einer (göttlichen) Natur in Christo (Monophysiten). Sitz eines ihrer Patriarchen in Diarbekr. – [2] Anhänger des Patriarchen von Konstantinopel Nestorius, der 431 wegen seiner Lehre von den zwei getrennten Naturen in Christo, der göttlichen und menschlichen, abgesetzt und verbannt wurde.

ließen einen größeren oder geringeren Niederschlag in allen zurück. Endlich nahmen die Türken Besitz von der Herrschaft, und auch die Juden, welche wie das Eisen im Weltall verbreitet sind, bleiben nicht aus.

Besonders gegen Süden ist die Heimat der Kurden scharf durch den Gebirgsfuß begrenzt. Über denselben hinaus streift schon der Araber, dort gibt es keine Dörfer, keinen Anbau mehr, und nur noch Städte mit Mauern gewähren die nötige Sicherheit gegen die Streifereien der letzteren. Als ein isolierter Außenposten sind die kurdischen Bewohner auf dem Sindschargebirge anzusehen, welches sich schroff und mauerartig aus der unabsehbaren Steppe Mesopotamiens erhebt. Im Norden und Osten hingegen verfließt die kurdische mit der armenischen Bevölkerung, und nur das hohe, ganz unzugängliche Waldgebirge nördlich von Palu, in welches bis jetzt weder ein türkisches Heer noch ein wißbegieriger Reisender eindrang, ist ihr ausschließliches Domanium. Die Unterwerfung dieses letzten Schlupfwinkels kurdischer Unabhängigkeit war von Hafiß-Pascha[1] beabsichtigt, eben als der Krieg gegen die Ägypter ihnen zu Hilfe kam und diesen Bezirk, wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus, der europäischen Forschung wieder verschloß.

Innerhalb der oben bezeichneten Raumausdehnung bewohnen die Kurden die Höhenzone von der Region der Fichte und Palamuteiche hinunter bis zu der des Oliven- und Granatbaums, von den schroffen Felswänden, aus deren Quellen und Schneedecken die Bäche rauschend hervorbrechen, bis zu den grünen Talgründen und Reisfeldern, die sie am Fuße der Berge in sanften Krümmungen durchziehen. Auf diesen Gürtel ist der Anbau

[1] Siehe S. 67 die Schilderung der Schlacht bei Nisib.

beschränkt, weil höher hinauf um eben die Zeit noch Eis und Schneemassen die Gipfel bedecken, wo abwärts in der wasser- und baumlosen Steppe die Sonne schon alle Vegetation versengt hat.

Die Kurdendörfer gewähren einen freundlichen Anblick. Wenn man sich ihnen nähert, so erblickt man schon aus der Ferne prachtvolle Gruppen von Nußbäumen, unter deren breitem Schatten die Wohnungen versteckt liegen. An der Quelle oder dem Bach, welcher niemals fehlt, erhebt sich ein Hain von Pappeln, welche zum Bau der Hütten unentbehrlich sind. Reichlich getränkt und unter einer befruchtenden Sonne erreichen sie in unglaublich kurzer Zeit eine außerordentliche Höhe, und eng aneinander gedrängt, wie die Halme eines Kornfeldes, gedeihen die Stämme schlank und gerade wie ein Schilfrohr. Je nach der höheren oder niederen Lage der Ortschaft ist sie von Weinbergen, Olivenpflanzungen, Gärten oder Kornfeldern umgeben, aber äußerst selten erhebt sich ein Minarett, dessen selbst die kleinste türkische Dorfschaft nicht entbehrt.

Die Seitenmauern der Wohnungen sind von einer Art Luftziegel aus Lehm und zermalmtem Stroh, ganz ohne Holz, erbaut und statt der Fenster nur mit wenigen engen Öffnungen versehen, welche hoch angebracht und nicht verschlossen sind, weil weder die Erfindung des Glases noch des Papiers bis in diese Berge vordrang. Der Eingang wird durch eine starke Tür aus Eichenholz geschlossen. Über diese Wand wird eine Lage von Pappelstämmen gestreckt, in Entfernungen von 9 Zoll auseinander, mit Zweigen bedeckt und über das Ganze eine Schicht Lehm und Kies, etwa 1 oder 1½ Fuß dick, gestampft. Die so entstandene Plattform dient der Familie zum nächtlichen Aufenthalt während des Sommers und ist

oft mit einer vier Fuß hohen Wand als Brustwehr umgeben. Die Häuser der Vornehmen haben zwei solche Stockwerke und sind zuweilen von Stein und meist an einer Seite mit einem viereckigen Turm versehen. Die ganze Einrichtung ist auf Verteidigung in den heimatlichen Fehden berechnet.

Im Innern der Wohnung findet man außer den kleinen Gemächern der streng abgesonderten Frauen ein größeres Gemach, das Selamlik der Türken. An dessen oberem Ende erblickt man den Kamin oder Herd zu ebener Erde, zu beiden Seiten auf einer niedrigen Estrade einige Kissen, und bei den Vornehmeren bedeckt ein Teppich den Boden. Dies ist die ganze Ausstattung.

Alle Ortschaften sind unter sich durch die halsbrechendsten Fußpfade verbunden, welche selbst auf Maultieren nicht ohne Gefahr zu passieren sind und dem ungewohnten Reiter Entsetzen einflößen. Jede Gemeinde genügt sich selbst, sie braucht und will keinen Verkehr mit den übrigen. Die Frauen weben die baumwollenen und halbseidenen Hemden, die rot- und schwarzgestreiften Stoffe zu den weiten Beinkleidern, die schwarzen Mäntel aus Ziegenhaar, welche nebst Bundschuhen und einer weißen Filzkappe den Anzug der Männer ausmachen. Zwischen einigen in die Erde gepflanzten Stecken weben sie die schönen und dauerhaften Teppiche, welche den Hauptluxus der Wohnungen ausmachen. Die Männer bestellen das Feld, warten ihre Herden und rauchen Tabak oder ziehen auf Fehden aus.

Die Zahl der kurdischen Bevölkerung anzugeben, ist selbst annäherungsweise sehr schwer, jedenfalls übersteigt sie eine halbe Million. Die große Mehrzahl derselben besteht aus Moslemin, an der persischen Grenze gibt es christliche Kurden, und auf dem Sindschar und am Süd-

rande ihres Gebietes wohnen Jeziden[1], von welchen die Türken annehmen, daß sie den Teufel anbeten, und die deshalb in Sklaverei verkauft werden dürfen. Die Armenier, welche in nicht geringerer Zahl unter ihnen wohnen, sind sämtlich griechische Christen. Alle Kurden haben eine nationale Ähnlichkeit. Ihre Hautfarbe ist nicht gebräunter als die der sie umgebenden Turkomanen und Armenier; sie sind meist von hohem, stämmigem Wuchs, die Nase ist gekrümmt, aber die Augen sitzen sehr nahe aneinander und geben ihnen oft das Ansehen, als ob sie schielten.

Eine besondere Gewandtheit und praktische Kenntnis beweist der Kurde in Anlegung von Wasserleitungen. Ohne alle Nivellierinstrumente ziehen sie die Wasserfäden von hochliegenden Quellen und Bächen oft stundenweit an den Gebirgswänden hin bis zu dem Punkt, wo sie des Elements bedürfen, welches hier die Bedingung aller Vegetation ist. Die Berglehnen sind oft bis in erstaunliche Höhe terrassenförmig aufgebaut wie in unseren kultivierteſten Weinländern, um eine Spanne tragfähigen Landes zu gewinnen, und Baumpflanzungen, Felder und Wasserleitungen bezeichnen vorzugsweise die kurdische Kultur.

So ist die Heimat und der heitere Himmel, an welchen dies Volk mit ganzer Seele hängt. Als Hafiß-Pascha im Jahre 1838 mit Feuer und Schwert die Bewohner des Karsann-Dagh bis in ihre höchsten und unersteiglichsten Schlupfwinkel getrieben, und als ihnen, die rings umstellt waren, die Lebensmittel zu mangeln anfingen, erschienen die Ältesten vor dem Zelt des Siegers, um seine Gnade anzuflehen. Der Pascha wußte kein anderes Mit-

[1] Religiöse Sekte, welche heidnische Überreste in mohammedanischer und christlicher Umdeutung bewahrt.

tel, dies Volk in treue Untertanen der Pforte umzuwandeln, als sie aus ihren unzugänglichen Gebirgen in die Ebene zu verpflanzen. Dort versprach er ihnen den zehnfachen Grundbesitz (er konnte in dieser Beziehung von unbegrenzter Freigebigkeit sein); er gelobte ihnen drei Jahre lang völlige Befreiung von allen Steuern und Aushebungen und schilderte ihnen die Reichtümer, die sie durch Seidenkultur und Pferdezucht gewinnen könnten, statt Maulbeeren zu pflücken und Schafe zu hüten. Aber man könnte ebensogut einem Fisch vorschlagen, künftig ein Nest zu bauen. Die Greise blickten kummervoll zum Himmel und gelobten alles, was man forderte. Reich beschenkt kehrten sie zu den Ihrigen zurück und erzählten, was sie erfahren. Da griffen Weiber und Kinder zu den Waffen, die Metzeleien mußten erneut werden und endigten erst mit der gänzlichen Besiegung der Widerspenstigen, aber das Projekt der Kolonisierung in der Ebene wurde als unausführbar aufgegeben.

Kurdistan ist ein Aggregat von lauter einzelnen Dorfschaften ohne allen weiteren Verband. Nur sehr selten erblickt man ein altes Raubschloß, auf hohen, unersteiglichen Berggipfeln aufgetürmt oder zwischen schroffe Talwände eingeklemmt. Sie dienen einigen wenigen Beis nicht als bleibende Wohnung, sondern als Zuflucht in Zeiten der Gefahr. Keiner dieser kleinen Fürsten übt eine beständige Herrschaft über einen größeren Teil des Landes, und nur in Zeiten der Not und Bedrängnis vermochten Männer wie Rewanduß-Bei, Vedehan-Bei und Sayd-Bei eine beträchtliche Schar ihrer Landsleute um ihre Fahnen zu versammeln. Diese fielen dann auch ebenso schnell wieder von ihnen ab, und jeder verteidigte ausschließlich nur seinen Herd. Hierin liegt die Schwäche des Volkes. Sie würden unbezwinglich sein, wären sie ver-

eint, aber die einen haben sich nie geregt, den anderen beizustehen, und während Reschid und Hafiß-Pascha irgendeinen Bezirk überzogen, freuten die übrigen sich in ihrer einstweiligen Freiheit, bis auch an sie die Reihe kam.

Gegen die Araber, die den völligen Gegensatz dieses Volkes bilden, haben die Kurden, indem ihre letzten Ansiedelungen in der Ebene von den Reiterscharen der Wüste zerstört wurden, ihre natürliche Grenze erreicht. Der arabische Löwe kann dem kurdischen Falken in seinen Gebirgsklüften nichts mehr anhaben, und umgekehrt dieser jenem nicht, ohne aus seinem Element herauszutreten. Der gefährlichste Feind der Kurden müßte wegen seiner unmittelbaren Nähe Persien sein, wenn dies Land nicht in gänzliche Unmacht versunken wäre...

Die Natur des Bodens erlaubt den Kurden nur selten, zu Pferde zu fechten. Ihre Reiter, auf trefflichen Rossen, sind meist noch mit Pfeil und Bogen oder mit langen Bambuslanzen bewaffnet, deren oberes Ende mit einem dicken Wulst von Straußfedern geschmückt ist, auch führen sie noch den kleinen runden Schild aus Flechtwerk und mit Häuten überzogen zu ihrem Schutz. Dagegen ist das lange Gewehr mit den schönen persischen Läufen, von damasziertem Eisen und oft noch mit Luntenschlössern versehen, eine furchtbare Waffe bei dem zu Fuß fechtenden Kurden in einem so schwierigen, oft fast unersteiglichen Terrain. Es liegt nach all diesem ein sehr starkes defensives Element in der kurdischen Nation, und man darf keineswegs glauben, daß die Russen nicht einen äußerst hartnäckigen Widerstand finden würden, sollten sie je die Eroberung des Landes versuchen. Sie würden hier auf denselben Fanatismus und auf alle die Schwierigkeiten eines dem russischen Soldaten vorzugsweise nicht zusagenden Gebirgskrieges stoßen, die sie schon seit langer

Zeit vergeblich im Kaukasus zu bewältigen streben, wo doch die Nachbarschaft und die See ihnen sehr zu Hilfe kommen.

Aus eben diesen Betrachtungen geht aber zugleich hervor, daß die Kurden in offensiver Hinsicht wenig zu fürchten sind. Die großen Städte zunächst außerhalb ihres Gebietes sind vielleicht eine Lockung für sie, um sie dann und wann zu plündern, nicht aber, um sie zu besitzen und um sich in ihren, von der Sonnenhitze glühenden Mauern einzuschließen. Mossul und Bagdad namentlich liegen ganz außer ihrer Wirkungssphäre. Wir möchten daher auch den neuen Aufstand keineswegs als eine Lebensfrage für die Fortdauer des Türkischen Reiches ansehen. Kurdistan ist diesem überhaupt nie chemisch verschmolzen gewesen, sondern es war nur mechanisch mit den übrigen Provinzen eine Zeitlang vermischt. Es ist im gegenwärtigen Zustande nicht wie Ägypten als ein fressender Krebsschaden, sondern wie ein abgelöstes Glied des großen Staatskörpers anzusehen, von welchem schon so viele Extremitäten abgestorben sind...

Einleitung zur „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71"[1]

Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen.

Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, welche nicht in Mit-

[1] Die Darstellung des Feldzugs von 1870/71 hat v. Moltke im Frühjahr 1887 begonnen.

leidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel.

Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können, aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind.

Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden als eine Volksvertretung von Weisen! Die großen Kämpfe der neueren Zeit sind gegen Wunsch und Willen der Regierenden entbrannt. Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag. Mexiko und Ägypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren. Weniger kommt es heutzutage darauf an, ob ein Staat die Mittel besitzt, Krieg zu führen, als darauf, ob seine Leitung stark genug ist, ihn zu verhindern. So hat das geeinigte Deutschland seine Macht bisher nur dazu gebraucht, den Frieden in Europa zu wahren, eine schwache Regierung beim Nachbar aber ist die größte Kriegsgefahr.

Aus solchen Verhältnissen ist auch der Krieg von 1870/71 hervorgegangen. Ein Napoleon auf dem Thron von Frank-

reich hatte seinen Anspruch durch politische und militärische Erfolge zu rechtfertigen. Nur eine Zeitlang befriedigten die Siege der französischen Waffen auf fernen Kriegsschauplätzen, die Erfolge des preußischen Heeres erregten Eifersucht, sie erschienen als Anmaßung, als Herausforderung, und man verlangte Rache für Sadowa. – Die liberale Strömung des Zeitalters lehnte sich auf gegen die Alleinherrschaft des Kaisers, er mußte Bewilligungen zugestehen, seine Machtstellung im Innern war geschwächt, und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle!

Über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I.[1]

In der Schilderung geschichtlicher Begebenheiten, wie sie auf die Nachwelt übergeht, bilden sich Irrtümer zu Legenden heraus, die später nicht leicht richtigzustellen sind.
Dahin gehören unter anderem die Erzählungen, welche die großen Entscheidungen unserer letzten Feldzüge mit besonderer Vorliebe und in hergebrachter Weise aus der Beschlußfassung eines zuvor versammelten Kriegsrats hervorgehen lassen.
So die Schlacht von Königgrätz[2].
Ich möchte in wenig Zügen die Verhältnisse bezeichnen, unter welchen ein Ereignis von so weitreichenden Folgen eingetreten ist.
Feldzeugmeister Benedek hatte bei seinem Vorrücken nach Norden sich gegen die von Osten über das schlesische

[1] Diesen Aufsatz schrieb v. Moltke im Jahre 1881, um die viel erörterte Frage des Kriegsrats endgültig zu klären. – [2] Zum folgenden vgl. S. 284.

Gebirge andringende preußische II. Armee zu sichern. Vier seiner Korps waren für diesen Zweck nach und nach in der rechten Flanke vorgeschoben und innerhalb drei Tagen sämtlich einzeln geschlagen worden. Sie schlossen sich demnächst dem Kern des österreichischen Heeres an, welcher inzwischen die Gegend von Dubenetz erreicht hatte. Hier standen nun, fast vollständig versammelt, am 30. Juni die österreichischen Streitkräfte tatsächlich auf der inneren Operationslinie zwischen beiden preußischen Armeen; aber die I. war fechtend bereits bis zu dem schon von Berlin als allgemeinen Vereinigungspunkt bezeichneten Gitschin, die II. ebenso bis an die obere Elbe vorgedrungen, beide so nahe, daß der Gegner die eine nicht angreifen konnte, ohne daß die andere ihm in den Rücken fiel. – Der strategische Vorteil war in den taktischen Nachteil umgeschlagen.

Unter diesen Umständen und nachdem er in den vorangegangenen Kämpfen bereits 40000 Mann verloren, gab der Feldzeugmeister das weitere Vordringen auf und trat in der Nacht zum 1. Juli den Rückzug auf Königgrätz an.

Die Bewegung von sechs Armeekorps und vier Kavalleriedivisionen in nur vier, nahe nebeneinander marschierenden, daher sehr tiefen Kolonnen, konnte selbst im Laufe des folgenden Tages noch nicht beendet sein. Sie führte zu einer engsten Versammlung zwischen Trotina und Lipa; wenn aber die Armee auch noch am 2. Juli in dieser stehenblieb, so wird das an der äußersten Ermüdung der Truppen und an der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit gelegen haben, aus solcher Anhäufung angesichts eines tätigen Gegners auf wenigen Übergängen hinter die Elbe zurückzugehen. Der österreichische Feldherr vermochte in der Tat nicht mehr zu operieren, sondern nur noch zu schlagen.

Merkwürdig ist, daß auf preußischer Seite weder das Vorgehen des feindlichen Heeres nach Dubenetz noch sein Rückzug nach Lipa erkannt worden ist. Der II. Armee blieben diese Bewegungen durch die Elbe verschleiert, und bei der I. war die Masse der Kavallerie in ein unbehilfliches Korps von mehr als 8000 Pferden zusammengehalten. Die den Infanteriedivisionen verbliebenen je vier Schwadronen vermochten natürlich nicht, dieselbe Aufklärung zu gewähren wie später, 1870, die Kavallerie bei zweckmäßigerer Formation.

Im Hauptquartier des Königs zu Gitschin fehlten sonach sichere Nachrichten. Man vermutete das Gros des feindlichen Heeres noch im Anmarsch und daß es sich in einer Stellung, die Elbe vor der Front, die Flügel an die Festungen Josephstadt–Königgrätz angelehnt, versammeln werde.

Dann gab es nur zwei Wege: entweder mußte diese überaus starke Stellung umgangen oder in der Front angegriffen werden.

Im ersten Fall bedrohte man von Pardubitz aus allerdings die Verbindungen des österreichischen Heeres so ernstlich, daß es sich vielleicht zum Rückzug entschloß. Zur Sicherung dieses Abmarsches mußte aber dann unsere II. Armee die I. ablösen und auf das rechte Ufer der Elbe übertreten. Dennoch konnte der Flankenmarsch der letzteren, hart an der feindlichen Front vorüber, leicht gestört werden, wenn genügende Flußübergänge vorbereitet waren.

Im andern Fall stand ein Erfolg nur zu erwarten, wenn mit dem frontalen Angriff der I. Armee ein Vorgehen der II. gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung verbunden wurde. Dazu mußte dann wiederum letztere am linken Ufer verbleiben.

Die absichtlich noch beibehaltene räumliche Trennung beider Armeen ermöglichte, die eine wie die andere Maßregel zu ergreifen, aber mir lag die schwere Verantwortung ob, Seiner Majestät vorzuschlagen, welche. Um zunächst noch beide Wege offenzuhalten, wurde angeordnet, daß General v. Herwarth Pardubitz besetzen, der Kronprinz, am linken Ufer der Elbe verbleibend, diesen Fluß sowie die Aupa und Metau rekognoszieren und die Schwierigkeiten beseitigen sollte, welche in der einen oder anderen Richtung einem Überschreiten entgegenstehen möchten. Prinz Friedrich Karl endlich erhielt ebenfalls schon am 2. Juli Befehl, falls sich größere Streitkräfte vorwärts der Elbe befänden, diese unverzüglich anzugreifen. Aber noch am Abend dieses Tages wurde dem Prinzen bekannt, daß das ganze österreichische Heer an der Bistritz aufmarschiert stehe, und der erhaltenen Weisung entsprechend ordnete er alsbald die Versammlung der I. und Elbarmee, nahe dem Feind gegenüber, in aller Frühe des folgenden Morgens an.

Mit der Meldung hierüber traf abends 11 Uhr General v. Voigts-Rhetz in Gitschin beim König ein, welcher ihn zu mir herüberschickte.

Diese Nachricht beseitigte alle Zweifel und nahm mir einen Stein vom Herzen. Mit einem „Gott sei Dank!" sprang ich aus dem Bett und eilte sogleich zum König, der am Marktplatz gegenüber wohnte.

Auch Seine Majestät hatte sich auf seinem niedrigen Feldbett bereits zur Ruhe gelegt. Er erklärte sich nach meiner kurzen Auseinandersetzung der Sachlage völlig einverstanden, am folgenden Tage mit Heranziehung aller drei Armeen die Schlacht zu schlagen, und befahl mir, die nötigen Ordres an den Kronprinzen zu erlassen, welcher nunmehr die Elbe zu überschreiten hatte.

Die ganze Verhandlung mit Seiner Majestät wird kaum mehr als zehn Minuten gedauert haben. Zugegen war niemand sonst.

Das ist der „Kriegsrat" von Königgrätz.

General v. Podbielski und Major Graf Wartensleben lagen mit mir in demselben Quartier. Die Befehle an die II. Armee wurden sogleich aufgesetzt und schon um Mitternacht in doppelter Ausfertigung auf zwei verschiedenen Wegen abgeschickt. Die eine, welche General v. Voigts-Rhetz mitnahm, gab dem Prinzen Friedrich Karl Kenntnis von allem Angeordneten, die andere ging direkt nach Königinhof.

Auf seinem nächtlichen Ritt von über sechs Meilen mußte Oberstleutnant Graf Finckenstein den Rayon des am weitesten zurückstehenden I. Armeekorps passieren. Er übergab dem Vorpostenkommandeur ein besonderes Schreiben zur sofortigen Beförderung an den Kommandierenden General, welches die unverzügliche Versammlung der Truppen befahl und ein selbständiges Vorgehen, auch noch vor Eintreffen von Befehlen aus Königinhof, anheimstellte.

Die Stellung der Österreicher am 3. Juli hatte kaum mehr als eine Meile Front. Gegen sie rückten unsere drei Armeen aus einem Kreisbogen von fünf Meilen Erstreckung umfassend heran. Aber während im Zentrum die I. Armee mit dem IV. und II. Korps schon bei Tagesanbruch dicht vor dem Feinde stand, hatte auf dem rechten Flügel General v. Herwarth von Smidar aus, auf schlechten Wegen und bei nächtlichem Dunkel, über zwei Meilen bis an die Bistritz zu marschieren, auf dem linken hingegen konnte der Befehl aus dem Hauptquartier nicht vor 4 Uhr früh beim Kronprinzen eingetroffen sein. Es war daher geboten, mit dem Zentrum ein mehr-

stündiges hinhaltendes Gefecht zu führen. Vor allem mußte hier einer etwaigen Offensive des Feindes begegnet werden, und dafür standen auch das ganze III. und das Kavalleriekorps bereit, aber die Schlacht entscheiden konnte nur der doppelte Flankenangriff beider Flügelarmeen.

Mit meinen Offizieren war ich frühzeitig nach der Höhe vor Sadowa aufgebrochen, und um 8 Uhr traf dort auch der König ein.

Es war ein trüber Morgen, und von Zeit zu Zeit fiel ein feiner Sprühregen. Die Fernsicht war beschränkt, indes sah man zur Rechten an dem weißen Streifen des Pulverdampfes, daß die Spitzen der I. Armee weithin vor den Dörfern an der Bistritz im Gefecht standen. Zur Linken, im Swip-Walde, hörte man lebhaftes Schützenfeuer.

Hinter dem König hielten außer seinem Stabe die fürstlichen Gäste mit ihrem zahlreichen Gefolge von Adjutanten, Reitknechten und Handpferden, eine Gruppe in Stärke von zwei Schwadronen. Eine österreichische Batterie schien dieselbe zum Zielpunkte zu nehmen und veranlaßte einen Stellungswechsel mit verminderter Umgebung.

Ich ritt bald darauf mit Graf Wartensleben durch das bereits vom Feinde geräumte Sadowa. Hinter dem Walde hatte die Avantgarde der 8. Division unter dem Schutze der vorgeschobenen Tirailleure die Gewehre zusammengesetzt, aber zahlreiche Granaten einer großen Batterie vor dem Ausgange des Gehölzes schlugen dort ein. Beim weiteren Vorreiten auf der Chaussee bewunderten wir die Seelenruhe eines mächtigen Ochsen, der unbekümmert um die Geschosse vorschritt und entschlossen schien, die feindliche Stellung zu durchbrechen.

Die gewaltige Geschützreihe der Artillerie des III. und X. Österreichischen Korps dem Walde gegenüber verhinderte jedes Vorbrechen aus demselben, und es gelang mir, einen dazu bereits erteilten Befehl zu inhibieren.
Inzwischen war aber weiter links General v. Franseckу tatsächlich zur Offensive geschritten. Unter lebhaften Kämpfen hatte er den Gegner aus dem Swip-Walde verdrängt und den jenseitigen Saum erreicht. Gegen ihn kämpfte auf österreichischer Seite das IV. Korps; nun aber wendeten sich gegen die vereinzelte 7. Division noch das II. und Teile des III. Korps, 51 Bataillone gegen 14. Im dichten Unterholze waren alle Abteilungen durcheinander geraten, die einheitliche Leitung hatte aufgehört, und trotz des hartnäckigsten Widerstandes wurden einzelne Trupps gefangengenommen, andere versprengt.
Ein solches Häuflein trat aus dem Walde, eben als der König mit seinem Stabe in der Nähe eintraf. Seine Majestät ließ dasselbe ziemlich ungnädig an[1]; aber der verwundete Offizier, der seine kleine Schar zu sammeln bemüht war, führte sie sogleich wieder ins Gefecht. Wirklich behauptete die Division trotz großer Verluste den Nordsaum des Waldes. Sie hatte sehr bedeutende Kräfte des Feindes auf sich gezogen, welche später an den Orten fehlten, deren Verteidigung ihnen oblag.
Es war 11 Uhr geworden. Die Spitzen der I. Armee hatten die Bistritz überschritten und die meisten der an dem Flusse belegenen Dörfer genommen. Aber dies waren nur Vorpostierungen des Feindes, die er ernstlich zu behaupten nicht beabsichtigte; dahinter standen seine Korps in einer Stellung, aus der sie mit 250 Geschützen das

[1] Ich besitze eine in Tokio in japanischer Sprache herausgegebene Geschichte des Krieges mit höchst originellen Illustrationen. Eine derselben hat die Unterschrift: „Der König schilt die Armee". (Anmerkung Moltkes.)

offene Gelände beherrschten, welches der weitere Angriff zu durchschreiten hatte. Zur Rechten zwar war General v. Herwarth an der Bistritz eingetroffen, aber zur Linken vom Kronprinzen noch nichts zu sehen.

Die Schlacht war zum Stehen gekommen. Im Zentrum kämpfte die I. Armee noch um die Dörfer an der Bistritz, die Kavallerie konnte nicht vorwärts kommen, und die Artillerie fand keine günstigen Stellungen zum Auffahren. Die Truppen standen seit fünf Stunden im lebhaften Feuer des Feindes, ohne Verpflegung, da zum Kochen keine Zeit.

Einiger Zweifel über den Ausfall der Schlacht mochte sich bei manchen regen; vielleicht auch bei Graf Bismarck, als er mir seine Zigarrentasche anbot. Wie ich später erfahren, hat er es für ein gutes Zeichen gehalten, daß ich ihm von zwei Zigarren kaltblütig die beste wegnahm.

Der König fragte mich um diese Zeit, was ich von dem Verlauf des Gefechtes halte. Ich erwiderte: „Euere Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug."

Es konnte nicht anders kommen.

Wir hatten die im Kriege durchaus nicht zu unterschätzende Überlegenheit der Zahl, und endlich mußte unsere II. Armee in Flanke und Rücken der Österreicher erscheinen.

Um $1^1/_2$ Uhr erblickte man auf der weithin sichtbaren und von einer Baumgruppe gekrönten Höhe, auf welche schon lange unser Augenmerk gerichtet gewesen, eine weiße Wolke. Es war noch nicht die II. Armee, aber das Feuer, welches, auf sie gerichtet, ihren nahen Anmarsch verkündete. Der freudige Ruf: „Der Kronprinz kommt!" ging durch alle Reihen. Ich schickte die erwünschte Nachricht an General v. Herwarth, der inzwischen bereits

Problus den Sachsen trotz heldenmütiger Verteidigung entrissen hatte.

Die II. Armee war um $7^1/_2$ Uhr morgens aufgebrochen, nur das I. Korps erst um $9^1/_4$. Der Vormarsch auf schlechten Wegen, zum Teil querfeldein, hatte viel Zeit gekostet. Der Höhenzug, welcher sich von Horenowes bis zur sumpfigen Trotina erstreckte, mußte, wenn ausreichend besetzt, ein ernstliches Hindernis bilden. Aber in der hitzigen Verfolgung der Division Franseckỳ hatte der feindliche rechte Flügel eine Linksschwenkung gemacht, so daß derselbe dem nun erfolgenden Angriff teilweise den Rücken bot.

Die Fortschritte des Kronprinzen blieben unserem Blicke entzogen, aber um $3^1/_2$ Uhr befahl der König das Vorgehen nun auch der I. Armee.

Als wir aus dem Walde von Sadowa ins Freie hinaustraten, fanden wir zwar noch einen Teil der großen Batterie, welche solange das Debouchieren hier verhindert hatte, aber Pferde und Mannschaften lagen neben den zertrümmerten Geschützen hingestreckt. Sonst war auf weite Entfernung nichts mehr vom Feinde zu erblicken.

Der Rückzug der Österreicher aus der von zwei Seiten umklammerten Stellung war unvermeidlich geworden und auch schon vor geraumer Zeit angetreten. Ihre treffliche Artillerie, welche bis zum letzten Augenblicke feuernd standhielt, hatte den Abzug verschleiert und der Infanterie einen beträchtlichen Vorsprung verschafft. Das Überschreiten der Bistritz verzögerte das Vorgehen besonders der Kavallerie, so daß nur vereinzelte Abteilungen derselben noch an den Feind gerieten.

In scharfem Tempo ritten wir über das weite Schlachtfeld, ohne uns allzuviel nach den Greueln umzusehen, die es darbot. Am Ende desselben fanden wir dann unsere

drei Armeen, welche sich schließlich aus den verschiedenen Richtungen auf engem Raume durchdrungen und untereinander gemischt hatten. Es brauchte 24 Stunden, um sie zu entwirren und die Verbände wiederherzustellen; eine augenblickliche Verfolgung war unmöglich, aber der Sieg auch so ein vollständiger.

Die ermatteten Truppen suchten sich nun in den nächsten Dörfern oder auf freiem Felde, so gut oder so schlecht es ging, ihre Ruheplätze aus. An Lebensmitteln wurde natürlich genommen, was sich vorfand, mein wandernder Ochse wahrscheinlich auch. Die Angstrufe von Schweinen und Gänsen ließen sich hören; aber Not bricht Eisen, und die Proviantkolonnen konnten natürlich nicht zur Stelle sein.

Auch der König verblieb in einer Ortschaft auf dem Schlachtfelde, nur meine beiden Offiziere und ich mußten noch über fünf Meilen nach Gitschin fahren, wo die Büros sich befanden.

Wir waren am Morgen um 4 Uhr von dort ausgerückt und dann 14 Stunden im Sattel geblieben. Bei dem plötzlichen Aufbruch hatte niemand daran gedacht, Lebensmittel mitzunehmen. Mir schenkte ein Ulan vom 2. Regiment ein Scheibchen Wurst; Brot hatte er selbst nicht. Auf der Rückfahrt begegneten wir nun den endlosen Zügen der heranziehenden Proviant- und Munitionskolonnen, welche oft die ganze Breite der Straße einnahmen. Erst nach Mitternacht erreichten wir das Quartier. Zu essen gab es dort um diese Stunde auch nicht; aber ich war auch so erschöpft, daß ich mich, wie ich war, im Überrock und Schärpe auf mein Lager warf und sofort einschlief. Am folgenden Morgen mußten indes neue Befehle aufgesetzt und Seiner Majestät in Horitz unterbreitet werden.

Hatte der große König sieben Jahre ringen müssen, um Österreichs Macht niederzukämpfen, so war das seinem glücklicheren, aber auch mächtigeren Enkel in weniger als ebensoviel Wochen gelungen. Entschieden war eigentlich der Feldzug schon in den ersten acht Tagen vom 27. Juni bis 3. Juli.

Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut – für Machtstellung. Dem besiegten Österreich wurde kein Fußbreit seines Territoriums abgefordert, aber es mußte auf die Hegemonie in Deutschland verzichten.

Die Reichsfürsten trugen selbst die Schuld, wenn das alte Kaisertum seit Jahrhunderten schon nicht mehr deutsche, sondern Hauspolitik trieb. Österreich erschöpfte, während es die deutschen Westmarken ungeschützt ließ, seine Kräfte in Eroberungen jenseits der Alpen, statt dort, wohin die Donau den Weg zeigte. Sein Schwerpunkt lag außerhalb, der Preußens in Deutschland. Preußen fühlte sich stark und berufen, die Führung der deutschen Stämme zu übernehmen. Der bedauerliche, aber unvermeidliche Ausschluß eines derselben aus dem neuen Reiche konnte nur durch ein späteres Bündnis annähernd ersetzt werden. Aber unvergleichlich mächtiger ist Deutschland ohne Österreich geworden, als es zuvor mit Österreich gewesen ist.

Doch dies alles gehört nicht zu den Legenden, von welchen ich spreche.

Eine solche ist in Versen, und sogar in recht schönen Versen, besungen.

Der Schauplatz ist Versailles. Die Franzosen machen einen Ausfall aus Paris, und die Generale, statt sich zu den fechtenden Truppen zu begeben, werden zur Beratung darüber versammelt, ob man es wagen dürfe, mit dem Hauptquartier noch länger in Versailles zu verbleiben. Die Ansichten sind geteilt, niemand will recht mit der Sprache heraus, der Chef des Generalstabes, der doch vor allen berufen ist, zu reden – schweigt. Die Bestürzung scheint groß gewesen zu sein. Nur allein der Kriegsminister erhebt sich und protestiert mit allem Nachdruck gegen eine politisch wie militärisch so nachteilige Maßregel wie die Räumung. Er empfängt den warmen Dank des Königs, als der einzige, welcher den Mut gehabt hat, die Wahrheit frei und furchtlos herauszusagen.

Die Wahrheit ist, daß, während der König mit seiner ganzen Umgebung zum V. Armeekorps geritten, der zurückgebliebene Hofmarschall in übergroßer Sorgfalt die Hofequipagen hat anschirren lassen, was in der Stadt nicht verborgen geblieben ist und bei der sanguinischen Bevölkerung vielleicht allerlei Hoffnungen erregt haben mag.

Versailles war durch vier Armeekorps geschützt; den Ort zu räumen, ist niemand auch nur in den Sinn gekommen.

Ich kann versichern, daß weder 1866 noch 1870/71 jemals ein Kriegsrat abgehalten worden ist.

Außer an Marsch- und Gefechtstagen war regelmäßig um 10 Uhr Vortrag bei Seiner Majestät, wobei ich, begleitet vom Generalquartiermeister, die eingegangenen Nachrichten und Meldungen vorzutragen und auf Grund derselben neue Vorschläge zu machen hatte. Zugegen

waren der Chef des Militärkabinetts, der Kriegsminister und in Versailles, solange das Hauptquartier der III. Armee dort lag, auch der Kronprinz; alle jedoch nur als Zuhörer. Der König forderte von ihnen zuweilen Auskunft über das eine oder das andere; aber ich erinnere mich nicht, daß er sie jemals um Rat gefragt hätte, die Operationen oder die von mir gemachten Vorschläge betreffend.

Diese, welche ich stets zuvor mit meinen Offizieren besprochen, unterwarf vielmehr Seine Majestät selbst einer meist sehr eingehenden Erwägung. Derselbe bezeichnete mit militärischem Blick und stets richtiger Würdigung der Sachlage alle Bedenken, welche der Ausführung entgegenstehen konnten; aber da im Kriege jeder Schritt mit Gefahr verbunden ist, so blieb es schließlich ausnahmslos bei dem Vorgeschlagenen.

Die Reden

Deutschland als Frieden gebietende Macht

Reichstagssitzung vom 15. Juni 1868

Welcher verständige Mensch würde nicht wünschen, daß die enormen Ausgaben, welche in ganz Europa für Militärzwecke gemacht werden, für Friedenszwecke verwendet werden könnten? Aber auf dem Wege der internationalen Verhandlung wird das sicherlich nie zustande kommen. Es ist ja der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Ich sehe für den Zweck nur eine Möglichkeit, und das ist, daß im Herzen von Europa sich eine Macht bilde, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann.

Eben deswegen glaube ich, daß, wenn dies segensreiche Werk jemals zustande kommen soll, es von Deutschland ausgehen wird – aber erst dann, wenn Deutschland stark genug ist, das heißt, wenn es geeinigt sein wird.

Auch im Militär, meine Herren, verfolgen wir die Fortschritte der Wissenschaft und die Erfindungen, die anderwärts gemacht werden; aber die Erfindung ist noch lange nicht das, was aus ihr geschafft werden soll; es kommt darauf an, sie fertig hinzustellen. Unser vortreffliches Zündnadelgewehr ist vor langen Jahren erfunden, wir haben aber mehr als 20 Jahre gebraucht, um daraus eine wirklich kriegsbrauchbare Waffe in einer Million von Exemplaren herzustellen. Es würde also lange nicht genügen, zu beobachten, was anderwärts geschieht, sondern wir müssen selbst darin vorgehen. Es ist gesagt wor-

den, daß die humane russische Regierung die Hohlgeschosse abgeschafft wissen will. Meine Herren, es handelt sich dabei wohl eigentlich nur darum, daß man in Rußland explodierende Gewehrkugeln nicht einzuführen wünscht; daß die russische Regierung Granaten und Schrapnells abschaffen wird, solange die andern Nationen sie führen, daran zweifle ich sehr.

Es ist uns ferner gesagt worden, daß die Geschütze schließlich alle Panzer durchbrechen; wenn der Herr Redner diese Versicherung uns geben kann, so würden wir sehr kostspielige Versuche sparen können, ich fürchte aber, daß wir vielleicht zwei Kriege zu führen haben, ehe diese Frage entschieden ist, in denen wir sowohl Panzerschiffe als Befestigungen brauchen. Wie überhaupt das Argument gegen die Befestigung des Hafens von Kiel gekehrt werden kann, begreife ich nicht; es scheint mir eher das Gegenteil zu beweisen. Meine Herren, unsere Nachbarn wissen alle recht gut – auch die, welche so tun, als ob sie es nicht wüßten –, daß wir sie nicht angreifen wollen; aber sie sollen auch wissen, daß wir uns nicht angreifen lassen wollen...

Befreiung der Militärpersonen von der Kommunalsteuer

Reichstagssitzung vom 28. Mai 1869

.. Meine Herren, ich gehe nicht zurück auf das Allgemeine Landrecht[1], welches ja die Befreiung von allen persönlichen Lasten des Militärs ganz bestimmt ausspricht, ich erinnere Sie nur an die freudig begrüßte Städteordnung von 1808, welche, indem sie die Städte der Einwohner-

[1] Das Allgemeine Preußische Landrecht vom Jahre 1794.

zahl nach klassifiziert, ganz bestimmt ausspricht: Das Militär zählt nicht mit. Das Militär gehört eben weder zu den Schutzbefohlenen noch zu den Bürgern, es besteht für sich, es ist so eingerichtet, daß es für sich bestehen kann. Die Armee hat ihre Handwerker und ihre Künstler, sie hat ihre Köche und ihre Musiker, sie hat ihre Ärzte und ihre Geistlichkeit, sie richtet sich überall selbst ein. Sie wissen, meine Herren, daß wir unsern Aufenthalt nicht wählen können, wir sind darin beschränkter als selbst die Zivilbeamten, denn bei ihnen kommt in den unteren Stellen überhaupt selten eine Versetzung vor, und ein Zivilbeamter kann, wenn er will, eine Anstellung ablehnen, wenn sie ihn nach einem Orte führt, wo er nicht bestehen zu können glaubt. Wir können das nicht. Beiläufig gesagt, finde ich allerdings die Besteuerung der Zivilbeamten gerade so inkonsequent wie die des Militärs. Man exemplifiziert auf die Zivilbeamten und sagt: Es ist doch unbillig, daß das Militär nicht mit zu den Steuern herangezogen wird, wo die Zivilbeamten steuern. Ja, meine Herren, ich bin derselben Meinung, aber die Unbilligkeit liegt nicht darin, daß das Militär frei ist, sondern sie liegt darin, daß die Zivilbeamten bezahlen müssen.

Wir werden also nun, ohne gefragt zu sein, nach irgendeiner Stadt verlegt und stehen dort der Kommune gegenüber ohne jegliches Recht. Wie wollen Sie uns nun der Kommune gegenüber eine Pflicht auferlegen? Wir wählen die Obrigkeit der Stadt nicht, wir haben keinen Teil an dem Bürgervermögen, wir erfahren nichts über seine Verwaltung und wir haben nicht mitzusprechen bei seiner Verwendung. Es ist uns auch ganz gleichgültig, ob die Stadt sich ein Rathaus baut oder eine Markthalle, ob sie eine Badeanstalt gründet oder ein Spital.

Wird der Soldat krank, so kommt er nicht in das Bürgerspital, sondern in das Militärlazarett; wird er invalide, so nimmt sich nicht die Stadt seiner an, sondern der Militärfiskus muß für ihn sorgen.

Wird er erwerbsunfähig, hilfsbedürftig, so geht er in sein heimatliches Dorf zurück, in seine spezielle Kommune, die Stadt tut nichts für ihn. Die Stadt schenkt uns keinen Exerzierplatz, keinen Schießstand, wir müssen beides erwerben und uns selbst einrichten; die Stadt gibt uns kein freies Quartier, denn wir bezahlen dafür den Servis[1], und wenn der Servis nicht ausreichend ist, so wissen Sie, daß die Militärverwaltung sehr gern geneigt ist, ihn zu erhöhen, wenn Sie nur die Mittel bewilligen wollen, aus denen das geschehen kann. Meine Herren, das Militär ist also in der Tat in der Stadt, wo es garnisoniert, ein Gast, nicht in dem Sinne, wie Sie vielleicht jemand bei sich aufnehmen, ihn verpflegen, ihn zum Abschied noch beschenken; nein, meine Herren, ein Gast, der seine Rechnung bezahlt.

Man hat nun wohlwollend das Militär bedauert: indem man den Soldaten verhindere, die Kommunalsteuer zu bezahlen, beraube man ihn jeder Heimat, stelle die Armee außerhalb des Volkes. Meine Herren, wo ist denn bei uns überhaupt die Rede von einem Gegensatze zwischen Militär und Volk? Derselbe Mann, der voriges Jahr Volk war, der ist dieses Jahr Militär und in zwei Jahren ist er wieder Volk. Die Armee ist ein Teil des Volkes und nicht der schlechteste, und es ist wirklich nicht nötig, ihr erst eine Steuer aufzuerlegen, um das zu ihrem Bewußtsein zu bringen. Was dann die Heimat anbetrifft – ja, ein Bataillon hat nach seiner mittleren Kopfstärke 568 Heimaten, in seiner Ge-

[1] Quartiergeld.

samtheit aber wurzelt es nicht in der Garnison, die Garnison ist nicht seine Bestimmung und wird nie seine Heimat, und wenn es 50 Jahre da stünde, ohnehin wechseln seine Bestandteile fortwährend. „Die Heimat der Armee ist das Vaterland", ist der Bereich des ganzen Norddeutschen Bundes, wohin sie der König schickt.

Nun sagt man uns: Ja, das Militär nimmt aber doch teil an all den vielen und schönen Einrichtungen, die es in den Städten vorfindet. Ja, meine Herren, wir nehmen teil in einem gewissen, möglichst beschränkten Grade, nehmen teil, soweit man überhaupt niemand verhindern kann, teilzunehmen, nicht mehr als an Luft und Licht. Die Stadt erlaubt uns zwar, auf ihrem Trottoir spazierenzugehen, aber sie pflastert für uns keine Straße, sie zündet um unsertwillen nicht eine Gasflamme mehr an, sie hat es nicht nötig, wegen des Militärs einen Nachtwächter anzustellen, denn wir bewachen uns selbst bei Tage und bei Nacht. Wenn Sie nun dennoch darauf bestehen, daß das Militär doch teilhaft wird gewisser Vorteile in den Städten, so frage ich: Gewährt denn das Militär den Städten nicht etwa auch Vorteile? Und sollten diese Vorteile nicht ganz überwiegender Art sein? Meine Herren, worauf gründet sich denn der Flor, das Wachstum, das Gedeihen der Städte? Doch wohl auf das Wohlergehen, auf die Machtentwickelung und die politische Stellung des Staates überhaupt.

Man hat mir gesagt, daß hier in Berlin nach den opfervollen Kriegen zu Anfang unseres Jahrhunderts Grundstücke vielleicht 20000 Taler wert waren, die heute vielleicht 120000 Taler und mehr wert sind. Nun, meine Herren, zwei verlorene Feldzüge könnten den Wert der Grundstücke in Berlin und in anderen Städten auf das frühere Niveau herabdrücken, und was das sagen will,

wo zwei Drittel oder drei Viertel aller Grundstücke mit Schulden belastet sind, das brauche ich nicht weiter auszuführen. Aber hier, wo es sich darum handelt, dem Militär eine neue und nach meiner besten Überzeugung ganz ungerechtfertigte Last aufzuerlegen, da wird es gestattet sein, wenn auch nur im Vorübergehen, daran zu erinnern, daß ja das Militär zwei Feldzüge nicht verloren, sondern gewonnen hat, und daß, wenn heute Preußen, wenn Deutschland eine ganz andere Stellung in der Welt einnimmt als früher, das Militär doch auch selbst um die Städte einiges indirekte Verdienst sich erworben haben möchte...

Meine Herren, der Soldat ist zwar selbst arm; wenn Sie aber nur die Güte haben wollten, ihm nicht noch etwas von dem zu nehmen, was er hat, so wird er keine Hilfe beanspruchen und weiß auch, daß er hier keine bekommt. Beiläufig bemerkt, würde der Betrag einer Zwangssteuer zu dem Armenwesen von dem sehr leicht und sehr vollständig gedeckt werden, welcher sich etwa veranlaßt sehen möchte, seine freiwilligen Beiträge für Armenverwaltung, für Suppenanstalten, für Kleinkinderbewahranstalten, für Rettungshäuser, kurz für diese ganze Reihe meist vergeblicher Versuche, dem Elende zu steuern, bis zum Wohltätigkeitskonzert – der diese freiwilligen Beiträge einzuhalten sich entschlösse, die ihn ohnehin nicht schützen gegen tägliche, mündliche und schriftliche Gesuche.

Schließlich, meine Herren, finden Sie den Hauptposten mit 746000 Talern für Polizeiverwaltung. Nun, meine Herren, das Militär handhabt streng seine eigene Polizei; und wer steht denn hinter der Polizei? Wir haben hinter der Polizei die Bürgerwehr gesehen; Sie werden sich entsinnen, daß das Ding nicht recht ging, und daß schließlich doch das Militär heran mußte. Meine Herren, wenn

Sie die Garnison nicht hätten, so würden Sie vielleicht das Doppelte und Dreifache für Polizeizwecke zu verwenden haben.

Sonach, meine Herren, finden Sie zwar auf der einen Seite des Blattes, auf der der städtischen Einnahmen, das Militär als zahlend, auf dem anderen Blatte aber, dem der städtischen Ausgaben, finden Sie das Militär als empfangend nirgends. Nein, meine Herren, wenn wir unsere Rechnungen aufmachen, so seien Sie versichert, daß die Bilanz sich sehr zugunsten des Militärs stellen wird, und daß es in der Tat billiger wäre, zu erwarten, daß die Städte etwas für ihre Garnisonen tun, als umgekehrt, daß die Garnisonen für die Städte steuern sollen.

Man ist nun so weit gegangen, daß man selbst die Besteuerung des Diensteinkommens von Unteroffizieren und Gemeinen verlangt hat. Ich werde nicht lange dabei verweilen, meine Herren. Unsere jungen Leute, die noch in der Entwickelung ihrer körperlichen Kräfte sind, an die wir große Anforderungen stellen müssen, haben vortrefflichen Appetit und würden gern täglich ein Pfund Fleisch essen, wenn wir es ihnen nur geben könnten. Legen Sie noch eine Verbrauchssteuer auf die Militärspeiseanstalten, dann wird man die paar Lot Fleisch bald nicht mehr in der Suppe finden können. In den Städten, wo keine Schlacht- und Mahlsteuer ist, müßten Sie geradezu zu bestimmungswidrigen Gehaltsabzügen schreiten; denn sonst finden Sie zuverlässig am Ende des Monats den 1 Sgr. 3 Pfg. nicht vor, und die Eintreibung der Steuerreste würde ihre besonderen Schwierigkeiten haben; denn Sie können den Mann nicht pfänden, er hat nichts als die königlichen Effekten, und Sie können ihn nicht einsperren, denn sonst würden Sie bald die Kompanie im Arrest, anstatt auf dem Schießplatz finden.

Meine Herren, man hat uns diese ganze Angelegenheit mit etwas hochtönenden Worten eingeführt; man hat gesagt, daß die Präsidialverordnung[1] eine tiefe Verstimmung in den weitesten Kreisen hervorgerufen habe, daß das Rechtsgefühl der Nation verletzt sei; man hat sogar aus dem Arsenal der etwas verbrauchten Redefiguren vor einiger Zeit wieder einmal den gewissen Schrei der Entrüstung hervorgeholt. Meine Herren, die Verstimmung mag bei den städtischen Kassen empfunden worden sein, in weiten Kreisen glaube ich nicht. Wo die allgemeine Militärpflicht gilt, da gibt es kaum eine Familie, die nicht einen Sohn, einen Bruder, einen Verwandten in der Armee hätte, und in diesen allerdings weitesten Kreisen von Tausenden von Familien wird man sich schon darüber zufrieden gegeben haben, daß die Angehörigen nicht steuern sollen für Zwecke, die ihnen fremd sind. Sehen Sie auf die Petitionen; es sind ein Dutzend königlich sächsischer und herzoglich braunschweigischer Städte, Gera, Weimar, Oldenburg und, wie wir jetzt erfahren, auch Darmstadt, die zumeist Chorus machen mit dem Magistrat von Dresden. Von anderer Seite, meine Herren, liegt nichts vor.

Es ist ja nun nicht allein wünschenswert, sondern notwendig, daß innerhalb derselben Armee nicht nur dieselbe Bezahlung, sondern auch dieselbe Besteuerung Platz greife. Können Sie nun etwas Ungleichmäßigeres und also Unzweckmäßigeres erfinden als die Kommunalbesteuerung? Versetzen Sie einen Offizier innerhalb seines Regiments von einem Bataillon zum andern, z. B. von Minden nach Bielefeld, so macht das, wenn er Kom-

[1] In bezug auf die Anwendung der preußischen Vorschriften betr. die Heranziehung von Militärpersonen zu Kommunalsteuern im gesamten Gebiet des Norddeutschen Bundes.

munalsteuern zahlt, 23 Prozent Unterschied. Der Mann stand vielleicht in Boppard oder Greifswald oder in Görlitz, in einer von den guten alten Städten, die ihr Vermögen zu bewahren gewußt haben, und zahlte dort 3, 4, 5 Prozent; schicken Sie ihn nach Berlin, so müßte er 50 oder 100 Prozent zahlen, und wenn er das Unglück haben sollte, nach Elberfeld zu kommen, so würde er, wie mir gesagt ist, 320 Prozent zu zahlen haben. Das ist doch keine Ausgleichung, meine Herren; nun sagt man, eine Ausgleichung muß aber stattfinden, hier muß der Staat einschreiten, der Staat muß Ortszulagen zahlen. Es ist erstaunlich, was man alles vom Staat erwartet, was der Staat alles leisten soll, während man eifrigst darauf bedacht ist, ihm jede neue Hilfsquelle sorgfältig zu verstopfen...

Über Arreststrafen

Reichstagssitzung vom 7. Juni 1872

Meine Herren, ich erkenne vollkommen die humane Absicht des Antrages der Herren Abgeordneten Eysoldt und Genossen an, allein ich muß ihrem Antrage durchaus widersprechen. Ich glaube, daß eine allzu große Abminderung der Strenge der Strafen nur die Zahl ihrer Anwendungen vermehren wird. Wenn wir ein Gesetz für die Armee geben wollen, so dürfen wir uns nicht ausschließlich auf den bürgerlichen, auf den juristischen oder ärztlichen Standpunkt stellen, wir müssen uns schon auf den militärischen stellen. Autorität von oben und Gehorsam von unten; mit einem Worte, Disziplin ist die ganze Seele der Armee. Die Disziplin macht die Armee erst zu dem, was sie sein soll, und eine Armee ohne Disziplin ist

auf alle Fälle eine kostspielige, für den Krieg eine nicht ausreichende und im Frieden eine gefahrvolle Institution.

Meine Herren, die Strafen sind es lange nicht allein, mit denen wir die Disziplin aufrechterhalten. Es gehört dazu die ganze Erziehung des Mannes, und ich erwidere dem Herrn Antragsteller, daß, wenn unsere Strafen milder sind, wie in anderen Armeen, doch auch gerade dieses Moment der weiteren Erziehung hinzutritt. Wichtiger, als was in der Schule erlernt worden, ist die nach der Schule folgende Erziehung des Mannes, seine Angewöhnung an Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue, kurz an Disziplin, und diese Disziplin ist es, die unsere Armee in den Stand gesetzt hat, drei Feldzüge siegreich zu gewinnen. Wir können aber die Strafen dennoch nicht entbehren, meine Herren; Sie werden zugeben, daß es einer ungemein starken Autorität bedarf, um Tausende von Menschen zu bestimmen, unter den schwierigsten Verhältnissen, unter Leiden und Entbehrungen, Gesundheit und Leben an die Ausführung eines gegebenen Befehls zu setzen. Eine solche Autorität kann nur erwachsen und kann nur fortbestehen unter schützenden Verhältnissen. Es muß der Unteroffizier dem Soldaten gegenüber eine bevorzugte Stellung haben, und es muß der Offizier beiden gegenüber eine Prärogative genießen. Darin liegt allerdings die Ungleichheit vor dem Gesetze. Es ist aber nicht sowohl eine Bevorzugung des Offiziers als eine Bevorzugung des Vorgesetzten, und ich bemerke dabei, daß in der ganzen Armee jedermann heute Vorgesetzter und morgen Untergebener sein kann. Der General an der Spitze eines Korps ist in dem Augenblick der Gehorchende, wo er in Berührung mit einem noch höhergestellten General kommt, und ebenso

kann der einfache Soldat Vorgesetzter werden, sobald der Dienst ihn dazu beruft. Jeder Wachtposten, jeder Gefreite, der eine Patrouille führt, hat Gehorsam zu fordern.

Wir bedürfen nun, meine Herren, die strengen Strafen nicht gegen die große Masse unserer Leute, die durch Belehrung, Ermahnung, Rüge, höchstens leichte Disziplinarstrafen unschwer zu leiten sind, allein, meine Herren, wir haben es zum Teile auch mit ganz schlechten Subjekten zu tun. Wenn alles unter die Waffen tritt, so treten natürlich die schlechten Subjekte, die ja in jeder Nation vorhanden sind, auch unter die Waffen. Wir sind ja genötigt, alles zu nehmen, jeden Mann, der in das dienstpflichtige Alter eingetreten, der gesund ist und soundso viel Zoll mißt; den moralischen Zustand der Rekruten kann die Aushebungskommission nicht untersuchen. Wir bekommen also auch Leute, die vielleicht Kandidaten des Zuchthauses sind, wenn sie nicht durch eine strenge militärische Erziehung noch vor diesem Unglücke bewahrt werden. Diese militärische Erziehung, die ist ja auch der Grund, warum wir mit einer sehr kurzen Dienstzeit uns niemals einverstanden erklären können; denn die Disziplin kann nicht einexerziert werden, sie will eingelebt sein.

Ich komme auf die Strafen zurück. Es haben bedeutende Abminderungen der Strafen stattgefunden, namentlich Verkürzungen bei dem strengen Arreste um das volle Dritteil der bisherigen Dauer. Wir haben uns damit durchaus einverstanden erklärt. Vollkommen im militärischen Interesse liegen kurze, aber strenge Strafen, mit kurzen und leichten Strafen aber können wir nicht fertig werden.

Es ist das harte Lager bezeichnet als eine Art Grausamkeit. Meine Herren, wir verurteilen alle unsere Leute

täglich zu diesem harten Lager, sooft sie auf Wache ziehen, nur mit der Verschärfung, welche bei dem Arreste hinwegfällt, daß der Mann alle vier Stunden herausgerufen wird, um dann zwei Stunden bei Wind und Wetter Posten zu stehen. Ein hartes, aber trockenes und gegen Wind und Wetter geschütztes Lager, meine Herren, ist eine unglaubliche Wohltat gegen ein Biwak auf dem Schnee oder auf einem nassen Sturzacker, wie es unsere Leute ja viele Nächte hindurch haben ertragen müssen. Wie gern wäre der Soldat oder selbst ein Offizier aus einem solchen Biwak in ein ähnliches Lokal geschlüpft. Wenn Sie dem widerspenstigen faulen Mann die Matratze mit in das Arrestlokal geben, und wenn Sie ihm seine gewohnte Nahrung nur jeden dritten Tag entziehen, so faulenzt er seinen Arrest ab, er schläft und freut sich, daß seine Kameraden für ihn auf Wache ziehen müssen und daß er nicht zu exerzieren braucht. Meine Herren, wir kommen mit solchen Strafen nicht aus. Bedenken Sie, daß die strengen Strafen nicht gerichtet sind gegen den ordentlichen, propren Soldaten, wie Sie ihn auf der Straße oder auf dem Exerzierplatz sehen, sondern gegen die wenigen schlechten Subjekte.

Zum Sozialistengesetz

Reichstagssitzung vom 24. Mai 1878

Ich wünsche aufrichtig, daß die geehrten Mitglieder, die gestern und heute die Regierungsvorlage bekämpft haben, nicht allzubald in die Lage geraten mögen, eben dieses Gesetz oder ein ähnliches, vielleicht ausgestattet mit noch größeren Beschränkungen, selbst von der Regierung zu verlangen. Es mag ja sein, daß die Vorlage an manchen

Punkten einer Verbesserung bedarf, daß manche Paragraphen geändert werden müssen; aber die Überzeugung scheint mir doch allgemein Platz gegriffen zu haben, daß wir eines besseren Schutzes bedürfen gegen die Gefahren, welche dem Staat in seinem Innern drohen durch die fortschreitende Organisation der Sozialdemokratie. Ich fürchte, daß die Leiter dieser Organisation schon heute bedenklich nahe an die Grenze gedrängt sind, wo man von ihnen die Erfüllung ihrer Zusagen und Verheißungen fordert.

Diese Herren werden am besten wissen, daß das seine Schwierigkeit haben wird. Sie können sich nicht dagegen verschließen, daß die erste Güterteilung die hundertste involviert; daß in dem Augenblick, wo wir alle gleich reich, wir alle gleich arm geworden sind; daß Not, Elend und Entbehrungen untrennbare Bedingungen des menschlichen Daseins sind; daß keine Form der Regierung, keine Gesetzgebung und überhaupt keine menschliche Einrichtung Elend und Not jemals aus der Welt schaffen werden. Wohin wäre es auch mit der Entwickelung des Menschengeschlechts gekommen, wenn diese zwingenden Elemente nicht in Gottes Weltordnung enthalten wären! Nein, ohne Sorge und Arbeit wird auch die Zukunft nicht sein; aber ein Mensch, der hungert und friert, fragt nicht viel nach den Konsequenzen der Zukunft; er greift nach den Mitteln, welche die Gegenwart ihm bieten kann. Lange zurückgedrängte Leidenschaften, enttäuschte Hoffnungen werden zu gewaltsamen Ausbrüchen drängen, welche die Leiter am allerwenigsten verhindern können; denn die Revolution hat bisher noch immer ihre Führer zuerst verschlungen.

Wie steht nun die Regierung dem gegenüber? Meine Herren, man sollte doch aufhören, die Regierung immer

gewissermaßen als eine feindliche Potenz zu betrachten, die nur möglichst zu beschränken und einzuengen ist. Gewähren wir doch der Regierung die Machtfülle, welche sie braucht, um alle Interessen zu schützen! Was das auf sich hat, wenn die Regierung die Zügel der Herrschaft aus ihren Händen entschlüpfen läßt, wenn die Gewalt an die Massen übergeht, meine Herren, darüber belehrt uns die Geschichte der Kommune in Paris. Da war die Gelegenheit geboten, wo die Demokratie ihre Ideen in die Wirklichkeit überführen konnte, wo sie, wenigstens eine Zeitlang, eine Regierung nach ihren Idealen einrichten konnte. Aber geschaffen, meine Herren, ist doch nichts, wohl aber vieles zerstört. Die aktenmäßigen Berichte aus französischer Feder über diese traurige Episode der französischen Geschichte lassen uns in einen Abgrund der Verworfenheit blicken; sie schildern uns Zustände und Begebenheiten im 19. Jahrhundert, welche man für geradezu unmöglich halten sollte, wenn sie nicht unter unseren Augen verlaufen wären, vor dem staunenden Blick unserer Okkupationsarmeen, welche den Dingen bald ein Ende gemacht hätten, wenn sie nicht genötigt gewesen wären, mit „Gewehr bei Fuß" dem Verlauf zuzuschauen.

Meine Herren, solche Dinge beabsichtigen ganz gewiß unsere arbeitenden Klassen nicht, auch nicht der irregeleitete Teil derselben; aber auf dem Weg des Umsturzes werden die besseren Elemente sehr bald überholt durch die schlechteren. Hinter dem gemäßigt Liberalen steht gleich jemand, der viel weiter gehen will wie er. Das ist überhaupt der Irrtum so vieler gewesen, daß sie glauben, ungefährdet nivellieren zu können bis auf ihr Niveau, dann solle die Bewegung stillstehen; als ob ein in voller Fahrt heranbrausender Eisenbahnzug plötzlich haltmachen könnte, – wobei ja auch die den Hals brechen würden,

welche darin sind. Meine Herren, hinter dem ehrlichen Revolutionär tauchen dann jene dunklen Existenzen auf, die sogenannten Bassermannschen Gestalten vom Jahre 1848, die professeurs des barricades[1] und die Petroleusen[2] der Kommune vom Jahre 1871.

Meine Herren, Sie können ja heute das Gesetz ablehnen in der begründeten Erwartung, daß die Regierung stark genug sein wird, um gewaltsamen Ausschreitungen entgegenzutreten, sie nötigenfalls mit gewaffneter Hand niederzuwerfen; aber, meine Herren, das ist ein trauriges Mittel, es beseitigt die Gefahr des Augenblicks, aber es heilt nicht den Schaden, aus welchem die Gefahr hervorgeht. Wenn uns nun hier ein Weg angedeutet wird, auf dem es vielleicht möglich sein wird, die Anwendung solcher beklagenswerten Mittel zu vermeiden durch vorbeugende Maßregeln, durch eine verständige, vorübergehende Beschränkung der gemißbrauchten Freiheit, so meine ich, daß wir dazu die Hand bieten sollten im Interesse aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, im Interesse besonders der leitenden Klassen unserer Mitbürger, denen niemals geholfen werden kann durch einen plötzlichen Umsturz, sondern nur allein auf dem zwar langsamen Wege der Gesetzgebung, der sittlichen Erziehung und der eigenen Arbeit. – Ich meinesteils werde dem Gesetz zustimmen.

[1] Siehe S. 311. – [2] So genannt, weil sie durch Petroleum verheerende Brände in Paris anlegten.

Erste Lesung des Reichsmilitärgesetzes

Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874

.. Ich halte es geradezu für unmöglich, die Kriegsformationen der Armee im voraus festzustellen, da wir nicht im voraus wissen können, ob wir nach einer oder nach zwei Seiten Front zu machen haben, da wir nicht wissen, ob wir, wie im Jahre 1864, mit nur einem Teile unserer Armee, oder, wie im Jahre 1870, mit Aufbietung aller unserer Kräfte den Krieg zu führen haben, wo wir ganze Landwehrdivisionen zu Etappenzwecken, für Belagerungen verwenden mußten, wo wir die ältesten Mannschaften der Heerespflichtigen in ganz neue Formationen zusammenstellen, die ausgedienten Gardedukorps mit Infanteriegewehren bewaffnen mußten, um Hunderttausende von Gefangenen zu bewachen, wo wir im Laufe des Krieges die Zahl der Armeen und folglich auch ihre Zusammensetzung ändern mußten. Ich glaube, daß diese und viele andere Bedenken sich wohl in einer kommissarischen Beratung vollkommen klären werden. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit vor allem darauf richten, daß es sich schon bei dem § 1 des vorliegenden Gesetzentwurfs darum handeln wird, zu erwägen, ob künftighin Deutschland die schweren Lasten zu tragen haben wird, welche bedingt werden durch eine Friedenspräsenz von 401 000 Mann. Meine Herren, es wird sich dabei um innere und äußere Verhältnisse des Landes handeln. Eine jede Regierung wird ihre Einnahmen verwenden müssen für die unabweislichen Erfordernisse auf allen Gebieten des Staats, bevor sie an Ersparnisse und Schuldentilgung und zuletzt wohl an

Steuererlasse denken kann. Nun ist aber doch das erste Bedürfnis eines Staates, zu existieren, sein Dasein nach außen gesichert zu sehen. Im Innern schützt ja das Gesetz Recht und Freiheit des einzelnen; nach außen von Staat zu Staat nur die Macht. Einem Tribunal des Völkerrechts, wenn ein solches existierte, würde immer noch die vollstreckende Gewalt fehlen, und seine Aussprüche unterliegen schließlich der Entscheidung auf dem Schlachtfelde. Kleine Staaten können sich auf Neutralität, auf internationale Garantien verlassen; ein großer Staat besteht nur durch sich selbst und aus eigener Kraft; er erfüllt den Zweck seines Daseins nur, wenn er entschlossen und gerüstet ist, sein Dasein, seine Freiheit und sein Recht zu behaupten, und ein Land wehrlos zu lassen, wäre das größte Verbrechen seiner Regierung.

Der Wunsch, an den großen Summen, welche jährlich für das Militär verausgabt werden, zu sparen, sie dem Steuerpflichtigen zu erlassen oder für Zwecke des Friedens zu verwenden, ist gewiß ein völlig gerechter. Wer würde sich dem nicht anschließen! Wer malt sich nicht gern aus, wieviel Gutes, Nützliches und Schönes dann geschaffen werden könnte! Aber vergessen dürfen wir dabei nicht, daß die Ersparnisse am Militäretat aus einer langen Reihe von Friedensjahren verlorengehen können in einem Kriegsjahr.

Ich erinnere daran, was nach einem unglücklichen Feldzuge der Zeitabschnitt von 1808 bis 1812 unserm Lande gekostet hat. Dies waren Friedensjahre, waren Jahre, wo der Präsenzstand der Armee gering, die Dienstdauer so kurz war, wie es nur irgendwie gefordert werden kann – und doch durfte Kaiser Napoleon sich rühmen, aus dem damaligen kleinen und armen Preußen eine Milliarde herausgezogen zu haben. Wir sparten, weil wir mußten,

an unserer Armee und zahlten zehnfach für eine fremde. Allerdings dürfen wir nicht übersehen, daß namentlich in den allerletzten Jahren die Regierung in dankenswerter Weise neben den Militärausgaben auch sehr bedeutende Summen für Friedenszwecke bereitgestellt hat. Aber sie reichen nirgends aus; von allen Seiten wird mehr gefordert und muß mehr gefordert werden, und eben deshalb möchte ich meinen, daß wir überhaupt noch nicht soweit gekommen sind, Steuererlasse empfehlen zu können. Ich meine, daß jeder, auch der Geringste, etwas für den Staat steuern müsse, und wäre es auch nur, damit er nicht ganz vergißt, daß es überhaupt einen Staat gibt, der für ihn sorgt, ihn schützt und den er zu schützen wieder berufen ist; – denn die größten Wohltaten, die der Mensch umsonst hat, weiß er erfahrungsmäßig nicht zu schätzen. Wie soll der Staat auch auf seine Einnahmen verzichten, wenn auf allen Gebieten noch soviel zu leisten bleibt? Ich nenne Ihnen nur das der Schule, weil ich glaube, daß die Schule der Punkt ist, wo der Hebel eingesetzt werden muß, wenn wir uns gegen Gefahren schützen wollen, die, ebensosehr wie ein Angriff von außen, uns von innen drohen aus sozialistischen und kommunistischen Bestrebungen – Gefahren, welche, glaube ich, nur beseitigt werden können, neben sozialen Verbesserungen, durch eine größere und allgemeiner verbreitete Bildung.

Die Schule, meine Herren, nimmt nicht die ganze Jugend in sich auf und sie begleitet die Mehrheit derselben nur auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke ihres Lebensganges. Glücklicherweise tritt nun bei uns da, wo der eigentliche Unterricht aufhört, sehr bald die Erziehung ein, und keine Nation hat bis jetzt in ihrer Gesamtheit eine Erziehung genossen wie die unsrige durch die allgemeine Militärpflicht.

Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand, hat unsere Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald sechzig Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit. Meine Herren, Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, schon im Innern nicht entbehren für die Erziehung der Nation. Und wie nun nach außen? Vielleicht daß eine spätere glücklichere Generation, für welche wir im voraus die Lasten mittragen, hoffen darf, aus dem Zustande des bewaffneten Friedens herauszugelangen, welcher nun schon solange auf Europa lastet. Uns, glaube ich, blüht diese Aussicht nicht. Ein großes, weltgeschichtliches Ereignis, wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. Darüber, meine Herren, dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben; wir haben seit unseren glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen. Nach allen Seiten stoßen wir auf Mißtrauen, daß Deutschland, nachdem es mächtig geworden, in Zukunft ein unbequemer Nachbar sein könnte. Nun, meine Herren, es ist nicht gut, den Teufel an die Wand zu malen, und aus Mißtrauen und Besorgnis, selbst unbegründeten, können wirkliche Gefahren hervorgehen.

Sie finden noch heute in Belgien französische Sympathien, deutsche sehr wenig; man hat dort nicht erkannt, daß der belgischen Neutralität nur ein Nachbar gefährlich werden kann, und daß sie nur einen wirksamen Beschützer hat.

In Holland hat man angefangen, die Inundationslinie[1] wiederherzustellen und neu zu befestigen. Gegen wen? Ich weiß es nicht. In Deutschland, glaube ich, ist noch kein Mensch auf den Gedanken verfallen, Holland zu annektieren.

Es ist wahr, wir haben diese Linien noch zu Anfang dieses Jahrhunderts erobert, aber nicht für uns, sondern für Oranien. – In einer kleinen, viel gelesenen Broschüre, geschrieben, um die Engländer auf das Mißliche ihres Milizsystems aufmerksam zu machen, werden die Folgen einer Landung in England geschildert – nicht aus Frankreich, nicht von der gegenüberliegenden Küste, sondern aus Deutschland. In Dänemark glaubt man die Küstenflotte vermehren und die Landungspunkte auf Seeland befestigen zu sollen, weil man eine deutsche Landung befürchtet. Bald sollen wir die russischen Ostseeprovinzen erobern, bald die deutsche Bevölkerung Österreichs zu uns herüberziehen wollen.

Und nun, meine Herren, gestatten Sie mir, mich in Kürze noch nach unserem interessantesten Nachbar umzusehen.

Frankreich ist ja in die Notwendigkeit versetzt worden, seine ganze militärische Einrichtung umzubilden. Während unsere Heere in Frankreich standen, haben wir nahezu die ganze französische Armee bei uns gehabt, haben sie aufgenommen, untergebracht, ernährt, zum Teil bekleidet und haben dann diese Armee unbeschädigt beim Frieden an Frankreich herausgegeben, wo sie den tüch-

[1] Überschwemmungslinie.

tigen Kern für alle Neuformationen bildet. Man hat nun in Frankreich alle unsere militärischen Einrichtungen getreu kopiert, natürlich ohne das Original zu nennen, unter französischen Namen, als „ursprünglich französische Ideen, Kinder der Großen Revolution, welche nur die Deutschen etwas früher adoptiert haben". Man hat vor allem die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und hat dabei eine zwanzigjährige Verpflichtung zugrunde gelegt, während wir nur eine zwölfjährige haben; man hat ferner dem Gesetze rückwirkende Kraft gegeben, so daß viele Franzosen, welche längst ihre Jahre abgedient haben, plötzlich wieder wehrpflichtig geworden sind. Die französische Regierung ist schon heute berechtigt, für die aktive Armee 1200000 und für die Territorialarmee ebenfalls eine Million Männer zu den Waffen zu berufen. Um diese auch nur teilweise einstellen zu können – denn, meine Herren, es kommt nicht bloß auf die Zahl der Wehrpflichtigen an, sondern auch auf die Kadres, in welche sie eingestellt werden sollen – ich sage, um diese Massen einreihen zu können, war es notwendig, die Kadres zu vermehren. Nachdem Deutschland seine Reichslande wieder an sich genommen hat, haben wir, mit Ausnahme einiger weniger Spezialwaffen, nur die bestehende Last auf mehr Schultern übertragen. In Frankreich, welches doch um 1½ Millionen Einwohner ärmer geworden ist, sind seitdem sehr erhebliche Formationen ausgeführt... Meine Herren, die französische Nationalversammlung hat ohne Rücksicht auf die Staatsfinanzen und ohne Unterschied der Parteien bereitwillig ein jedes Opfer gebracht, welches für die Wiederherstellung und Erweiterung der französischen Heeresmacht gefordert wurde; sie ist sogar noch weiter gegangen: kriegerischer als der Kriegsminister hat sie für einen gewissen Zweck, die Heranziehung der se-

conde portion, in diesem Jahre 17 Millionen Francs der Militärkommission geradezu aufgenötigt. Die französischen Kommunen sind in ihrem Patriotismus nicht zurückgeblieben, sie weisen Exerzierplätze, Baulichkeiten für Offizierkasinos an, sie errichten Kasernen usw...

Nun, meine Herren, wir sind unserm Nachbar nicht gefolgt auf dem Wege, die Armee zu vergrößern; wir glauben mit dem auskommen zu können, was in dieser Gesetzesvorlage enthalten ist. Aber, meine Herren, die innere Güte unserer Armee dürfen wir nicht schwächen lassen, weder durch Abkürzung der Dienstzeit noch durch Herabsetzung des Präsenzstandes. Die erste Maßregel führt, wenn sie überhaupt einen finanziellen Effekt haben soll, zur Miliz. Die durch Milizen geführten Kriege haben die Eigentümlichkeit, daß sie sehr viel länger dauern und schon aus diesem Grunde sehr viel größere Opfer an Geld und an Menschenleben kosten als alle übrigen Kriege. Ich erinnere Sie nur an den letzten amerikanischen Sezessionskrieg, welcher von beiden Seiten wesentlich von Milizen geführt werden mußte. Bei dieser Gelegenheit kann ich mir aber doch nicht versagen, Ihnen das Urteil des Mannes über Milizen mitzuteilen, welcher eben den ersten amerikanischen Freiheitskrieg zu führen hatte, das Urteil Washingtons. Sie finden es in der vortrefflichen Geschichte der amerikanischen Staaten von Herrn Bancroft[1]. Zu keiner Zeit und an keinem Orte konnte eine Forderung unpopulärer sein als die, welche Washington immer wieder an den Kongreß stellte, die Forderung, ein stehendes Heer zu errichten. Dies konnte befremdend erscheinen, aber Washington spricht sich folgendermaßen

[1] George Bancroft, Geschichtschreiber und Politiker, 1867–1874 Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin, Verfasser einer anerkannten amerikanischen Geschichte („History of the United States", 1834–75).

aus. Er sagt: „Die Erfahrung, welche die beste Leiterin für das Handeln ist, verwirft so völlig klar und entschieden das Vertrauen auf die Miliz, daß niemand, der Ordnung, Regelmäßigkeit und Sparsamkeit schätzt, und der seine eigene Ehre, seinen Charakter und seinen Seelenfrieden liebt, diese an den Ausgang eines Unternehmens mit Milizen setzen wird."

Und etwas später schreibt er: „Kurze Dienstzeit und ein unbegründetes Vertrauen auf die Miliz sind die Ursachen alles unseres Mißgeschicks und des Anwachsens unserer Schuld."

Beendet wurde bekanntlich der Krieg durch das Auftreten eines kleinen Korps von nur 6000 Mann, aber wirklicher Soldaten.

Meine Herren, Frankreich hat es zweimal mit der Miliz versucht. Nach der Revolution war begreiflich das erste, daß man die verhaßte Armee auflöste: die Nation selbst sollte die junge Freiheit schützen, der Patriotismus sollte die Disziplin, der Elan und die Massen sollten die kriegerische Bildung ersetzen. Es schwebt immer noch ein gewisser Nimbus um die Volontärs von 1791; aber, meine Herren, es gibt auch eine unparteiische Geschichte derselben, geschrieben von einem Franzosen nach den Akten des französischen Kriegsministeriums. Ich widerstehe der Versuchung, Ihnen sehr pikante Zitate vorzuführen, ich müßte das ganze Buch zitieren, auf jedem Blatte finden Sie, wie nutzlos, wie kostspielig und welche Geißel für das eigene Land diese Formationen gewesen sind. Erst nach dreizehnjährigen, bitteren Erfahrungen hat man sich überwunden, nicht mehr die Armee unter Volontärs, sondern die Volontärs in die Armee einzustellen. Als dann ein Mann wie der erste Konsul und andere ausgezeichnete Generale sich an die Spitze setzten, da haben freilich

diese Volontärs ganz Europa siegreich durchzogen, aber, meine Herren, es waren eben Soldaten geworden.

Die zitierte kleine Schrift, aus welcher so nützliche Erfahrungen geschöpft werden konnten, ist erschienen im März 1870, und sechs Monate später sehen wir Frankreich zu denselben Mitteln greifen, freilich in seiner äußersten Bedrängnis. Meine Herren, wir haben es alle erlebt und uns überzeugt, daß selbst die zahlreichste Versammlung von tüchtigen, patriotischen und tapferen Männern noch nicht imstande ist, einer wirklichen Armee zu widerstehen. Die französischen Mobil- und Nationalgarden haben den Krieg um mehrere Monate verlängert, sie haben blutige Opfer gekostet, große Verwüstung und viel Elend bereitet, aber sie haben den Gang des Krieges nicht wenden können, sie haben Frankreich beim Frieden keine besseren Bedingungen verschafft. Vollends das Unwesen der Franktireurs hat unsere Operationen auch nicht einen Tag aufgehalten; wohl aber hat es selbst unserer Kriegführung zuletzt einen Charakter der Härte verliehen, den wir beklagen, aber nicht ändern konnten.

Die Prozesse, welche noch heute, nach drei Jahren, in Frankreich auftauchen, geben Ihnen ein Bild von der Verwilderung und den Greueln, welche unausbleiblich im Gefolge einer solchen Maßregel erscheinen. Meine Herren, wenn Sie die Nation bewaffnen, so bewaffnen Sie mit den guten Elementen zugleich die schlechten, und deren hat ja jede Nation. Die ersteren sind ja unendlich überwiegend. Aber haben wir nicht bei uns selbst die Erfahrung mit unseren Bürgerwehren gemacht, wie bald der zuverlässige Teil derselben der Sache überdrüssig wird, in aller Stille verschwindet und dem unzuverlässigen das Feld frei läßt? Meine Herren! Die Gewehre sind bald ausgeteilt, aber nicht sobald wieder zurückzubekommen.

Und glauben Sie, daß wir bei uns nicht auch Elemente beherbergen wie die, welche nach dem Kriege in Paris zur Herrschaft gelangt sind? Haben wir sie nicht, so wird man schon dafür sorgen, daß wir sie von außerhalb bekommen. Es mögen viel importierte Helden gewesen sein, welche in der französischen Hauptstadt die Denkmäler des französischen Ruhms vernichtet haben! Gott verhüte, daß wir ihnen jemals die Waffen in die Hände geben. Was sodann den Präsenzstand anbelangt, meine Herren, so möchte ich eindringlich davor warnen, ihn zu einer Budgetfrage zu machen. Ich weiß ja, daß geehrte Mitglieder des Hauses glauben, gerade an diesem Punkte festhalten zu müssen, um das unbestreitbare Recht der Steuerbewilligung den Landtagen zu wahren. Aber, meine Herren, erwägen Sie, ob Sie durch die Handhabung dieses Rechts nicht das Recht schädigen, welches das Land hat, auf Ihre Mitwirkung zu rechnen in einer Frage, wo es sich um den Bestand des Reiches handelt. Mir scheint, es ist doch wünschenswert, nicht wieder in ein neues Provisorium einzutreten, sondern endlich einmal definitiv festzustellen, was Deutschland für ein deutsches Heer zu leisten hat. Wenn Sie sich überzeugen können, daß wir mit Rücksicht auf innere und äußere Verhältnisse nicht weniger als 401 000 Mann im Frieden unterhalten dürfen, und wenn nach reiflicher Erwägung und Prüfung festgestellt wird, welcher Aufwand dafür nötig ist, so verzichten Sie allerdings darauf, diese selbe Summe alljährlich zu diskutieren, zu bewilligen oder abzulehnen; aber, meine Herren, Ihr Bewilligungsrecht ist dadurch nicht beeinträchtigt, es tritt in volle Geltung bei jeder Mehrforderung und bei jeder neuen gesetzlichen Regelung dieses Gegenstandes. Es muß die normale Ziffer des Friedensstandes notwendig auf eine lange Reihe von Jahren eine konstante blei-

ben. Durch Schwankungen dieser Ziffer tragen Sie die Unsicherheit hinein in alle die vielen umfassenden Vorbereitungen, welche lange vorher und bis in das letzte Detail festgestellt sein müssen, wenn Sie mit ruhiger Zuversicht einem Angriff von außen entgegensehen wollen. Erwägen Sie, daß jede Verminderung dieser Ziffer zwölf Jahre lang nachwirkt und daß keiner von uns übersehen kann, ob in zwölf Jahren Krieg oder Frieden sein wird. Nun, meine Herren, „es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt".

Aber ich denke, wir werden der Welt zeigen, daß wir eine mächtige Nation geworden und eine friedliebende geblieben sind, eine Nation, welche den Krieg nicht braucht, um Ruhm zu erwerben, und die ihn nicht will, um Eroberungen zu machen. Ich wüßte wirklich nicht, was wir mit einem eroberten Stück von Rußland oder Frankreich machen sollten.

Ich hoffe, wir werden eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten; vielleicht überzeugt sich dann die Welt, daß ein mächtiges Deutschland in der Mitte Europas die größte Bürgschaft ist für den Frieden von Europa.

Aber, meine Herren, um Frieden zu gebieten, müssen wir zum Kriege gerüstet sein, und ich meine, wir stehen vor der Entscheidung, entweder zu sagen, daß bei den politischen Verhältnissen Europas wir eines starken und kriegsbereiten Heeres nicht bedürfen – oder aber zu bewilligen, was dafür nötig ist.

Bewaffneter Friede

Reichstagssitzung vom 1. März 1880

Wer möchte in Abrede stellen, daß ganz Europa unter dem Druck eines bewaffneten Friedens seufzt! Es ist das gegenseitige Mißtrauen, welches die Nationen gegeneinander in Waffen hält. Kann dieses Mißtrauen überhaupt beseitigt werden, so wird es immer noch eher geschehen durch Verständigung von Regierung zu Regierung als durch andere Mittel, durch die babylonische Verwirrung von internationaler Verbrüderung, internationalen Parlamenten und was in der Richtung vorgeschlagen wird.

Meine Herren, alle Nationen bedürfen gleichmäßig des Friedens, und ich möchte behaupten, alle Regierungen werden den Frieden halten, solange sie stark genug sind, um es zu können. Viele betrachten ja die Regierung wie eine Art feindlicher Macht, die man nicht genug einschränken und beengen kann. Ich meine, man sollte sie in aller Weise stärken und stützen; eine schwache Regierung ist ein Unglück für jedes Land und – eine Gefahr für den Nachbar.

Wir haben alle Kriege ausbrechen sehen, die weder das Staatsoberhaupt – noch das wirkliche Volk gewollt haben, sondern die Parteihäupter, welche sich zu seinen Wortführern aufwarfen, die leicht beeinflußbare Menge und schließlich auch die Regierung nach sich zogen. Annexions- und Revanchegelüste, Mißbehagen über innere Zustände, das Streben, stammverwandte Völkerschaften an sich zu ziehen, die im Laufe der Zeiten anderen Staatenbildungen eingefügt sind – dies und vieles andere kann auch in Zukunft immer wieder neue Verwickelungen hervor-

rufen, und so fürchte ich allerdings, daß wir noch lange die schwere Rüstung tragen müssen, welche unsere geschichtliche Entwickelung und unsere Weltstellung uns aufnötigen.

Geschichtlich sind wir ja als Reich ein Neuling in der europäischen Staatenfamilie, und den Eindringling betrachtet man immer mit Mißtrauen, solange wenigstens, bis man ihn besser kennenlernt. Was dann unsere geographische Lage betrifft, – ja, meine Herren, alle unsere Nachbarn haben mehr oder weniger, ich möchte sagen, Rückenfreiheit; sie haben Pyrenäen und Alpen hinter sich oder halb barbarische Völkerschaften, die sie nicht zu fürchten brauchen. Wir stehen unter den großen Mächten mitteninne. Unsere Nachbarn im Westen und Osten haben nur nach einer Seite Front zu machen, wir nach allen; sie können und sie haben schon im Frieden einen bedeutenden Teil ihrer Heeresmacht nahe an unseren Grenzen dislozieret, während unsere Regimenter gleichmäßig verteilt stehen über das ganze Reich. Wir brauchen darin keine feindselige Absicht zu suchen. Wenn unsere Nachbarn wirklich Gefahr von Deutschland besorgen, so haben sie ja von ihrem Standpunkt recht; aber wir müssen doch mit diesem Verhältnis rechnen...

Meine Herren, unsere Armee steht hinter den Armeen unserer Nachbarn zurück in der Zahl. Sie kann es nur ausgleichen und sie gleicht es aus durch ihre innere Tüchtigkeit. Und daran sollte man nicht rühren.

Die zweijährige Dienstzeit ist ein Lieblingsgedanke besonders derer, welche nicht selbst dazu berufen sind, in einer möglichst kurzen Zeitfrist aus einem Rekruten einen Soldaten zu machen, d. h. einen Mann, der nicht bloß Parademarsch übt und auf Wache zieht, sondern der in gründlicher Kenntnis seiner komplizierten Waffe und im

vollen Vertrauen auf dieselbe unter den schwierigsten Verhältnissen selbständig handeln soll, einen Mann, der gelernt hat, zu gehorchen und zu befehlen, – denn auch der letzte Musketier wird Vorgesetzter, sowie er auf Posten steht oder eine Patrouille führt. Diese Aufgabe ist so leicht nicht, wie es vielleicht am Schreibtische aussieht. Es handelt sich dabei nicht bloß um die technische, ich möchte sagen, handwerksmäßige Abrichtung des Mannes – damit werden wir allenfalls in 20 Wochen, die hier für Übungen der Ersatzreserven vorgeschlagen werden, fertig; damit stellen wir ein Material her, welches mit Nutzen in den festen Rahmen der Armee eingereiht werden, aber niemals den Kern der Armee bilden kann. Nein, meine Herren, es handelt sich um weit mehr, es handelt sich um die Ausbildung und Festigung moralischer Eigenschaften, um die militärische Erziehung des Jünglings zum Manne. Das läßt sich nicht einexerzieren; es will eingelebt und angewöhnt sein.

Ich nehme Ihre Zeit nicht in Anspruch mit Darlegung der großen Nachteile, welche aus kleinen Kadres für die Ausbildung der Mannschaft und namentlich ihrer Führer erwachsen. Ich gehe nicht näher ein auf die Schwierigkeiten, die bei sehr schwachen Bataillonen entstehen, bei der plötzlichen Verdreifachung der Mannschaft im Falle der Mobilmachung. Ich will nur beiläufig noch bemerken, daß unsere Nachbarn im Westen, die doch auch ein militärisches Urteil haben, trotz wiederholter Anforderungen sich nicht dazu haben verstehen können, die Dienstzeit in der französischen Armee herabzusetzen; sie halten drei Jahre, die wir ja nicht erreichen, für nicht ausreichend, um einen Soldaten auszubilden.

Aber, wie man auch darüber denken mag, das werden Sie zugeben, daß es kaum einen ungünstigeren Zeitpunkt

geben könnte als den gegenwärtigen, wollte man wirklich eine so tiefgreifende Maßregel einführen.

Meine Herren, man kann es ja aufrichtig beklagen, daß die eiserne Notwendigkeit dazu zwingt, der deutschen Nation neue Opfer aufzuerlegen. Freilich nur durch Opfer und harte Arbeit sind wir überhaupt erst wieder eine Nation geworden. Und welche ganz anderen Opfer, als die hier geforderten, eine feindliche Invasion nach sich zieht, das haben die Ältesten von uns noch selbst erlebt. Schon allein der Kredit des Staates beruht doch zunächst auf der Sicherheit des Staates. Welche Panik würde an der Börse ausbrechen, wie würden alle Besitzverhältnisse erschüttert werden, wenn die Fortdauer des Reiches auch nur angezweifelt werden könnte.

Meine Herren, vergessen wir doch nicht, daß seit dem Verfall der deutschen Kaisermacht Deutschland das Schlachtfeld und das Entscheidungsobjekt für die Hände aller anderen gewesen ist, daß Schweden, Franzosen und Deutsche Deutschland auf mehr als ein Jahrhundert in eine Wüste verwandelt haben. Auch später noch. Sind nicht die großen Trümmer am Neckar, am Rhein und tief ins Land hinein bleibende Denkmäler unserer einstigen Schwäche und des Übermuts unserer Nachbarn?

Wer möchte auch nur die Tage zurückrufen, wo auf das Machtgebot eines fremden Herrschers deutsche Kontingente gegen Deutschland marschieren mußten!

Nein, meine Herren, schützen wir vor allem die Ehre und die Sicherheit des Reiches, wahren wir die langersehnte, die endlich erreichte Einheit der Nation, fahren wir fort, Frieden zu halten, solange man uns nicht angreift, Frieden zu schützen auch nach außen, soweit unsere Kräfte reichen! Wir werden in diesem Bestreben vielleicht nicht allein stehen, sondern Bundesgenossen finden. Darin

liegt dann eine Drohung für niemand, wohl aber eine Bürgschaft für friedliche Zustände in unserem Weltteil, vorausgesetzt, daß wir stark und gerüstet sind. Mit schwachen Kräften, mit Armeen auf Kündigung läßt sich das Ziel nicht erreichen; nur in der eignen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation...

Das Heer – der Grundpfeiler des Friedens

Zum Militärpensionsgesetz

Reichstagssitzung vom 10. März 1886

.. Ich bitte die Herren, die Pensionsfrage noch von einem anderen, allgemeineren Standpunkte aus ins Auge zu fassen. Es liegt ja auf der Hand, wie wünschenswert es ist, daß Offiziere, die unter der Last der Jahre selbst empfinden, daß sie, zumeist in körperlicher Hinsicht, ihrer Aufgabe nicht mehr vollständig gewachsen sind, nicht genötigt sein sollten, über diesen Zeitpunkt hinaus fortzudienen aus Sorge für ihre Zukunft und die ihrer Angehörigen. Aber, meine Herren, es handelt sich hier in der Tat nicht bloß um diese, wenn auch zahlreiche Kategorie von Personen, sondern es kommt auch ein staatliches und politisches Moment in Betracht. Es wurde hier vor einiger Zeit gesagt: Wer hätte gedacht, daß wir nach einem Kriege, der so große Veränderungen in Europa hervorgerufen hat, noch 15 Jahre lang Frieden behalten würden? Ja, meine Herren, diesen Segen verdanken wir der Weisheit unseres Kaisers und der Politik seines Kanzlers, einer Politik, wie – soweit ich urteilen kann – die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat, wo ein mächtiger Staat, neben Lösung sozialer Probleme im Innern, nach

außen seine Macht, sein Ansehen und sein Übergewicht geltend macht, nicht um die Nachbarn zu bedrängen, sondern um den Frieden mit ihnen zu sichern, – und das nicht nur, sondern auch den Frieden der Nachbarn untereinander zu vermitteln. Aber eine solche Politik läßt sich nur durchführen gestützt auf ein starkes und kriegsbereites Heer. Fehlte dieses gewaltige Triebrad in der Staatsmaschine, so würde sie stocken, die Noten unseres Auswärtigen Amtes würden des rechten Gewichtes entbehren. Die Armee ist das Fundament gewesen, auf welchem eine solche Politik des Friedens sich hat aufbauen lassen; die Armee ist es, welche der diplomatischen Aktion Nachdruck und Rückhalt gewährt, aber nur solange, wie sie auch wirklich bereit und imstande ist, da einzutreten, wo der friedliche Zweck nicht erreicht werden kann. Und mit den Offizieren der Armee veraltet die Armee selbst, nicht bloß in den obersten Stellen, sondern auch, was weit bedenklicher wäre, bis hinunter in die überaus wichtigen Stellen der Hauptleute und der ihnen Gleichgestellten in den anderen Waffen.

Meine Herren, soll die Armee ihren Zweck erreichen, wollen Sie die Armee kräftig und jugendfrisch erhalten, so geben Sie ihr das Pensionsgesetz.

Zur Friedensstärke des deutschen Heeres

Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890

.. Noch unlängst, meine Herren, ist von jener Seite des Hauses, allerdings von der äußersten Linken, wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, daß alle unsere militärischen Vorkehrungen nur im Interesse der besitzenden Klasse erfolgen, und daß es die Fürsten sind, welche die

Kriege hervorrufen; ohne sie würden die Völker in Frieden und Freundschaft nebeneinander wohnen. Was nun vorweg die besitzende Klasse betrifft – und das ist jedoch eine sehr große, sie umfaßt in gewissem Sinne nahezu die ganze Nation, denn wer hätte nicht etwas zu verlieren? – die besitzende Klasse hat ja allerdings ein Interesse an allen Einrichtungen, welche jedem seinen Besitz gewährleisten. Aber, meine Herren, die Fürsten und überhaupt die Regierungen sind es wirklich nicht, welche in unseren Tagen die Kriege herbeiführen. Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns – wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg, und einen solchen mit allen seinen unabsehbaren Folgen heraufzubeschwören, dazu wird eine irgend besonnene Regierung sich sehr schwer entschließen. Nein, meine Herren, die Elemente, welche den Frieden bedrohen, liegen bei den Völkern. Das sind im Innern die Begehrlichkeit der vom Schicksal minder begünstigten Klassen und ihre zeitweisen Versuche, durch gewaltsame Maßregeln schnell eine Besserung ihrer Lage zu erreichen, eine Besserung, die nur durch organische Gesetze und auf dem allerdings langsamen und mühevollen Wege der Arbeit herbeigeführt werden kann. Von außerhalb sind es gewisse Nationalitäts- und Rassenbestrebungen, überall die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Das kann jederzeit den Ausbruch eines Krieges herbeiführen, ohne den Willen der Regierungen und auch gegen ihren Willen; denn, meine Herren, eine Regierung, welche nicht stark genug ist, um den Volksleidenschaften und den Parteibestrebungen entgegenzutreten – eine schwache Regierung ist eine dauernde Kriegsgefahr. Ich glaube, daß man den Wert und den Segen einer starken Regierung nicht hoch genug anschlagen kann. Nur eine starke Regierung kann heilsame Reformen

durchführen, nur eine starke Regierung kann den Frieden verbürgen.

Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt – wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!

Nun, meine Herren, wo es sich um so große Dinge handelt, wo es sich handelt um, was wir mit schweren Opfern erreicht haben, um den Bestand des Reiches, vielleicht um die Fortdauer der gesellschaftlichen Ordnung und der Zivilisation, jedenfalls um Hunderttausende von Menschenleben, da kann allerdings die Geldfrage erst in zweiter Linie in Betracht kommen, da erscheint jedes pekuniäre Opfer im voraus gerechtfertigt.

Es ist ja richtig, was hier mehrfach betont worden, daß der Krieg selbst Geld und abermals Geld fordert, und daß wir unsere Finanzen nicht vor der Zeit zugrunde richten sollen. Ja, meine Herren, hätten wir die sehr großen Ausgaben nicht gemacht für militärische Zwecke, für welche der Patriotismus dieses Hauses und der Nation die Mittel gewährt hat, so würden allerdings unsere Finanzen heute sehr viel günstiger liegen, als es gegen-

wärtig der Fall ist. Aber, meine Herren, die glänzendste Finanzlage hätte nicht verhindert, daß wir bei mangelnden Widerstandsmitteln heute am Tage den Feind im Lande hätten; denn lange schon und auch jetzt noch ist es nur das Schwert, welches die Schwerter in der Scheide zurückhält. Der Feind im Lande – nun, wir haben das zu Anfang des Jahrhunderts sechs Jahre lang getragen, und Kaiser Napoleon konnte sich rühmen, aus dem damals kleinen und armen Lande eine Milliarde herausgepreßt zu haben – der Feind im Lande würde nicht viel fragen, ob Reichsbank oder Privatbank. Sahen wir doch im Jahre 1813, als er schon im vollen Abzuge war, wie in Hamburg – damals eine französische Stadt – ein französischer Marschall zum Abschied die Hamburger Bank in die Tasche steckte. Der Feind im Lande würde schnell mit unseren Finanzen aufräumen. Nur ein waffenstarkes Deutschland hat es möglich machen können, mit seinen Verbündeten den Bruch des Friedens so lange Jahre hindurch hinzuhalten.

Meine Herren, je besser unsere Streitmacht zu Wasser und zu Lande organisiert ist, je vollständiger ausgerüstet, je bereiter für den Krieg, um so eher dürfen wir hoffen, vielleicht den Frieden noch länger zu bewahren oder aber den unvermeidlichen Kampf mit Ehren und Erfolg zu bestehen.

Meine Herren, alle Regierungen, jede in ihrem Lande, stehen Aufgaben von der höchsten sozialen Wichtigkeit gegenüber, Lebensfragen, welche der Krieg hinausschieben, aber niemals lösen kann. Ich glaube, daß alle Regierungen aufrichtig bemüht sind, den Frieden zu halten – es fragt sich nur, ob sie stark genug sein werden, um es zu können. Ich glaube, daß in allen Ländern die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung den Frieden

will, nur daß nicht sie, sondern die Parteien die Entscheidung haben, welche sich an ihre Spitze gestellt haben. Meine Herren, die friedlichen Versicherungen unserer beiden Nachbarn in Ost und West – während übrigens ihre kriegerischen Vorbereitungen unausgesetzt fortschreiten – diese friedlichen und alle übrigen Kundgebungen sind gewiß sehr wertvoll; aber Sicherheit finden wir nur bei uns selbst.

Zeittafel

26. 10. 1800: Geburt zu Parchim in Mecklenburg.
1805: Übersiedlung der Eltern nach Lübeck.
1811–17: Erziehung in der kgl. dänischen Land-Kadetten-Akademie zu Kopenhagen.
1818: Page am dänischen Königshof.
1. 1. 1819–5. 1. 1822: Sekondeleutnant im kgl. dänischen Infanterieregiment Oldenburg.
19. 3. 1822: Aufnahme in die preußische Armee als Sekondeleutnant im Leibinfanterieregiment Nr. 8, Frankfurt a. d. O.
Sommer 1823–26: Kommandiert zur Allgemeinen Kriegsschule Berlin.
1827–28: Lehrer an der Schule der 5. Division, Frankfurt a. d. O.
1828–31: Topographische Abteilung des Großen Generalstabes. Mai 1830 letztes aktives Kommando beim Landwehrersatz in Frankfurt a. d. O.
30. 3. 1832: Kommando zum Großen Generalstab.
30. 3. 1833: Versetzung in den Großen Generalstab als Premierleutnant.
Jan. 1835: Aufnahme in den Johanniterorden.
30. 3. 1835: Hauptmann.
Sept. 1835: Beurlaubung auf ein halbes Jahr nach Wien, Konstantinopel, Athen und Neapel.
Okt.-Nov. 1835: Reise von Breslau über Wien–Pest–Bukarest nach Konstantinopel.
1836–39: Kommando nach der Türkei zur Instruktion und Organisation der türkischen Truppen.
24. 6. 1839: Schlacht bei Nisib.
Dez. 1839: Rückkehr nach Berlin. Ritter des Ordens pour le mérite.

18. 4. 1840: Versetzung in den Generalstab des IV. Armeekorps, Berlin.
Winter 1840–41: Reise nach Italien.
Mai 1841: Verlobung mit Marie Burt in Itzehoe.
12. 4. 1842: Major.
20. 4. 1842: Vermählung in Itzehoe.
18. 10. 1845: Persönlicher Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom.
Sommer 1846: Topographische Aufnahmen von Rom und Umgebung.
Juli 1846: Tod des Prinzen Heinrich. Moltke reist nach Potsdam.
Sept. 1846: Rückreise Moltkes von Rom über Spanien und Frankreich nach Berlin.
24. 12. 1846: Versetzung als erster Generalstabsoffizier zum VIII. Armeekorps nach Koblenz.
16. 5. 1848: Abteilungsvorsteher im Großen Generalstab in Berlin.
22. 8. 1848: Chef des Generalstabes beim IV. Armeekorps in Magdeburg.
26. 9. 1850: Oberstleutnant.
2. 12. 1851: Oberst.
1. 9. 1855: Erster persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.
Herbst 1855: Reise nach Balmoral und London.
Mai–Juni 1856: Zweite Reise nach London.
9. 8. 1856: Generalmajor.
Aug.–Sept. 1856: Rußlandreise zur Krönung des Zaren Alexander II.
Dez. 1856: Pariser Reise.
Jan. 1857: Versetzung nach Breslau.
29. 10. 1857: Mit der Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee beauftragt.
Jan. 1858: Reise nach England zur Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm.
18. 9. 1858: Chef des Generalstabes der Armee.

31. 5. 1859: Generalleutnant.
Dez. 1861: Reise mit dem Kronprinzen nach England zur Beisetzung des Prinzgemahls.
11. 4. 1862: Preußischer Kommissar für die Küstenbefestigungskommission.
17. 11. 1863: Mitglied der Militärkonferenz in Frankfurt über Maßnahmen zur Durchführung der Bundes-Exekution in Holstein.
11. 2. 1864: Reise ins Hauptquartier zum Generalfeldmarschall von Wrangel.
30. 4. 1864: Mit den Geschäften eines Chefs des Stabes beim Oberkommando betraut.
Jan. 1865: Reise in Begleitung des Prinzen Friedrich Karl nach Wien.
8. 6. 1866: General der Infanterie.
28. 6. 1866: Abreise mit dem Hauptquartier von Berlin auf den böhmischen Kriegsschauplatz.
20. 9. 1866: Chef des Kolbergschen Grenadierregiments Nr. 9 (Graf Gneisenau).
Juni 1867: Zweite Pariser Reise.
Sommer 1867: Ankauf von Creisau
24. 12. 1868: Tod der Gattin.
8. 3. 1869: 50jähriges Dienstjubiläum.
20. 7. 1870: Chef des Generalstabes der Armee im Großen Hauptquartier für die Dauer des Krieges.
28. 10. 1870: Erhebung in den Grafenstand.
22. 3. 1871: Verleihung des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes.
16. 6. 1871: Generalfeldmarschall. Einzug der Truppen in Berlin.
April 1873: Reise nach St. Petersburg.
16. 2. 1874: Reichstagsrede zum Reichsmilitärgesetz.
31. 5. 1874: Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste.
Okt. 1875: Reise nach Italien im Gefolge Wilhelms I.
April–Mai 1876: Reise nach Rom und Neapel.

8. 3. 1879: 60jähriges Dienstjubiläum. Kreuz und Stern des Ordens pour le mérite.

27. 12. 1880: Ablehnung von Moltkes Abschiedsgesuch. Der Generalquartiermeister Graf Waldersee wird ihm zugeteilt.

April 1882: Schweizer Reise.

1887: „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870–71", veröffentlicht 1891.

10. 8. 1888: Entbindung von der Stellung als Chef des Generalstabes unter Ernennung zum Präses der Landesverteidigungskommission.

8. 3. 1889: 70jähriges Dienstjubiläum.

26. 10. 1890: Neunzigster Geburtstag.

16. 3. 1891: Reichstagsrede über die Einheitszeit im Eisenbahnverkehr.

24. 4. 1891: Tod.

Sachregister

Ackerbau 224
Adel 21, 222, 226
Adlerorden, Roter 255
–, Schwarzer 157, 212, 293
Alkazar 140
Allgemeine Militärpflicht 345
Allgemeines Landrecht 430
Amerikanischer Freiheitskrieg 450
Anarchie 352
Angriffskrieg 324
Antike 397
Aquädukte 129
Araber 55 ff., 138, 413
Armada 366
Attentat 342
„Augsburger Allgemeine Zeitung" 101
Aushebungskommission 439

Balkanpässe 188
Bartholomäusnacht 119
Belgische Frage 23
Belle-Alliance-Platz 333
Berufssoldaten 414
Bildersturm 355
Bodenkultur 406
Börse, Londoner 185
Brandenburger Tor 162
Bundestag 247
Bürgerkönig 23
Bürgerkrieg 359
Bürgerwehr, Berliner 171

Charlottenburger Mausoleum 349
Cholera 173, 293 ff.
Conquistadores 147

Demagogen 167
Demokraten 171
Demokratie 178, 185
Despotismus 352
Deutsche Literatur 396
„Deutsche Reform" 179
Deutsche Westmarken 426
Deutscher Bund 246, 281
Diktatur 164
Divisionsschule 5, 7
Dreißigjähriger Krieg 345

Eiderlinie 181
Einheit der Nation 458
Einigungswerk, deutsches 179, 182
Einzugsfeierlichkeit 333
Eisenbahn 109
–, Berlin-Hamburger 91
Eiserne Krone 337
Engelsburg 130
Enzyklika 339
Erbkaiserpartei 172
Erfindungen 429
Ewiges Edikt 361

Familienkongreß 108
Fatalismus 52
Feldzeugmeister 417
Feldzug 1762 32
Flankenmarsch 418
Flecktyphus 265
Franktireurs 329

Französische Literatur 397
Freiheit 21
Freischaren 324
Fremdenbesuch 325
Fremdenlegion 207
Friedenskirche 189, 242

Gedankenfreiheit 355
Generalstaaten 21
Generalstabsgebäude 332
Genter Verein 359
Geographische Gesellschaft, Londoner 75
Germanismus 381
Geusenbund 355
Gewissensfreiheit 354
Glaubensfreiheit 392
Goldene Horde 216
Goldenes Vlies 212
Göttinger Sieben 172
Großer Generalstab 34, 162
Grundbesitz 165

Handfeuerwaffen 346
Hauspolitik 426
Hausorden, Ernestinischer 255
Herkulesfäule 135
Hochkirche 234
Hohenstaufen 387
Hohe Pforte 37, 143
Humanität 345, 398

Institut für Völkerrecht 347
Insurrektion, polnische 257
Irmenfäule 205
Islam 384
Juden 408

Kapitol 129
Katholizismus 354
„Kladderadatsch" 314
Klassizität 397
Klein-Deutschland 256
Kleinkinderschule 343
Kleinstaaten 257
Klerus 21
Kolonialhandel 377
Kolosseum 129
Kommunalsteuer 430
Konduitenlisten 12
Konklave 338
Konkordat 339
Konservatismus 246
Koran 51, 140
Kreml 214 ff.
Kreuzberg 95
Kreuzpartei 187
Kreuzzeitung 192
Kriegsgefahr 415, 461
Kriegsrat 416
Kriegsrecht 344
Kriegsrüstungen 177
Kriegsschule, Allgemeine 1
Kronenorden 278
Kultur 336
Küstenschutz 250

Landleben 298
Landesvermessung 244
Landstand 297
Landwehr 166, 174
Landwehrsystem, preußisches 38
Latinismus 381
Lebensregel 103
Legenden 416
Leibeigenschaft 223, 367
Leipziger Platz 95, 192
Leopoldsorden 278
Liberalismus 161
Lustgarten 26, 319

Manöver 245, 254
Mannszucht 345
Marienburg 193, 251
Materialismus 344
Meergeusen 366
Meliorationen 222
Militärbudget 165 ff.
Militärdiktatur 308
Militärfiskus 432
Militärkonventionen 179
Militärsanitätswesen 242
Miliz 450
Mittelalter 397
Monarchie 161
Münster 341

Nationaldotation 296
Nationalehre 394
Nationalgarden 324
Nationalgefühl 246, 374
Nationalitäten 160
Nationalökonomie 32
Nationalpartei 399
Nationaltracht 218
Nationalversammlung 163
–, Frankfurter 171, 176
Neues Palais 100
Neutralität 193, 203
Niederländischer Adel 355
Norddeutscher Bund 433

Oberkommando 331
Obermilitärstudiendirektion 5
Öffentliche Meinung 341
Operationsarmee 279
Opernhaus, Berliner 99, 110
Ostindische Kompanie 365

Papsttum 339
Parlament, Erfurter 181
Patriotismus 323, 329, 450, 462
Paulskirche 171
Pensionsfrage 359
Pensionswesen 367
Pest 48 ff.
Peterskuppel 130
Pferdezucht 412
Popen 227
Potsdamer Tor 102
Präliminarfriede, Wiener 277
Preßfreiheit 367
Privatstunden 12
Proletariat 160, 222
Provinzialismus 398
Provinzialsparkasse 343

Rationalismus 399
Reformation 354
Reichsarmee 293
Reichsfürsten 426
Reichstag 331, 342, 347
Reichstagswahlen 295
Reichswehr 218
Republik 161
Republikanismus 381
Requisitionen 318
Restauration 164
Revolution, polnische 17
– 1830 20
– 1848 176
Rheingrenze 248
Ritterorden, Deutscher 193, 250
Romanismus 381
Römische Geschichte (Niebuhr) 131

Sanssouci 156 ff., 189, 240
Sarazenen 138 f.
Satrapen 381
Schafgraben 202
Schleichhandel 373

Schmalkaldischer Krieg 391
Schriftstellerei 25
Seidenkultur 412
Sicherheit 464
Singakademie 163, 169
Sirokko 336
Skala, Mailänder 336
Souveränität 374
Sozialdemokratie 441
Sozialismus 179, 332
Sozialistengesetz 440
Spanische Inquisition 355
Sprachgrenze 386
Städteordnungen von 1808 430
Staroſten 221, 225
Steuerverein 184
Straßentumulte 167
Süddeutsche Frage 325
Südtirol 335
Sundzoll 165

Tempelhofer Feld 259, 265
Terrorismus 323
Theaterzensur 170
Thronrede 294
Thüringer Wald 32
Tiergarten 102, 162
Topographisches Büro 5, 7, 24
Tower 209, 235
Tridentinum 334

Überschwemmungen 373
Übersetzungen 108

Verfassung 177
Völkerrecht 344, 445
Völkerwanderung 381
Volksaufgebot 401
Volksbewaffnung 166
Volksheer 324
Volkslieder 223

Waffenruhm 374
Weichselbrücke 193
Weltbürger 398
Weltgeschichte 308, 459
Weltherrschaft 339
Weltverbesserer 399
Westfälischer Friede 119
Westminster 236
Wiedertäufer 231
Wildpark 192
Wilhelmsplatz 27

Zapfenstreich 291
Zarenreich 217
Zins 222
Zivilisation 224, 227
Zollverband 184
Zündnadelgewehr 292

VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY